

Harald Rohr



Herzensschätze

Predigten zum Zeitgeschehen

Martin Domke
Katharina Henke
Karin Rohr
(Hrsg.)

Harald Rohr
1940 – 2016

Herzensschätze

Predigten zum Zeitgeschehen

Mit Beiträgen von:

Sabine von Barga, Alfred Buß,
Katharina Henke, Sebastian Neuß,
Marlies Schmidtpott, Karin Rohr,
Klaus-Peter Röber

Herausgeber:

Eine Welt Zentrum Herne

Redaktion: Martin Domke, Katharina Henke, Karin Rohr

Layout und Umbruch: Georg Temme

Umschlagfotos: Karin Rohr, Ulrich Katschmareck

Druck: Rosch-Buch Druckerei GmbH

© Eine Welt Zentrum Herne 2018

ISBN 978-37858-0749-1

Fotos: Martin Domke, Katrin Harms/Brot für die Welt (Seite 8),

Karin Rohr, Reinhard Wielepp, Eine Welt Zentrum Herne

Gedruckt auf FSC-zertifiziertem Papier

Die hier vorgelegten Predigten aus dem Nachlass von Harald Rohr stellen eine Auswahl aus 135 gottesdienstlichen Reden dar, die seine Ehefrau Karin Rohr zur Verfügung gestellt hat. Sie alle entstanden in der Zeit seines Ruhestandes zwischen 2002 und 2015 bei Magdeburg. In diesen Jahren war er zwar häufig als „Ehrenamtlicher Beauftragter von Brot für die Welt“ in den östlichen Bundesländern unterwegs, blieb aber vor allem der Stadtrandgemeinde Diesdorf bei Magdeburg stark verbunden. Dort wurden die meisten dieser Predigten auch gehalten. Es sind also „ganz normale Gemeindepredigten“, die hier einer breiteren Öffentlichkeit zugänglich gemacht werden.

Das Buch soll einen Einblick in die Arbeit des begnadeten Predigers und Menschenfreundes geben. Zugleich führt es die – heute mehr denn je – aktuelle Herausforderung an jede Kanzelrede vor Augen: die Bücher der Bibel im Kontext unseres Lebens zu hören und zu vermitteln, unmittelbar, schnörkellos. Die Texte sind zugleich die Erinnerung daran, dass jede Predigt politisch ist. Sie thematisieren die Lebensfragen der Menschheit im Licht biblischer Überlieferung und konfrontieren uns dabei mit den gegenwärtigen Überlebensfragen, ohne dabei in moralische Überheblichkeit oder Pathos zu verfallen. Vielmehr lässt ein tiefgründiger Humor etwas von der Freiheit der Kinder Gottes erahnen.

Neben den Predigten von Harald Rohr kommen auch Menschen zu Wort, die ihm Wegbegleiterinnen und Wegbegleiter waren. Es wird deutlich, auf wie unterschiedliche und doch vergleichbare Weise er sie und viele andere geprägt hat. Die Texte stehen stellvertretend für viele andere. Karin Rohr hat eine Kurzbiografie und einen Text zur Entstehung des Buches beigetragen und hilft so zum Verständnis von Haralds Werdegang und seinen Reden. Ihnen allen sei für ihre zum Teil sehr persönlichen Beiträge herzlich gedankt!

Pfarrerin Katharina Henke und ich haben uns der Kleinarbeit von Auswahl und Redaktion angenommen. Klaus-Dieter Gülck hat sich um das Register und viele Korrekturen verdient gemacht. Georg Temme, Grafiker und ebenfalls alter Weggefährte von Harald, hat das Layout übernommen. Beide gehörten übrigens zu den ersten Zivildienstleistenden im damaligen Informationszentrum Dritte Welt. Einen wesentlichen Teil der Korrekturarbeiten hat Karin Rohr mit einem Team von acht Menschen geleistet. Sie haben mit Behutsamkeit kleine Eingriffe vorgenommen, um die Lesbarkeit zu verbessern. Die oft unübliche Interpunktion wurde freilich beibehalten, um den Charakter des mündlichen Vortrags zu erhalten.

Die Anordnung der Predigten folgt den Schriften der Bibel, ein Register zum Kirchenjahr ist beigelegt, auf ein Stichwortverzeichnis haben wir bewusst verzichtet.

Schließlich muss erwähnt sein, dass das Ökumene-Referat der Evangelischen Kirche von Westfalen anlässlich des 40. Jubiläums des Eine Welt Zentrums einen erheblichen Druckkostenzuschuss zur Verfügung gestellt hat, für den wir sehr dankbar sind.

Nach der Veröffentlichung des Buches werden weitere Texte, auch die anderen hier nicht aufgenommenen Predigten, auf der Homepage des Eine Welt Zentrums zu finden sein. Ebenso arbeiten wir an einer Archivierung der zahlreichen Fürbitten, um sie elektronisch zugänglich zu machen.

Herne, im November 2018
Martin Domke

Pfarrer Martin Domke ist seit 2002 Geschäftsführer des Eine Welt Zentrums Herne.

Vorwort des Herausgebers	3
Predigten	9
Genesis 1, 5-8	Himmelfeste und Klimakonferenz 9
Genesis 8, 18-22	Solange die Erde steht... 15
Genesis 11, 1-9	Sprachverwirrung und Sprachenwunder 21
Genesis 22, 1-13	Isaaks Opferung 25
Genesis 50, 15-21	Josef vergibt seinen Brüdern 31
Genesis 50, 15-21	Josef vergibt seinen Brüdern (2) 35
Exodus 3, 1-12	Der brennende Dornbusch 39
Exodus 24, 1-2, 9-11	Vom Heiligen 43
2. Samuel 12, 1-10, 13-15a	Nathan und David 47
Jesaja 5, 1-7	Vom unfruchtbaren Weinberg 53
Psalms 23 und Johannes 10, 10-16	Der gute Hirte 59
Psalms 23	Der Herr ist mein Hirte 65
Psalms 34, 16	Gott sieht, Gott hört 71
Psalms 43, 5	Katastrophenhilfe 75
Psalms 98, 1-2	Der Kirchenchor der Weltchristenheit 79
Psalms 104, 27-28	Aller Augen warten auf dich 83
Psalms 118, 22-25	Der Eckstein 89
Matthäus 2, 13 ff	Zum Tag des Flüchtlings 93
Matthäus 5, 13	Wenn Kirchen sterben 99
Matthäus 6, 16-18	Beginn des Ramadan 105
Matthäus 6, 21	Herzensschätze 111
Matthäus 7, 12	Kaffee-Predigt 115
Matthäus 10, 16-20	Unter Wölfen 121
Matthäus 11, 2-6	Die Frage des Täufers 127
Matthäus 15, 21-28	Die kanaanaäische Frau 133
Matthäus 27, 37	„König der Juden“ 137
Matthäus 28, 16-20	Geht hin in alle Welt 141
Matthäus 28, 16-20	Mission 145
Markus 2, 23-28	Das Sabbatgebot und andere Gebote 149
Markus 7, 31-37	Taubstumm 155
Markus 14, 18-19	Verrat an Jesus – „Bin ich's?“ 159
Lukas 2, 1 ff	Weihnachtsgerüche 163
Lukas 2, 7	Maria in der Eiseskälte 167

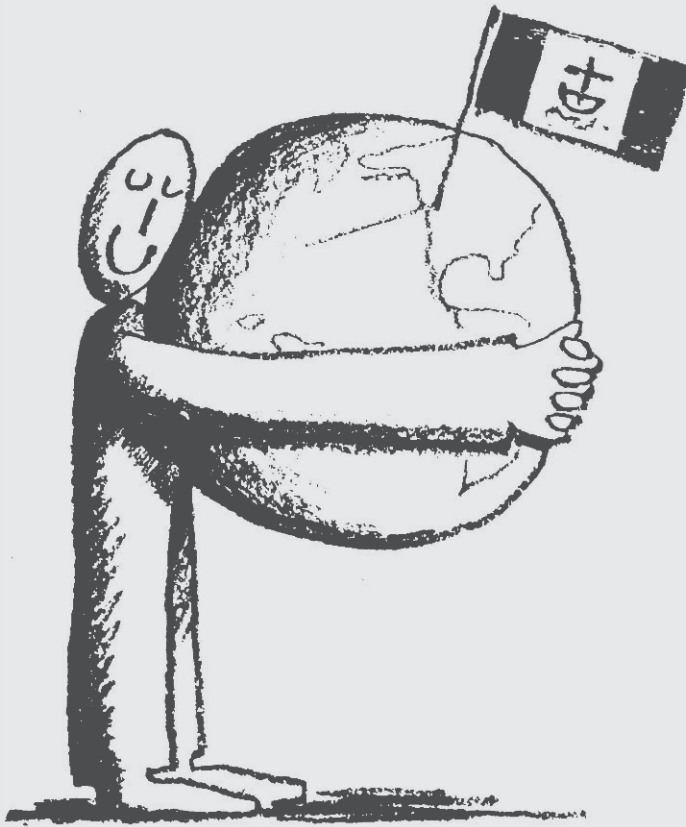
Lukas 2, 8-14a	Hirtenfeld und Grenzmauer	171
Lukas 2, 19	Heilige Nacht in Boomtown	175
Lukas 2, 40	„Das Kind wuchs“ – Lebensmut	179
Lukas 9, 51-56	Feuer vom Himmel?	183
Lukas 14, 16-24	Das große Gastmahl	187
Lukas 17, 11-19	Die zehn Aussätzigen	191
Lukas 19, 41-48	Jesus weint	197
Lukas 22, 42	Dein Wille geschehe	201
Lukas 24, 1-12	Osterbegegnungen	205
Johannes 21, 1-14	Der Auferstandene am See Tiberias	211
Römer 12, 14-15	Weint mit den Weinenden	217
Ohne Predigttext	Zum Reformationstag	221

Zwischentexte

Altarbehänge aus Indien (Karin Rohr)	14
Gebet für das Dritte Jahrtausend (Harald Rohr)	19
Gebet für die Zukunft der Menschheit – Der ökologische Fußabdruck (Harald Rohr)	57
Gedanken zu Noah (Sabine von Bargaen)	64
Der „Taubenfisch“ (Karin Rohr)	70
Wir brauchen einen langen Atem (Marlies Schmidtppott)	88
Gebet für die muslimischen Menschen im Jemenitischen Bürgerkrieg (Harald Rohr)	97
Die Eine-Welt-Krippe – Das Lumpenproletariat Gottes (Karin Rohr)	162
Weinen mit den Weinenden (Sabine von Bargaen)	216

Geleitworte

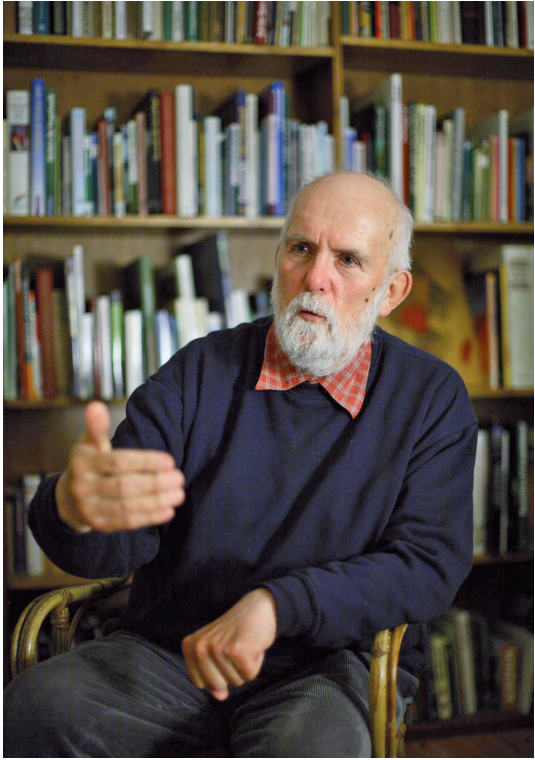
Liebe Christenmenschen... (Klaus-Peter Röber)	224
Urbi et orbi – Der Stadt und dem Weltkreis	226
Alle ins Gebet nehmen (Alfred Buß)	
Eine Homiletik der Weltverantwortung (Katharina Henke)	230
„Du kannst auf mich zählen“ (Sebastian Neuß)	232
Wie dieses Buch entstand und was ich dabei entdeckte (Karin Rohr)	234
Kurzbiografie von Harald Rohr (Karin Rohr)	236
Reihenfolge der Predigten im Kirchenjahr	239



JESUS CHRISTUS · DAS LEBEN DER WELT

6. VOLLVERSAMMLUNG DES ÖKUMENISCHEN RATES DER KIRCHEN
VANCOUVER · KANADA · 24. JULI – 10. AUGUST 1983

Auf dieser Vollversammlung einigten sich die Kirchen weltweit auf den „Konzi-
liaren Prozess“, mit der Verpflichtung, sich für Gerechtigkeit, Frieden und der
Bewahrung der Schöpfung einzusetzen. Für das damalige Informationszentrum
Dritte Welt wurde dies zum Programm. Bis heute nennt sich das Eine Welt Zen-
trum in seinem Untertitel „Arbeitsstelle für Gerechtigkeit, Frieden und Bewahrung
der Schöpfung“.



Himmelsfeste und Klimakonferenz

Am Anfang schuf Gott Himmel und Erde. Und die Erde war wüst und leer, und es war finster auf der Tiefe; und der Geist Gottes schwebte auf dem Wasser. Und Gott sprach: Es werde Licht! Und es ward Licht. Und Gott sah, dass das Licht gut war. Da schied Gott das Licht von der Finsternis und nannte das Licht Tag und die Finsternis Nacht. Da ward aus Abend und Morgen der erste Tag. Und Gott sprach: Es werde eine Feste zwischen den Wassern, die da scheidet zwischen den Wassern. Da machte Gott die Feste und schied das Wasser unter der Feste von dem Wasser über der Feste. Und es geschah so. Und Gott nannte die Feste Himmel. Da ward aus Abend und Morgen der zweite Tag.
(Genesis 1, 5-8)

Sie wird uns durch die kommende Adventszeit begleiten, Tag für Tag: die Weltklimakonferenz in Kopenhagen. Ich bin überzeugt: die wichtigste internationale Konferenz zu meinen Lebzeiten. Ich bin 70 Jahre alt. Als ich ein kleiner Junge war, legten Konferenzen die Weltordnung nach der Befreiung vom Hitler-Faschismus fest: Jalta, Potsdam. Die UNO wurde gegründet und mit ihr das Regelwerk der Menschenrechte. Weniger bekannt: die Welt-Finanzordnung, die bisher galt, bekam damals im amerikanischen Bretton Woods ihren Rahmen. 1970 trat der Nichtverbreitungsvertrag für Atomwaffen in Kraft, mit großen Schwächen, aber immerhin. 1995 entstand die Welthandelsorganisation WTO. An ihr haben die Kirchen in aller Welt erhebliche Kritik. Denn sie entpuppt sich als eine Ordnung der wohlhabenden Nationen zu Lasten der Armen – bis hin zu den Hungernden. Konferenzen, Entscheidungen, die unser Leben geprägt haben – und manchmal wissen wir es gar nicht. Die Weltklimakonferenz,

mit einem konstruktiven Ergebnis oder mit ihrem drohenden Scheitern, wird alle diese Meilensteine der Zeitgeschichte in den Schatten stellen. Kein Mensch auf Erden, keines unserer Kinder und Enkel, die nicht irgendwie von den Folgen betroffen sein werden. Die Atmosphäre, der Wind, die Wasserkreisläufe, CO₂, Methan oder Ozon kennen keine Grenzen, die sich mit Waffengewalt absichern ließen. Es gibt keine Inseln der Seligen, wenn wir der Schöpfung unheilbaren Schaden zufügen.

Wir sollten in Erinnerung behalten, dass die Bewahrung eines Erdklimas, das dem Leben von sieben Milliarden Menschen zuträglich ist, im zurückliegenden Wahlkampf absolut keine Rolle gespielt hat. Damit kann man uns Wählerinnen und Wählern nicht kommen, so haben die Berater der prominenten Politiker geurteilt und das Thema, so vermute ich, gesperrt. Arbeitsplatz und ein Einkommen, von dem du leben kannst, sind wichtiger. Natürlich sind sie wichtig! Aber was kommt danach? In wenigen Jahrzehnten, spätestens wenn unsere Konfirmanden und Abiturientinnen auf die Rente zu gehen? Nein, trotzdem Mund halten, wenn du am 27. September 2009 eine Wahl gewinnen willst.

Einen eigenen Standpunkt in den Gewissensfragen der Zeit gewinnen wir Christenmenschen, wenn wir uns an die Bibel halten. Das gilt seit jeher auch für die Fragen, vor denen die, die uns die biblischen Texte überliefert haben, zu ihrer Zeit nicht gestanden haben. Klima als globales Naturgeschehen, aufs Feinste vernetzt in Ursachen und Wirkungen, davon konnten sie nichts wissen. Aber sie wussten alles über die Treue Gottes, die unser Leben und alles Leben trägt. Der Schöpfer tut alles dafür, dass diese Erde der Ort wird, an dem das Leben blühen und gedeihen kann. Nicht als Schlaraffenland, nicht ohne mühselige menschliche Arbeit. Aber auf unserer Arbeit liegt Segen. Erntefeste sind von Anfang an Gottesdienst.

Unsere Erde hat eine wüste, eine lebensfeindliche Vergangenheit. Das sagt der erste Vers der Bibel. Das sagt nicht anders die erdgeschichtliche Forschung. Gott arbeitet an dem Rohling, dem ungeschliffenen Diamanten Erde. Wir Augenwesen sind davon überzeugt, dass da zuerst Licht vonnöten war, am ersten Schöpfungstag. „Es werde Licht – und es ward Licht“. Aber Licht allein schafft noch kein Vertrauen zum Leben. Ein Gefängnis, ein Todesstreifen können grell ausgeleuchtet sein. Und das sind dennoch Orte, wo wir beileibe nicht sein möchten. Das Licht der Morgensonne, womöglich nach einer Nacht mit schlechten Träumen ist von ganz anderer

Art als die Scheinwerfer. Es schenkt ganz von allein eine Portion Hoffnung und Mut – selbst vielen, die schwer krank sind. Ich bin noch im Leben. Es sind noch Menschen da. Gott kann noch etwas tun mit mir. Das Licht der Geborgenheit, es leuchtet über einer Erde, auf der der Schöpfer Geborgenheit erst möglich macht. Das ist die Botschaft der Himmelsfeste.

Sie ist das Werk des zweiten Schöpfungstages – und das einzige aus dem Kreis der Schöpfungswerke, das sich im naturwissenschaftlichen Weltbild nicht in einer Eins-zu-Eins-Entsprechung wiederfindet. Die Existenzfrage, die die Alten bewegte, war ja: wie kommt es, dass wir, umgeben von übermächtigen Naturgewalten, auf Erden dennoch sicher leben? Die Frage, die wir seit wenigen hundert Jahren beiseitegeschoben haben. Wir bilden uns ja ein, die Natur im Griff zu haben. Aber die Frage ist längst in unsere Herzen zurückgekehrt. Wir sind zwar davon überzeugt, dass uns der Himmel nicht sprichwörtlich auf den Kopf fallen kann – als finale, unbedingt tödliche Bedrohung. Aber alles Gute kommt auch nicht mehr von oben. Das Angstwort „Klimakatastrophe“ steht dafür.

Wir rechnen nicht mit einer durchsichtigen Barriere über unseren Köpfen, die himmlische Ozeane davon abhält, das Leben auf Erden zu ertränken. Unsere Himmelsfeste, wunderbar und völlig unentbehrlich für alles, was lebt – wir nennen sie die Erdatmosphäre. In kosmischen Dimensionen unglaublich dünn, wie hingehaucht auf unseren Planeten. Dabei Schutz bietend vor den tödlichen Auswirkungen des uns umgebenden Alls, aber durchlässig für das Sonnenlicht, von dem wir leben, und bis vor wenigen menschlichen Generationen auch mühelos imstande, die Kreisläufe des Lebens zu regeln. Selbst eine gewisse Festigkeit ist diesem Gasmantel eigen: verglühende Meteoriten, aber auch das Risiko heimkehrender Raumfähren zeugen davon.

Unsere vom Atem des Schöpfers hingehauchte Himmelsfeste, die Erdatmosphäre. Ihre Unentbehrlichkeit ist uns in wenigen Jahren mindestens so klar geworden, so unter die Haut gegangen, wie unseren Vorfahren der Gedanke an die Himmelsfeste. In ihr erkannten sie die Treue Gottes, gemäß dem Weltbild ihrer Zeit. Damit geben sie unserem Glauben die Richtung. Aber wir müssen begreifen, dass Gottes Wunderwerk nicht unzerstörbar ist. Wir Menschen sind nicht auf die Schöpfung losgelassen wie der Löwe auf das Zebra. In der Paradiesgeschichte hören wir als unabänderliche Richtlinie: „Gott setzte den Menschen in den Garten Eden, damit

er ihn bebaute und bewahrte.“ Dies Gebot verlangt Kreisläufe statt Raubbau. Nur so viel nehmen, wie wieder werden kann. Nur so viel aufbürden, wie die Himmelsfeste an Lasten tragen kann.

Ich habe die Schule mit einer Fünf in Mathematik verlassen. Aber die Rechnung ist so einfach, dass auch ich sie begreife. Leben wir weiter, wie wir's alle miteinander tun in diesem Teil der Welt, dann brauchten wir vier Erden, um die Hinterlassenschaften unseres Lebensstils irgendwo abzuladen. Wir haben aber nur die eine. Weitere stehen nicht in Aussicht. Käpt'n Kirk und seine Kollegen werden uns nicht helfen können. Wenn ihr's mir nicht glauben wollt, dann setzt euch zusammen mit eurer neuen Pfarrerin – aber rechtzeitig. Redet miteinander, betet und arbeitet. Denn wir müssen in wenigen Jahren lernen, der Schöpfung höchstens noch ein Fünftel dessen zuzumuten, was wir ihr heute an Lasten aufbürden, maximal zwei Tonnen CO₂ pro Christenmensch statt gegenwärtig zehn. Schwierig bei einem Produkt, das so unanschaulich ist, das noch niemand von uns in der Plastiktüte nach Hause getragen hat.

Reden, beten, arbeiten – sehen, urteilen, handeln. Unsere Gemeinden, diese Gemeinde ist der richtige Ort dafür. Denn die Menschen in unserem Teil der Welt brauchen Orte des Vertrauens. Orte der Hoffnung darauf, dass die Umkehr zum Leben gelingen kann. Wir brauchen die Alternative zu dem grässlichen Motto: „Lasst uns essen und trinken, denn morgen sind wir tot.“ Unsere Voraussetzungen sind die besten. Denn unser Glaube sagt uns längst, worüber die Politik noch erbittert streiten wird: dass alle Menschenkinder unserem Gott gleich wichtig und wert sind. Erinnern wir uns des Volkes Israel in der Wüste, als es lebte vom Manna. Da versuchten manche zu horten. Und was zu viel war, vergammelte ihnen über Nacht. Im Volk Gottes gab es keine Sonderrechte. Dem Bild der gierigen Manna-Sammler steht das Bild vom Ufer des Sees Genezareth gegenüber. Von Wenigem, viel zu Wenigem, wie es schien, sind Abertausende satt geworden. Im Vertrauen auf Jesus konnten die Jünger etwas beisteuern, was wirklich zählte. Was wir beisteuern können zu Gerechtigkeit und Frieden – zur Bewahrung der Schöpfung, von der das Leben abhängt, wie wir es kennen – das entdecken wir erst dann, wenn wir Jesus, wenn wir das Evangelium beim Wort nehmen. Wobei das Wort unseres Gottes notorisch unterschätzt wird. Eigentlich erstaunlich, 20 Jahre nach der friedlichen Revolution in Deutschland.

Schicksalhafte Weltklimakonferenz im Advent 2009. Gelegenheit für jede Gemeinde, bei sich selbst anzufangen. Alle entscheidenden Fragen sind gestellt: Umgang mit Energie, mit unseren Gebäuden, unser Beschaffungswesen und so weiter. Die Studie „Zukunftsfähiges Deutschland“ unserer evangelischen Hilfswerke, dazu eine nagelneue Denkschrift des Rates der EKD, Studienmaterial für Gemeindekirchenräte und Gruppen – alles liegt auf dem Tisch. Beschäftigung damit ist Christenpflicht. Aber alles bleibt nichts, wenn wir den Schatz ungenutzt lassen, den die Bibel uns schenken will: das Vertrauen zu dem Gott, dessen Himmelsfeste alle schützt, die leben wollen – ohne Unterschied und Vorrechte. Und den Blick auf Jesus, der uns zeigt, dass an Gottes Tisch Platz und Brot für alle ist.



*Solange die Erde steht, soll nicht aufhören Saat und Ernte,
Frost und Hitze, Sommer und Winter, Tag und Nacht*
Genesis 8, 22

Die in diesem Buch abgebildeten Altarbehänge stammen aus einem Ausbildungszentrum für schutzbedürftige Frauen in Südindien (Society for Rural Education and Development). Das Zentrum ist Teil einer Menschenrechtsbewegung, in der vor allem Dalits, aber auch andere Randgruppen (landlose Farmer und die Ärmsten in der indischen Gesellschaft) um ihre Rechte kämpfen. Gemeinsam mit dem Grafiker Georg Temme entwarfen die Frauen die Paramente, durch deren Verkauf das Herner Zentrum die Frauen jahrelang unterstützen konnte.

„So lange die Erde steht...“ – Gott besinnt sich eines Besseren

So ging Noah heraus mit seinen Söhnen und mit seiner Frau und den Frauen seiner Söhne, dazu alle wilden Tiere, alles Vieh, alle Vögel und alles Gewürm, das auf Erden kriecht; das ging aus der Arche, ein jedes mit seinesgleichen. Noah aber baute dem HERRN einen Altar und nahm von allem reinen Vieh und von allen reinen Vögeln und opferte Brandopfer auf dem Altar. Und der HERR roch den lieblichen Geruch und sprach in seinem Herzen: Ich will hinfort nicht mehr die Erde verfluchen um der Menschen willen; denn das Dichten und Trachten des menschlichen Herzens ist böse von Jugend auf. Und ich will hinfort nicht mehr schlagen alles, was da lebt, wie ich getan habe. Solange die Erde steht, soll nicht aufhören Saat und Ernte, Frost und Hitze, Sommer und Winter, Tag und Nacht.

(Genesis 8, 18-22)

Unser Gott besinnt sich eines Besseren. Er kann es, er will es, er tut es, unwiderruflich. Und von dieser Sinnesänderung leben wir, lebt die ganze Schöpfung. Das ist die Botschaft dieser von Versöhnung geprägten Schlusszene der Überlieferung von der großen Flut. Was vorherging, ist entsetzlich genug. Aus enttäuschter Liebe hat Gott beinahe vollständig umgebracht, die er ins Leben gerufen hatte, Menschen und ihre Mitgeschöpfe. Dieser Täter ist nicht zu verwechseln mit einem kindlichen Ingenieur, der die Sandburg am Strand wieder einreißt, weil sie doch nicht so toll geworden ist. Nein, im menschlichen Rechtswesen nennen wir das Mord. Die „Menschen vertilgen wollen von der Erde“, wie Gottes Gedanken vor der Sintflut im Bibeltext zitiert werden, das ist das Hemmungsloseste, das Böseste, was sich denken lässt, wenn wir diesen Vorsatz

einmal ablösen von dem Namen Gottes. Töten wollen um jeden Preis, das ist der schlimmste Wahn, der Gewaltherrscher auf Erden befallen kann. Psychiater sagen Hitler diesen Wahn nach. Und auch der hatte eine Begründung für seine Mordtaten zur Hand: unwertes Leben von Behinderten, die Juden, das Krebsgeschwür der Menschheit. Am Ende 1945, das ganze deutsche Volk, das versagt haben sollte in einem wahnhaften Kampf um Vorherrschaft auf Erden.

Nein, vor diesem Gott, der die Sintflut will und hereinbrechen lässt, vor dem erschrecke ich zu Tode. Gleichzeitig fällt mir ein, was man auf der Polizeischule lernt: nicht Hass, sondern enttäuschte heiße Liebe ist das häufigste Mordmotiv. Auch deshalb ist die Mord-Aufklärungsquote so hoch. Gott, der in seiner Liebe enttäuschte Mörder, anders kann man es kaum nennen. Der schreckliche Gott, der eine Ausnahme macht, zu der der Hassmörder Hitler nie fähig gewesen wäre: Noah mit seinen Leuten in der Arche, von der es heißt, Gott selber habe sie sicher verschlossen, er wird verschont. Noah ist für Gott unentbehrlich – als Partner seiner Umkehr, der Umkehr Gottes zum Leben. Ich sollte in das gewaltige Gleichnis der Sintflutgeschichte nicht zu viele Einzeldeutungen hineinlegen. Aber ich frage mich schon, wie jemand, der Zeuge des fast vollständigen Untergangs geworden ist, unmittelbar danach einen Opfergottesdienst feiern kann, als ob sein Glaube von dem Erlebten nicht bis in die Grundfesten erschüttert worden wäre. Aber Noah hat die Kraft, diesen todbringenden Gott anzurufen, ein einzelner Mensch, ein überlebender Adam. Er vermag nach wie vor „Ja“ und „Du“ zu diesem Gott zu sagen. In beider Herzen vermögen wir nicht hineinzusehen, weder in das Herz Noahs noch in das Gottes. Aber der Wortlaut der biblischen Überlieferung drängt zu der Feststellung, dass der Mensch im Herzen Gottes etwas bewegt. Ja, Gott hat ein Herz, das sich bewegen lässt.

Für unsere muslimischen Landsleute schlecht erträglich. Gott reagiert auf Noahs Opfergabe mit seinen Sinnen, sinnlich. „Und der Herr roch den lieblichen Geruch und sprach in seinem Herzen...“ Gott, ich sage es rund heraus, lässt sich herumkriegen – über die Nase. Für unser Empfinden noch ein Stück sinnlicher, als wenn von Gottes Auge oder Ohr die Rede wäre. Nach den Regeln der Kommunikation, die die Werbung beherzigt, heißt das: Gott ist gefangen durch einen Sinnesreiz. Er muss angemessen reagieren auf die vorbehaltlose Zuwendung des neuen Adam. Und deshalb antwortet

er mit einer Selbstreflexion – und dann mit der Proklamation seiner Sinnesänderung, seiner Umkehr zum Leben. Selbstreflexion: Ja, der Mensch ist, wie er ist, böse von Jugend auf. Und dann, grandios unlogisch: Ich will ihn künftig völlig anders behandeln „Solange die Erde steht, soll nicht aufhören Saat und Ernte, Frost und Hitze, Sommer und Winter, Tag und Nacht.“ Dieser vorbehaltlose Satz, ohne jede Hintertür: er ist der Grundlagenvertrag, auf den sich die Erntedankfeste der Kirchen in allen Erdteilen und Klimazonen stützen.

In diesen Wochen vor der Weltklimakonferenz in Kopenhagen, der wichtigsten internationalen Konferenz seit Menschengedenken möchte ich ihn die Magna Charta, die gottgegebene Magna Charta für das Weltklima nennen. Nicht für irgendein Klima, sondern für Klimaverhältnisse, die Säen und Ernten in den so verschiedenen Zonen der Erde auch künftig möglich machen. Saat und Ernte, gestützt auf die Klima-Kreisläufe, sollen nicht aufhören; diese Zusage gilt eben nicht nur im EU-Europa, wo wir bisher vergleichsweise wenig von drohendem Nahrungsmangel spüren. Sie gilt auch in den Dürreregionen Kenias und des Sudans (*Hinweis auf ausliegende Prospekte von „Brot für die Welt“*). Sie gilt dort, wo nie gekannte Fluten das Leben ersäufen, vorgestern in Istanbul, gestern in Westafrika, heute in Manila oder an den Stränden des fernen Samoa. Eine Adressenliste der Klima-Desaster, die ständig länger wird.

Wer an dieser ökumenischen, weltweiten Geltung der Zusagen des reuigen Schöpfers zweifelt, erinnere sich des Glaubensbekenntnisses, das wir vorhin wie in jedem Gottesdienst gesprochen haben: „Ich glaube an die heilige christliche Kirche, die Gemeinschaft der Heiligen.“ Wobei, ich denke, das wissen wir, mit den „Heiligen“ nicht Petrus in Rom oder Elisabeth in Thüringen gemeint sind, sondern wir alle, die wir Gott nahe sind, weil wir Christi Namen tragen. Die Gemeinschaft der Heiligen, wahrhaft klassenlos, für Gott ohne Unterschied Anlass zu Freude und Fürsorge. Da ist es nur logisch, dass wir Christenmenschen an die Seite derer gehören, die weltweit für Vernunft und Gerechtigkeit beim Umgang mit den gewaltigen Gefahren des Klimawandels eintreten. Und nur damit wir uns nicht falsch verstehen: die Magna Charta des Schöpfers für das Weltklima gilt auch dort, wo man Christenmenschen unter Millionen anders Glaubender mit der Lupe suchen kann, sagen wir mal in Pakistan, Bangladesch oder in großen Teilen von Deutschland.

Gottes Grundlagenvertrag für die Ernten der Menschheit, sein Versprechen, dass wir Menschen überall auf Erden bei der Aussaat auf die Ernte hoffen dürfen, solange wir die Klima-Tatsachen in Rechnung stellen, bewahrt uns vor Fatalismus oder Verderben bringendem Egoismus: „Nun ja, da ist wohl was im Anzug, aber so schlimm wird's schon nicht werden. Und wenn doch, wir hier werden uns wahrscheinlich am längsten halten können. Und wenn am Ende alles nichts hilft, müssen wir uns die anderen irgendwie vom Leibe halten. Krieg fürs Überleben, das muss doch erlaubt sein.“ Was wäre das anderes als ein Drehbuch für die zweite Flut, diesmal, zum Entsetzen Gottes, der sich längst eines Besseren besonnen hat, von uns Menschen gemacht. Kein *science fiction*, sondern ohne weiteres möglich. Wir müssen nur weitermachen wie bisher, sonst nichts. Vier Grad globaler Temperaturanstieg und mehr sind ohne weiteres drin, Kollaps der Atmosphäre, Wasser- und Windkreisläufe außer Kontrolle, gigantische Verluste an Ackerflächen, Land unter für Hunderte von Millionen, globale Flüchtlingsströme.

Alles möglich. Aber alles nicht zwangsläufig, schicksalhaft. Gott selbst lebt uns vor, was nottut, ohne Verzug: Umkehr zum Leben. Ich höre an diesem Erntedankfest den Ruf Gottes an uns: Tut es mir gleich. Kehrt um zum Leben, jetzt. Von einem Tag, von einer Stunde zur anderen – wie ich, als Noah mir von neuem sein Vertrauen schenkte, so dass ich ihm nicht widerstehen konnte. Was hieße das, dieses In-Gottes-Fußstapfen-Treten? So wie Gott selbst es tat, uns eingestehen, was ist, uns eingestehen, wie wir sind, unser Herz. Ja, wir versuchen zu haben, mehr als wir brauchen; zu leben hinter den Mauern unserer Interessen, Bequemlichkeiten, Gewohnheiten und Vorurteile. Eigentlich ist unser Herz unfähig, über den engen Kreis unseres Lebens hinaus zu fühlen und Verantwortung zu übernehmen.

Aber wir kennen Jesus, die Lebensregeln seiner Bergpredigt. Und darum soll für uns gelten, was wir eigentlich gar nicht wollen und nicht praktizieren: Das tägliche Brot unserer Nächsten, nah und fern, wird uns genauso wichtig sein wie unser eigenes. Wir werden trügerischen Versprechen nicht folgen, die zu Lasten von Brot und Leben unserer fernen Nächsten gehen. Nur ein Beispiel: diese Fata Morgana, dass Agrartreibstoffe unser Quasi-Menschenrecht auf ein Privatauto garantieren werden. Wir werden uns bemühen zu verstehen, was künftig in unserer Wirtschaft noch wachsen darf und wachsen soll – und was auf keinen Fall. Auch wenn wir alt sind:

wir werden unser Denken, Fühlen und Handeln auf die Zukunft richten, solange wir leben – wie Jesus, dem das anbrechende Reich Gottes und seine Gerechtigkeit über alles ging. Denn Gottes Liebe zum Leben reicht über die Grenzen unserer Erdenjahre hinaus. Das Jahr 2050 ist ein Ding meines Glaubens – auch wenn ich es mit Gewissheit nach Menschenart nicht erleben werde.

Womit wir am Erntedankfest 2009 wieder beim Klima wären, dem zur Zukunft fähigen Umgang mit seinem Wandel. Unser Gott hat sich einst eines Besseren besonnen. Deshalb leben wir – wir und unsere Mitmenschen in anderen Klimazonen der Erde. Jesu Gebetsanleitung „Unser täglich Brot gib uns heute“, uns allen, nicht allein mir – sie ist der Ruf, die Einladung, dass auch wir uns eines Besseren besinnen. Zum Wohl der Menschen, die 2050 vielleicht in diesem Raum und in aller Herren Länder Erntedank feiern wollen.

Gebet für das Dritte Jahrtausend

Tausend Jahre sind bei Dir
wie ein Tag unseres Lebens
oder wie eine durchwachte Nacht.
Alle Zeit, die unsere Gedanken umfassen,
ist Deine Zeit, Zeit mit Dir,
Deine Zeit mit uns.

Auf Dich verlassen wir uns auch jetzt
da wir ein neues Jahrtausend zu zählen beginnen.

Nimm uns Menschen an die Hand
und lehre uns nach Deinem Willen zu leben,
dass wir das Lebensrecht unserer Kinder
und ihrer Mitgeschöpfe achten.

Erfülle uns mit Lebensmut durch die Gewissheit,
dass wir Dir wichtig und kostbar sind,
Mensch für Mensch.
Wecke in uns die Liebe zur Gerechtigkeit,
die Tatkraft für den Frieden
und den Willen, Deine Schöpfung zu bewahren.
Rühre unsere Herzen an durch die Stimme Jesu,
damit wir zur Zukunft fähig werden.
Gib uns eine neue Sprache, von dem zu reden,
was Du uns geschenkt hast.

Lass unsere Welt von neuem die Werke Jesu sehen:
wie das Brot geteilt wird
und wie Fremde einander verstehen,
wie die Schwerter nutzlos werden
und die Kinder zu Ehren kommen.
Dann werden auch die,
die nach uns kommen, bekennen,
dass Deine Güte jeden Morgen neu ist.

Harald Rohr zum 31. Dezember 1999

„Bete und arbeite.“ Nach diesem Motto hat Harald Rohr mehr als 30 Jahre wöchentlich Fürbitten zum politischen Tagesgeschehen formuliert. Zuerst wurden sie auf Papier, dann per Fax im Kirchenkreis Herne und später über große elektronische Verteiler bundesweit verbreitet.

Die beiden wichtigsten Verteiler sind bis heute das Eine Welt Zentrum Herne und das Hilfswerk „Brot für die Welt“. In den letzten Lebensjahren hatte Harald Rohr sich ein kleines Team gesucht, das diese Arbeit auch nach seinem Tode ohne Unterbrechung weiterführen konnte. „Brot für die Welt“ nutzt diese Fürbitten nur in Auswahl. Über das Eine Welt Zentrum werden immer alle Fürbitten versandt.

Sprachverwirrung und Sprachenwunder

Es hatte aber alle Welt einerlei Zunge und Sprache. Als sie nun nach Osten zogen, fanden sie eine Ebene im Lande Schinar und wohnten daselbst. Und sie sprachen untereinander: Wohlauf, lasst uns Ziegel streichen und brennen! – und nahmen Ziegel als Stein und Erdbarz als Mörtel und sprachen: Wohlauf, lasst uns eine Stadt und einen Turm bauen, dessen Spitze bis an den Himmel reiche, damit wir uns einen Namen machen; denn wir werden sonst zerstreut in alle Länder. Da fuhr der HERR hernieder, dass er sähe die Stadt und den Turm, die die Menschenkinder bauten. Und der HERR sprach: Siehe, es ist einerlei Volk und einerlei Sprache unter ihnen allen und dies ist der Anfang ihres Tuns; nun wird ihnen nichts mehr verwehrt werden können von allem, was sie sich vorgenommen haben zu tun. Wohlauf, lasst uns herniederfahren und dort ihre Sprache verwirren, dass keiner des andern Sprache verstehe! So zerstreute sie der HERR von dort in alle Länder, dass sie aufhören mussten, die Stadt zu bauen. Daher heißt ihr Name Babel, weil der HERR daselbst verwirrt hat aller Länder Sprache und sie von dort zerstreut hat in alle Länder.
(Genesis 11, 1-9)

Mein nächstes Enkelkind, das noch ungeboren ist, wird es diesbezüglich wohl leichter haben als ich. Mutter Peruanerin, Vater Deutscher. Da darf man hoffen, dass das Küken die ersten beiden Sprachen seines Bildungsweges ohne große Mühe aus der Luft fischen wird. Ansonsten kann Sprachen lernen zu müssen zum wahren Kreuz werden – auch ein Grund, warum diese großartige Geschichte vom Turmbau zu Babel so populär ist – weit über die Kreise von Bibellesern hinaus.

Der Turmbau zu Babel: gewissermaßen der dunkle Hintergrund, vor dem die Pfingstgeschichte umso heller leuchtet. Sicher auch eine Geschichte, die mit den unheimlichen Gefühlen nomadisierender israelitischer Hirten angesichts der Weltstädte ihrer Zeit zu tun hat. Sich einen Namen machen, dem Vergessenwerden entkommen durch die Weltwunder, die man der Nachwelt hinterlässt: ungezählte Male und zu allen Zeiten war und ist das ein Motiv für die Großprojekte der Mächtigen und Reichen. Und wir einfachen Leute sonnen uns gern ein bisschen mit im Glanz der atemberaubenden Schaustücke. „Der Dom zu Magdeburg oder der Jahrtausendturm: kommt nach Magdeburg und schaut sie euch an!“ Bis an den Himmel, also durch die normal-menschliche Brille gesehen bis dahin, wohin die Wolken gelegentlich sinken, reichen unsere Rekord-Wolkenkratzer längst. Aber am 11. September 2001 hat kein zorniger Gott vom Himmel zugeschlagen, sondern menschlicher Hass und Wahnsinn. Gott beurteilt – ich denke da können wir sicher sein – unsere Bauvorhaben nicht nach ihrem Format, sondern nach ihrem Zweck. Eine kleine Folterkammer ist in seinen Augen verwerflicher als Hochhaus, auch wenn es potthässlich sein sollte. Die innere Stimme Gottes sorgt sich folglich auch nicht um die Großbaustelle, sondern um die Herzen der Menschen: „Das ist erst der Anfang. Nun wird ihnen nichts mehr verwehrt werden können von dem, was sie sich vornehmen.“ Dieselbe Sorge wie schon in der Paradiesgeschichte. Der Mensch, der gegen Gottes Willen vom Baum der Erkenntnis isst und danach allein entscheiden will, was Gut und was Böse ist. Nicht Groß oder Klein ist das Problem – sondern Gut oder Böse, im Maß oder maßlos. Wes Geistes Kinder wollen diese Menschen sein? Wenn alle Menschen unter einem Befehl stehen, einem von Menschen gesetzten Ziel dienstbar gemacht werden, dann ist das Leben in Gefahr. Eine globalisierte Weltwirtschaft, die letzten Endes keinem anderen Ziel folgt, als die Bilanzen der Gewinner noch glänzender zu machen, solch ein Projekt ist nicht weit von Babel entfernt: alle Menschen sollen oder müssen ihm dienen. Erfolg und Ruhm den Gewinnern – und jeder ist in diesem Spiel des eigenen Glückes Schmied.

Welches Format haben solche menschlichen Megaprojekte in den Augen Gottes? Die Jahrtausende alte Geschichte macht das unnachahmlich klar: „Da fuhr der Herr hernieder, dass er sähe die Stadt und den Turm, die die Menschenkinder bauten.“ Die Sache ist zu winzig, als dass sie vom

Thron Gottes aus klar zu erkennen ist. Gott muss sich hinbemühen, gewissermaßen die Lupe zur Hand nehmen. Wenn irgendwo Ironie in biblischen Texten im Spiel ist, dann hier. Wer sich im eigenen Leben an den Gott hält, den Jesus bezeugt, der gewinnt durch dies Bild vom Gott, der die Lupe zur Hand nehmen muss, das nötige Stück innerer Freiheit gegenüber allen menschlichen Allmachtsphantasien.

So zerstreut sich also die Belegschaft der Großbaustelle Babel in alle Welt und verliert sich aus dem Blick. Das ist die Strafe, wurde mir im Kindergottesdienst erklärt. Heute bin ich mir da nicht mehr so sicher. Ist das wirklich eine Strafe Gottes oder eine Schutzmaßnahme? Gott zerschlägt dieses Monopol und schützt damit den Menschen vor sich selbst. So kann man es auch sehen – ehrlich gesagt, so sehe ich es. Denn wenn immer die Mächtigen der Geschichte seither versucht haben, möglichst alle Menschen unter eine Idee, einen Befehl, eine Herrschaft zu pressen, ist Unheil daraus entstanden – allen großen Worten zum Trotz. Und auch dann, wenn die Kirche in ihrer Geschichte das Reich Jesu mit den Reichen dieser Welt verwechselt hat, ist entsetzlich viel Blut geflossen und Schuld offenbar geworden.

Darum ist das pfingstliche Sprachenwunder auch nicht einfach die Rückkehr nach Babel. Der Kernsatz der Pfingst-Geschichte lautet: „Hören wir sie nicht in unseren Sprachen von den großen Taten Gottes reden?“ Kein Welt-herrscher, überhaupt kein Mensch verschafft sich hier Gehör und Macht über Menschenherzen. Der barmherzige Gott, der Gott für die Mühseligen und Beladenen, der Gott, der für uns da ist, will, dass alle Menschen seine Einladung verstehen. Jesu Wunsch, dass seine Jüngerinnen und Jünger, die Trägerinnen und Träger der Guten Nachricht sich untereinander erkennen und verstehen, geht in Erfüllung. Jesus will ihnen die Angst nehmen vor den vielfältigen Barrieren, die Menschen voneinander trennen.

Dabei trennen ja nicht nur uns unbekannte Fremdsprachen. Das Deutsch, das Mitmenschen sprechen, ist beileibe keine Garantie dafür, dass wir einander verstehen. Der verzweifelte Satz: „Du verstehst mich nicht“ hat nichts zu tun mit deutschem Wortschatz und Grammatik, sondern mit der Begriffsstutzigkeit des Herzens. Dass Gottes Geist unsere Sprachlosigkeit füreinander zu überwinden verspricht, ist der nächstliegende Teil des Pfingstwunders. Das spezielle Verstehen über tatsächliche Sprachgrenzen hinweg kann man freilich in der weltweiten Kirche unserer klein gewordenen Welt auch hin

und wieder erleben. Ich erinnere mich, wie philippinische Nonnen zu Zeiten der Diktatur eine natürlich nicht genehmigte Demonstration planten, um an das Schicksal Tausender von Gewissensgefangenen zu erinnern. Dabei würden sie auf die Straßensperren schussbereiten Militärs treffen. Ich war Zeuge und verstand kein Wort *Tagalog*, so heißt die Sprache, die sie untereinander sprachen. Aber natürlich habe ich genau verstanden, was diese Christinnen taten, als sie sich vor dem Aufbruch zum Gebet in einen großen Kreis stellten. Dies Gebet zu Jesus war offensichtlich die Quelle der Ruhe und sichtbaren Furchtlosigkeit, mit der sie dann unseren Demonstrationzug anführten. Es war eine Erfahrung mit den speziellen Sprachkenntnissen des Glaubens. Sie hat sich für mich an ganz verschiedenen Orten und in ganz verschiedenen Konflikten unserer Zeit wiederholt: Du verstehst ohne Fremdsprachenkenntnisse, und dein Glaube bekommt Flügel.

Deshalb ist es für unsere evangelischen Gemeinden in Ostdeutschland mit ihrer großen Geschichte und ihrer kleinen Kraft so ungeheuer wichtig, dass wir verstehen, was heute in der Weltkirche von den großen Taten Gottes geredet wird. Sie überschüttet uns ja förmlich mit Beweisen dafür, dass das Evangelium nicht am Ende ist, bloß weil unsere Kirche unter ihrer Schwäche leidet. Der Name Jesu bewegt heute mehr junge Menschen zu Taten des Glaubens und der Hoffnung als je zuvor. Wir bekommen es nur nicht mit, solange wir nur Evangelisch verstehen wollen oder gar nur Diesdorfisch.

Das ist das Eigeninteresse unseres Glaubens an ökumenischen Partnerschaften aller Art, dass wir hören und verstehen, was der Geist Jesu rund um den Erdball heute in Bewegung setzt: die großen Taten Gottes in unserer Zeit. Lassen wir uns anstecken, so wie die Jerusalem-Pilger aus aller Herren Länder sich anstecken ließen. Was sie erlebten, brachte sie aus der Ruhe. So würde es wohl auch uns ergehen. Ja, es kann durchaus passieren, dass man auch uns für unzurechnungsfähig, für besoffen von unserem Glauben hält. Das passiert sogar ziemlich schnell, wenn Christen und Kirchen im Namen Jesu den Mächten von Babel widersprechen. Aber die Gewissheit, bei den großen Taten Gottes in unserer Zeit ein ganz kleines bisschen mitzuhelfen, ist es wert.

Isaaks Opferung

Nach diesen Geschichten versuchte Gott Abraham und sprach zu ihm: Abraham! Und er antwortete: Hier bin ich. Und er sprach: Nimm Isaak, deinen einzigen Sohn, den du lieb hast, und geh hin in das Land Morija und opfere ihn dort zum Brandopfer auf einem Berge, den ich dir sagen werde. Da stand Abraham früh am Morgen auf und gürtete seinen Esel und nahm mit sich zwei Knechte und seinen Sohn Isaak und spaltete Holz zum Brandopfer, machte sich auf und ging hin an den Ort, von dem ihm Gott gesagt hatte. Am dritten Tage hob Abraham seine Augen auf und sah die Stätte von ferne und sprach zu seinen Knechten: Bleibt ihr hier mit dem Esel. Ich und der Knabe wollen dorthin gehen, und wenn wir angebetet haben, wollen wir wieder zu euch kommen. Und Abraham nahm das Holz zum Brandopfer und legte es auf seinen Sohn Isaak. Er aber nahm das Feuer und das Messer in seine Hand; und gingen die beiden miteinander. Da sprach Isaak zu seinem Vater Abraham: Mein Vater! Abraham antwortete: Hier bin ich, mein Sohn. Und er sprach: Siehe, hier ist Feuer und Holz; wo ist aber das Schaf zum Brandopfer? Abraham antwortete: Mein Sohn, Gott wird sich ersehen ein Schaf zum Brandopfer. Und gingen die beiden miteinander. Und als sie an die Stätte kamen, die ihm Gott gesagt hatte, baute Abraham dort einen Altar und legte das Holz darauf und band seinen Sohn Isaak, legte ihn auf den Altar oben auf das Holz und reckte seine Hand aus und fasste das Messer, dass er seinen Sohn schlachtete. Da rief ihn der Engel des HERRN vom Himmel und sprach: Abraham! Abraham! Er antwortete: Hier bin ich. Er sprach: Lege deine Hand nicht an den Knaben und tu ihm nichts; denn nun weiß ich, dass du Gott fürchtest und hast deines einzigen Sohnes nicht verschont um meinetwillen. Da hob Abraham

seine Augen auf und sah einen Widder hinter sich in der Hecke mit seinen Hörnern hängen und ging hin und nahm den Widder und opferte ihn zum Brandopfer an seines Sohnes statt. (Genesis 22, 1-13)

In den USA haben bibelkritische Leute vor Gericht die Einordnung der Heiligen Schrift als jugendgefährdende Schrift verlangt – natürlich ohne Erfolg. Ich war nicht dabei, aber wenn die Bibelkritiker ernsthaft zu Werke gegangen sind, dann dürfte diese Geschichte vom Beinahe-Menschenopfer des Isaak zum Material der Anklage gehört haben. Das ist eine schlimme Geschichte – vor allem für die Seelen von Jungen, die im christlichen Milieu mit überstrengen Vätern aufwachsen müssen. Und davon gab es in früheren Generationen allzu viele.

Im Theologiestudium lernt man über diese Geschichte, sie liefere eine erzählende Begründung dafür, dass es Menschenopfer nach dem Willen unseres Gottes nicht geben soll; Menschenopfer, die andere Kulte ihren Göttern dargebracht haben. Sprichwörtlich steht dafür der Kult des Moloch, der nach Behauptungen in den Mose-Büchern nach Kinderopfern verlangt. Diese und andere Erklärungen zugestanden – es bleibt eine furchtbare Geschichte. Furchtbar, aus welcher Blickrichtung auch immer man sie anschauen mag. Aus der Blickrichtung Gottes, der die Glaubens-treue seines erwählten Abraham prüfen will. Ist dieses Spiel nicht wirklich zu weit getrieben? Wenn die tausend Bande, die uns mit unseren Kindern verbinden, zum Herzstück menschlichen Daseins gehören, wie ist dieser Befehl dann möglich? Wenn Gott uns geschaffen hätte mit einem Verhältnis zu unseren Nachkommen, wie es ein Karpfen hat... Aber recht verstanden ist unsere Mühe und Treue, sind unsere Hoffnungen, die wir mit unseren Kindern verbinden, ja wohl Teil dessen, was der Schöpfungsbericht mit Gottesebenbildlichkeit des Menschen meint.

Und wenn der Widder schon von Anfang an im Gebüsch auf dem Berg Morija gewartet hätte, wenn das ganze Geschehen nach einem verborgenen Plan Gottes von allem Anfang an nicht als Ernstfall, sondern unter dem Code test-test-test gelaufen wäre – es bleibt mehr, als eine Menschenseele ertragen kann. Denn wer – wie ich – immer wieder Kenntnis nimmt von den schlimmsten Abscheulichkeiten, zu denen Tyrannen beziehungsweise ihre Handlanger fähig sind, der hat von solchen Befehlen schon gehört: „Wenn du am Leben bleiben willst, dann erschieß deine Kinder, hier, jetzt,

sofort!“ Und nicht alle gefolterten Väter wählen dann den eigenen Tod. Eine unerträgliche Geschichte in der Lebenssituation des Abraham. Ist nicht der Knabe Isaak die Erfüllung aller Versprechen, die Gott ihm gegeben hat? Dies Kind verlieren durch Krankheit, Unfall, eine Gewalttat: entsetzlich! Aber es absichtlich umbringen als Geste des Glaubensgehorsams? Wäre es da nicht die Pflicht des Vaters, seinem Gott den ganzen Glauben vor die Füße zu werfen? Und der Junge? Auf dem Weg erkundigt er sich in ungetrübtem Vertrauen nach den Ungereimtheiten dieses Opferganges. Und die vielen Darstellungen dieser Ungeheuerlichkeit in der christlichen Kunst wählen dann – wie könnte es anders sein – regelmäßig den Augenblick, wo der Vater sein Kind töten will; mit weit ausholender Bewegung des Armes. Der warnende Engel und der Widder sind immer zu sehen. Aber sie greifen keinen Sekundenbruchteil zu früh ein. Nähmen wir die Erzählung als Tatsachenbericht, wie sollte dann ein junger Mensch jemals mit diesem Trauma fertig werden? Bei mir bleibt Bestürzung. Was, bitte, soll ich von dieser Geschichte gegebenenfalls meinen Enkeln erzählen neben der Bannung des Menschenopfers, für die ja eigentlich das Gebot „Du sollst nicht morden“ schon ausreichen müsste?

Eine Auslegung der Geschichte hat mit dieser Zeit im Kirchenjahr zu tun, mit der Erinnerung an den Leidensweg und Kreuzestod Jesu. Vereinfachend gesprochen: was dem Abraham im letzten Moment erspart geblieben sei, den eigenen Sohn opfern zu müssen, das habe Gott mit Jesu Opfertod auf sich genommen. Was Gott letzten Endes keinem irdischen Vater auferlegen wollte, dazu war er aus Liebe zur Menschheit selbst bereit. Wir brauchen nur die Verse der Passionslieder im Gesangbuch aufmerksam zu lesen, um manchen Beleg für diesen Opferungsgedanken zu finden. Dabei fällt mir auf, dass die Erzählungen in den Evangelien von diesem Gedanken „Gott opfert seinen Sohn“ nicht geprägt werden. Da ist es ein mündiger Mensch, ein Erwachsener natürlich, ein von Vater und Mutter Emanzipierter, der seine schweren Entscheidungen trifft, der darum mit seinem Gott ringt und dessen Priorität lautet: „Dein Wille geschehe, wie im Himmel so auf Erden“. Aber Jesus vor Pilatus, Jesus am Kreuz, das ist nicht der ausgelieferte Isaak auf dem heiligen Steinhäufen. Jesus, das ist der Mensch, der weiß und ausspricht, dass er auch anders könnte. „Könnte ich nicht meinen Vater bitten, dass er mir ein Engelheer zur Hilfe schickte? Aber wie soll dann der Wille Gottes in Erfüllung gehen?“

Jesus ist bei weitem nicht der einzige mündige Mensch, der so gesprochen und entschieden hat. Menschen können für das, woran ihr Herz hängt, auch ihr Leben hergeben. Für uns kommt es darauf an, woran das Herz dieses Jesus hängt. An der Liebe, der Barmherzigkeit, der Gerechtigkeit des Reiches Gottes; des Gottes, dessen Herz für die Armen schlägt; des Gottes, dem er alles schuldig ist. Jesus von Nazareth ist kein Junge, der einem orientalischen Vater und Familienoberhaupt ausgeliefert ist bis zur Verfügungsgewalt über sein Leben. Er liebt seinen Gott und er leidet an ihm, beides. Aber es ist *sein* Weg, anders als der Weg des Isaak an der Seite des Abraham. So ist die Passion Jesu nicht einfach die Vollendung der im letzten Moment angehaltenen Menschenopfer-Geschichte, die Gott mit Abraham und Isaak in Szene setzt. Sie ist etwas ganz anderes, etwas, das Gott Ehre macht, statt in uns das Grauen zu wecken. Jesu Passion gibt dem Gott die Ehre, der Menschen fähig macht, den Weg zu gehen, der dem Leben dient – sogar um den Preis des irdischen Lebens.

Aber da bleibt eine andere Gewissensfrage. Was, wenn ich Unrecht tun muss, um unendlich größerem Unrecht in den Arm zu fallen? Dietrich Bonhoeffer und andere Christen, die an Plänen zum Sturz Hitlers teilgenommen haben, haben sich mit dieser Frage gequält. „Du sollst nicht morden“ – dieses Gebot lässt sich nicht weg diskutieren. Ist das Gewissen an den Gott der Bibel gebunden, dann ist es auch an dieses Gebot gebunden. Nur Gott weiß, wie oft die Achtung vor diesem Gebot furchtbares Leid verhindert hat. Die Menschen haben erlebt und erlitten, was das Gegenteil bedeutet. So steht das Gewissen nicht über diesem Gebot – es steht unter ihm. Was aber, wenn die Mordtaten eines Tyrannen jedes Maß überschreiten? Wenn die Menschheit sie nicht ertragen kann? Die Attentatspläne gegen Hitler wurden von Menschen gefasst, die über den Holocaust Bescheid wussten. Und doch war es für Christen wie Dietrich Bonhoeffer eine absolute Grenzenscheidung, die Tötung des Völkerverderbers mit zu planen. Er konnte sich nur der Barmherzigkeit dessen anvertrauen, dessen Gebot er brechen musste. Aber Bonhoeffers Gedanken über den Tyrannenmord erlauben keinen sinnvollen Vergleich mit der Bereitschaft des Abraham, dem unmenschlichen Opferbefehl seines Gottes zu folgen. Was für Abraham auf dem Spiel stand, war der Bund mit seinem Gott, der Beweis seiner Glaubenstreue. Ich kann das beim besten Willen nicht vergleichen mit dem Strohhalme des Hitler-Attentats, nach dem Menschen

mit empfindlichen Gewissen gegriffen haben. Zumal sie wohl alle den Preis ihres eigenen Lebens ohnehin einkalkuliert hatten.

Was bleibt uns zu glauben und zu sagen – auch angesichts der Tatsache, dass es bis heute Prediger gibt, die diesem Gott mit seinem schrecklichen Ansinnen das Wort reden? Dass unser Gott sich schon im Alten Testament als der zu erkennen gibt, der er wirklich ist: „Selbst wenn eine Mutter es fertig brächte, ihr Kind zu verlassen, will ich dich doch niemals vergessen.“ *Das* ist der Gott, dem Jesus sich anvertraut, dessen Wesen er in das Vaterbild im sogenannten Gleichnis vom Verlorenen Sohn fasst; der Gott, der mehr Freude daran hat, dass ein verirrter Mensch sein Leben ändert, als am Lebenswandel von 99 Gerechten. Ja, ohne unsere muslimischen Nachbarn verletzen zu wollen: das ist unser Gott. Kein unwandelbar Heiliger wie der Allah des Koran – einer, der anderen Sinnes werden kann. Ein Gott, der umkehrt, damit wir mit ihm leben können. Es gibt Wesensmerkmale, Optionen, wie man heute sagt, die standen Gott zu Gebote – im Sinne einer Allmacht, die keine Richtung kennt. Aber Gott nimmt Abschied von dieser richtungslosen Allmacht. Er wird anderen Sinnes, mit der ganzen Schöpfung: „Ich will künftig die Erde nicht mehr um des Menschen willen verfluchen.“ So legt er sich fest nach der großen Flut. Und er wird auch nicht mehr der sein, der dem Abraham das Untragbare auferlegt. Todbringender Glaubensfanatismus kann sich nicht auf den Gott berufen, an dem Jesus festhält, an den er sich klammert bis ans Kreuz.

Martin Luthers Zusammenfassung der Erklärung der Zehn Gebote lautet bekanntlich „Wir sollen Gott über alle Dinge fürchten, lieben und vertrauen“. Aber damit ist der Vater des nicht mehr verlorenen Sohnes gemeint und nicht Gott, der das Leben des Sohnes Isaak forderte.

Josef vergibt seinen Brüdern

Die Brüder Josefs aber fürchteten sich, als ihr Vater gestorben war, und sprachen: Josef könnte uns gram sein und uns alle Bosheit vergelten, die wir an ihm getan haben. Darum ließen sie ihm sagen: Dein Vater befahl vor seinem Tode und sprach: So sollt ihr zu Josef sagen: Vergib doch deinen Brüdern die Missetat und ihre Sünde, dass sie so übel an dir getan haben. Nun vergib doch diese Missetat uns, den Dienern des Gottes deines Vaters! Aber Josef weinte, als sie solches zu ihm sagten. Und seine Brüder gingen hin und fielen vor ihm nieder und sprachen: Siehe, wir sind deine Knechte. Josef aber sprach zu ihnen: Fürchtet euch nicht! Stehe ich denn an Gottes statt? Ihr gedachtet es böse mit mir zu machen, aber Gott gedachte es gut zu machen, um zu tun, was jetzt am Tage ist, nämlich am Leben zu erhalten ein großes Volk. So fürchtet euch nun nicht; ich will euch und eure Kinder versorgen. Und er tröstete sie und redete freundlich mit ihnen. (Genesis 50, 15-21)

Josef. Seinesgleichen gibt es in den Geschichten des Alten Testaments wohl nur noch einmal in Gestalt des David. Mose könnte der Dritte im Bunde sein, wenn er auf uns nicht vor allem wie der Stellvertreter Gottes in Israel wirkte. David und Josef, das sind Söhne israelitischer Mütter, deren Lebensläufe abenteuerlich und gefährvoll verlaufen, die sich als Werkzeuge des Gottes Israels erweisen und deren Namen in den Familien des Gottesvolkes und der christlichen Kirche weiterleben. Niemand weiß, wie viele Jungen sich zu allen Zeiten bei ihrem eigenen Erwachsenwerden auch an diese starken Typen gehalten haben.

Wenn David, wie ich vermute, das Beliebtheitsduell gegen Josef für sich entscheiden würde, dann liegt das sicher an den stärkeren seelischen

Kontrasten seines Lebenslaufes. Erfolge und Gefahren, Ehrgeiz und Gottvertrauen, Schuld und Buße treten dramatischer zutage als in den Erzählungen von Jakobs Lieblingssohn Josef. Bis zu dieser Schlussgeschichte der Josefserzählung mit ihrer stillen, aber heftigen Spannung ist das Leben des Helden auf Ganze gesehen erstaunlich geradlinig verlaufen, sicherlich zur Freude israelitischer Religionslehrer. Die meisten Männerbiografien haben mehr „Macken“. Josef ist als Junge und Jugendlicher verwöhnt und ziemlich auf dem Ego-Trip, aber so etwas geht bis zu einem gewissen Alter eher auf das Konto der Väter. Vater Jakob hat da wohl ziemlich danebengegriffen mit seiner offensichtlichen Bevorzugung dieses einen Sohnes. Dann die böse Rache der Brüder, die sich gedemütigt fühlen! Aber der Sklave Josef ist längst, ohne es zu wissen, das Werkzeug seines Gottes. Darum schüttelt er alle künftigen Gefahren ab wie ein Pudel die Regentropfen. Die Frau des Potifar rächt sich für den misslungenen Verführungsversuch. Aber das Gefängnis ist für Josef eigentlich gar kein Gefängnis, sondern die Startrampe für seinen raketengleichen Aufstieg in die höchsten Staatsämter Ägyptens – vom Sklaven zum Vizekönig, zum Mann, der die Fäden zieht, der dem Pharao mit Erfolg klar macht, was zu geschehen hat. Nebenbei stellt Josef noch die ägyptische Gesellschaftsordnung auf den Kopf. Er garantiert mit seinen Vorrathshäusern die Ernährungssicherheit in Zeiten des Hungers.

Und doch, diese Supermann-Karriere ist nichts als Mittel zum Zweck. Gott, davon ist Israel überzeugt, wollte Josef an diesem Platz haben, um die Sippe des Jakob vor dem Hungertod zu retten. Millionen von Kindergottesdienstkindern haben die Dramatik der Begegnungen zwischen Josef und seinen Brüdern in sich aufgenommen. Sie sind auf der Suche nach Brot zum Überleben, er bleibt unerkannt unter Schminke und Amtstracht des Pharaonenhofes. Verwicklungen, versteckte Prüfungen, Bewährungsungen, heftige Gefühle – bis zu dem Augenblick, in dem Josef sich zu erkennen gibt und seiner Sippe privilegiertes Asyl in Ägypten verschafft. Die schlimme Wunde in der Seele des alten Jakob ist geheilt.

Das ist die lange Vorgeschichte dieser letzten Begegnung zwischen Josef und seinen Brüdern, von der das 1. Buch Mose erzählt. Der entscheidende Unterschied gegenüber der Vorgeschichte: Jakob der Patriarch, der Herr seiner Familie ist nun tot. Er hatte sogar Autorität über seinen so hoch aufgestiegenen Sohn Josef. Wer will den mächtigen Josef jetzt noch an seiner

Rache hindern? Rache will kalt genossen werden. Josef wäre nicht der erste, der lange Jahre auf seine Stunde gewartet hätte. Nie darüber reden, immer daran denken! Gibt es nicht sogar ein Recht auf Rache? Was ist mit den Frauen, die in Gerichtssälen auf die Mörder ihrer Kinder losgegangen sind? Oder mit den jüdischen Gruppen, die nach dem Naziterror auf eigene Faust eine Reihe von Tätern gejagt und getötet haben? Sie finden bei uns wahrscheinlich mehr Verständnis als die Verantwortlichen für sogenannte „Ehrenmorde“ in Zuwandererfamilien, von denen die Medien hin und wieder berichten. Obwohl, aus der Sicht der Täter geht es auch hier um den Erhalt von Familien – wie bei den Josefsbrüdern. Die Brüder versuchen ihre Haut zu retten – und die ihrer Familien – mit einem Notbehelf. Sie richten ihrem Bruder einen angeblichen letzten Willen des Vaters aus. Das kann er so gesagt haben oder auch nicht. „Vergib doch deinen Brüdern ihre Schuld!“ Selbst wenn Jakob das wirklich gesagt hat, Tote verlieren ihre Macht. Auch die zusätzliche Unterwerfungsgeste „Siehe, wir sind deine Sklaven“ bringt keine Sicherheitsgarantie. Wie viel Mächtige haben ihre Sklaven im Zorn umgebracht, statt sie für sich schuften zu lassen!

Das ist unter uns nicht anders. Gott verbietet, uns der Rache hinzugeben. Aber welche Kraft hat dies Gebot oder irgendein anderes, wenn Gott für uns längst gestorben ist? Es mag bitter sein, den Glauben, das Vertrauen auf den Gott an meiner Seite zu verlieren. Aber wenn es so ist: das Leben geht weiter – und es gelten andere Regeln. Es ist müßig, einen Menschen, für den Gott gestorben ist, an Gottes Lebensregeln zu erinnern – oder ihm gar mit Gott zu drohen. Es hätte bei Josef nicht geklappt. Und es kann bei uns nicht klappen, wenn Gott für uns in irgendeiner Vergangenheit zurückgeblieben ist.

So verdanken Josefs Brüder ihr Heil nicht dem Hinweis auf Jakobs angeblich letzten Willen. Sie leben nur deshalb weiter als die Gründergeneration Israels, weil Josef beschenkt ist mit dem Vertrauen auf seinen Gott. Gott selbst und niemand sonst hat ihn aus dem Zwang zur Rache befreit. Dieser gefährlich mächtige Mensch kennt sich selbst, er kennt die Menschen, er kennt seine Brüder: „Ihr gedachtet es böse zu machen!“ Es ist nicht Naivität, die die Rachegefühle des Josef überwindet und auflöst. Es ist ein Frieden, der höher ist als seine Vernunft und vor allem als seine Gefühle. Es ist der Friede des Gottes, der die schlimmsten Wunden menschlicher Seelen heilen kann. „Gott aber gedachte es gut zu machen.“

Gott selbst bewahrt Josef vor Blut an seinen Händen. Und der vergebende Josef vergibt nicht aus der eigenen Kraft seines Herzens. Er gibt eigentlich die Vergebung Gottes weiter, die für ihn so real ist wie der Sonnenaufgang an diesem Morgen.

Nicht überhören dürfen wir, wie Josef die Vergebung Gottes erklärt: Gott gedenkt es gut zu machen – nicht nur, damit eine Handvoll Frevler ungeschoren davonkommen. Sondern damit ein großes Volk am Leben erhalten wird. Ein Volk, das es noch gar nicht gibt. Die künftigen Generationen Israels. Das Volk, mit dem Gott seinen Bund erst noch schließen will. Das Zerstörungspotential der Rache reicht weiter und tiefer als bis zu denen, die sie direkt treffen soll. Das gilt mit den Worten des Josef für die Geschichtssicht Israels. Aber das ist genauso die Lebenserfahrung kleiner Leute wie du und ich. Nichts davon muss in die Zeitung kommen, aber wir wissen genau, wie die kleinen Rachedramen unseres Lebenskreises sich schnell unserer Kontrolle entziehen können – wie der Geist, der nicht mehr in die Flasche zurückgeht. Ein bisschen Rache scheint es nicht zu geben.

Gott selbst, so scheint es, wenn wir die Bibel als Ganzes nehmen, will sich davor schützen, missverstanden zu werden, was denn nun sein letzter, sein letztgültiger Wille ist. Ist es „Auge um Auge, Zahn um Zahn“? Oder auch „Ich will die Schuld der Väter vergelten bis in die dritte Generation“? Das sind ja Worte Gottes. Und es gibt Situationen im Leben der Menschen wie der Völker, in denen sie sich zu bestätigen scheinen, dass es uns kalt den Rücken hinunterläuft.

Um nicht missverstanden zu werden über seinen letztgültigen Willen, hat Gott uns Jesus gegeben. In allen Zweifeln, für alle Zweifler bringt er die Wende zum Leben: „Ihr habt gehört, was zu den Vorfahren gesagt ist: Du sollst deinen Nächsten lieben und deinen Feind hassen. Ich aber sage euch: Liebt eure Feinde und bittet für die, die euch verfolgen.“ Gott möchte, dass wir ihm dies letzte Wort abnehmen. Als Befreiung aus den Fesseln unserer Verletzungen und Vergeltungswünsche. Damit wir befreit leben können. Und damit die anderen, mit denen wir leben, nicht bösen Schaden nehmen. Wie gesagt: zu erhalten ein großes Volk.

Josef vergibt seinen Brüdern (2)

Die Brüder Josefs aber fürchteten sich, als ihr Vater gestorben war, und sprachen: Josef könnte uns gram sein und uns alle Bosheit vergelten, die wir an ihm getan haben. Darum ließen sie ihm sagen: Dein Vater befahl vor seinem Tode und sprach: So sollt ihr zu Josef sagen: Vergib doch deinen Brüdern die Missetat und ihre Sünde, dass sie so übel an dir getan haben. Nun vergib doch diese Missetat uns, den Dienern des Gottes deines Vaters! Aber Josef weinte, als sie solches zu ihm sagten. Und seine Brüder gingen hin und fielen vor ihm nieder und sprachen: Siehe, wir sind deine Knechte. Josef aber sprach zu ihnen: Fürchtet euch nicht! Stehe ich denn an Gottes statt? Ihr gedachtet es böse mit mir zu machen, aber Gott gedachte es gut zu machen, um zu tun, was jetzt am Tage ist, nämlich am Leben zu erhalten ein großes Volk. So fürchtet euch nun nicht; ich will euch und eure Kinder versorgen. Und er tröstete sie und redete freundlich mit ihnen.

(Genesis 50, 15-21)

Kennt Ihr das auch? Manche Bibelgeschichten sind in meiner Erinnerung fest mit konkreten Erlebnissen verbunden, so diese. Ich erinnere mich an die Nachfeier zu einer kirchlichen Trauung, Das war ungefähr 1952 im Saal unseres nagelneuen evangelischen Gemeindehauses im stockkatholischen Münsterland. Ich war zwölf. Ich durfte am Katzentisch mitfeiern, denn ich hatte beim Aufbau der Festtafel geholfen. Das Besondere und damals eine Sensation, die neue Zeiten ankündigte: der Bräutigam war ein katholischer Hoferbe, die Braut die Tochter eines unserer Gemeindeältesten, eines Flüchtlingsbauern aus Schlesien. Die Trauung in der Dorfkirche St. Ludger war katholisch. Etwas anderes war völlig undenkbar. Aber die Braut behielt ihre Konfession,

und die Feier fand in unserem Gemeindehaus statt, einvernehmlich. Und die katholische Dorfelite hörte sich wohlherzogen die Tischrede unseres evangelischen Pfarrers als seine nachgeholte Traupredigt an. Dessen ausführliche Rede kreiste um den Kernsatz dieser Geschichte: „Ihr gedachtet es böse zu machen – aber Gott gedachte es gut zu machen, nämlich am Leben zu erhalten ein großes Volk.“ Immer wieder kam er darauf zurück, wie die Regeln der Redekunst es nahelegen.

Wir gedachten es böse zu machen, wir Schlesier und Ostpreußen und ihr Westfalen, als wir alle gemeinsam dem Hitler gefolgt sind in Raubkriege und auf den Wegen des Holocaust, wobei man diesen Begriff damals noch nicht benutzte. Aber Gott gedachte es gut zu machen und unser – deutsches – Volk am Leben zu erhalten – dennoch! – wovon diese erste interkonfessionelle Eheschließung zwischen Einheimischen und Flüchtlingen Zeugnis ablege. Vielleicht wäre das Risiko dieser die Zeit deutenden Traupredigt an der Kaffeetafel ja schief gegangen. Aber die katholischen Bauern hatten ihren Kardinal von Galen, den Löwen von Münster. Der hatte öffentlich gegen die Euthanasiamorde der Nazis protestiert. Irgendwie fühlte sich jedes Bäuerlein dadurch ein bisschen als Widerstandskämpfer. Nur: die Flüchtlinge hatte man 1945 wirklich nicht ins Dorf eingeladen. Der Priester rettete die Situation. Er erhob sich. Er stimme den Worten des evangelischen Amtsbruders aus ganzem Herzen zu – „Amtsbruder“, heute ein eher behäbiger Ausdruck, den hiesige Pastoren gern vermeiden. Wobei ich „Kollege“ überhaupt nicht schöner finde. Damals, auf einen Evangelischen öffentlich angewandt, ein Wort wie ein Erdbeben. Und weil das Brautpaar sich ja beim Tischtennis im evangelischen Gemeindehaus nähergekommen sei und weil dieser Ort dem Herrgott wohlgefälliger sei als das Wirtshaus – „hört, hört“ – wolle er dieses Paket mit Schlägern, Bällen und zwei Reservenetzen gern als Geschenk hinterlassen. Die „katholischen Schläger“ waren bei uns Jugendlichen später ein fester Begriff, weil sie auf der einen Seite mit Gumminoppen und auf der anderen mit Schaumstoff bespannt waren – etwas ganz Edles. „Ihr gedachtet es böse zu machen – aber Gott gedachte es gut zu machen, nämlich ein großes Volk am Leben zu erhalten.“ Unser Pfarrer hat damals einen Dorfskandal riskiert, nicht das einzige Mal in seiner Laufbahn. Aber hat er auch recht getan? Was den Versuch betraf, den Dörflern die Augen zu öffnen für den radikalen Wandel der Zeit nach Hitler, wahrscheinlich ja. Aber bei der Deutung der Geschichte vom *happy end* der Beziehung zwischen Josef und seinen Brüdern?

Nun, das Wasser stand denen bis zum Hals, weil ihre böse Tat sie einzuholen schien. Wie wir wissen, hatten sie Josef, den Träumer, in die Sklaverei verkauft und das Ganze mit einer Lügengeschichte getarnt. Rausgekommen ist es doch. Und die Schuldigen gehen davon aus, dass allein der Respekt vor Vater Jakob den allmächtig gewordenen Josef von Racheakten abgehalten hat. Jetzt ist Jakob tot. Josefs Brüder fürchten nun die Häscher des ägyptischen Superministers. Was tun? Ihnen fällt nichts anderes ein als der Versuch, die alte Autorität wieder aufzurichten. Sie erfinden eine Botschaft des toten Vaters an seinen mächtigen Sohn. „Vergib deinen Brüdern, endgültig.“ Und sie wollen seine Sklaven sein. Das ist allemal besser, als Insassen seiner Todeszellen zu sein. Josef selbst ist der beste Beweis, was aus einem Sklaven noch werden kann, solange er am Leben bleibt. Die Annahme liegt nahe, dass Josef den Trick durchschaut. Dass er weinen muss, spricht nicht dagegen. Weinen ist nötig, Weinen ist Erlösung, wenn es gilt, mit den niemals ausgelöschten schrecklichen Erfahrungen des Lebens fertig zu werden. Unser Seelenleben ist kein Computerprogramm mit einer Löschfunktion! Stattdessen besitzen wir die gesegnete Weinen-Funktion.

Die Brüder Josefs rettet nicht ihre Notlüge. Sie rettet die Lebenserfahrung, deren sich Josef vergewissert. Eine Lebenserfahrung, die zugleich und in Wahrheit seine Glaubenserfahrung ist. Gott lässt nicht fallen. Wunderbarerweise auch Schuldbeladene nicht. Gott will nicht, dass menschliche Gemeinschaften an der Summierung ihrer Schuld zugrunde gehen. Gott schließt seinen Bund mit dem ganzen Volk – ja, wie wir durch Jesus wissen, mit dem ganzen Volk auf Erden. Aber wir Einzelnen erleben diese Bundestreue als persönliche Errettung, manchmal da, wo eigentlich nichts mehr zu hoffen war. Eine Rettung, eine Bewährung, die die schuldig Gewordenen sich nicht selbst zusprechen können – obwohl sie, obwohl wir das regelmäßig versuchen; sei es nach politischen Katastrophen oder nach schuldbeladenen Katastrophen im persönlichen Lebenskreis. Bewährung, Vergebung muss zugesprochen werden von denen, die dazu das Recht und die Kraft haben. Josef mit seiner gesegneten Karriere mag das leichter fallen als manchem kleinen Menschen, der vor der Frage steht, ob er vergeben kann oder nicht.

Vergebung, das ist die Botschaft dieser Geschichte, ist mehr als eine Privatangelegenheit. Im Falle der Verschonung der Stammväter Israels durch ihren Bruder Josef ist dieser Satz logisch und zwingend: „Gott gedachte es gut zu machen, um ein großes Volk am Leben zu erhalten“, um ihm überhaupt erst

eine Zukunft zu geben. Aber wir dürfen den Satz getrost in die kleine Münze unseres Lebens übertragen. Mit jedem Menschen, dem wir durch Worte und Zeichen der Vergebung eine Last abnehmen, hat Gott noch etwas vor. Wir wissen nicht, was – nur dass. Jeder Mensch, der auch nur einmal für einen Nächsten „Barmherziger Samariter“ war, der auch nur einmal dem Frieden und der Gerechtigkeit das Wort geredet hat, hat beigetragen zum Leben des Volkes Gottes auf Erden.

Vergeben können, wie Jesus es ausdrückt, die *Vollmacht*, auf Erden Schuld zu vergeben, ist keine Frage der Einstellung – oder gar der Moral. Vergeben können bleibt viel zu oft menschenunmöglich, buchstäblich. Ich kenne die chronische Wirkung offen gebliebener Verletzungen, die durch den Tod von Beteiligten für immer offen bleiben. Vergeben können Menschen, vergeben können wir, wenn wir wissen, was wir an unserem Gott haben: dass uns trotz aller Wunden und Verluste unseres Lebens nichts von seiner Liebe abschneiden kann.

Aus dieser Sättigung der Seele kann Josef auf die Unterwerfung seiner Brüder antworten mit dieser klassisch kurzen Frage: „Bin ich Gott?“ Viele in seiner Liga der Herrschenden antworten auf diese Frage mit einem verblühten oder auch unverblühten „Ja“, Josefs Vollmachtgeber auf dem Pharaonenthrone nicht anders als neuzeitliche Supermänner. Josef hat zwar beste Karten, um sich den einen oder anderen Tempel bauen zu lassen. Er gebietet über das Brot. Und was könnte eine größere Quelle von Macht abgeben? Aber Josef, der Träumende, hat aus Fall und Aufstieg seines Lebensweges gelernt, dass er nicht Gott ist, natürlich nicht, sondern ein Werkzeug in seiner Hand. Kein Mordinstrument, sondern ein Werkzeug, das dem Leben dienen soll. Wenn Gott offensichtlich vergeben will, kann der Vizekönig Josef sich nicht in den Weg stellen.

„Bin ich etwa Gott?“ Die rhetorische Frage des Josef schlägt eine Brücke zu der unglaublichen Jesusgeschichte, in der er dem Todesurteil gegen eine Ehebrecherin zustimmen soll. Seine Fatwa, wie man so einen Spruch heute im Islam nennt: Wer von euch ohne Schuld ist, der werfe den ersten Stein. So machen wir's! Die Bedingung ist den zur Exekution Entschlossenen unerträglich. Einer nach dem anderen geht. Am Ende ist Jesus mit der Frau allein und sagt: „Ich verdamme dich nicht. Geh, und ändere dein Leben.“ Josef und Jesus: offensichtlich Söhne aus einem Haus!

Der brennende Dornbusch

Mose aber hütete die Schafe Jitros, seines Schwiegervaters, des Priesters in Midian, und trieb die Schafe über die Steppe hinaus und kam an den Berg Gottes, den Horeb. Und der Engel des HERRN erschien ihm in einer feurigen Flamme aus dem Dornbusch. Und er sah, dass der Busch im Feuer brannte und doch nicht verzehrt wurde. Da sprach er: Ich will hingehen und die wundersame Erscheinung besehen, warum der Busch nicht verbrennt. Als aber der HERR sah, dass er hinging, um zu sehen, rief Gott ihn aus dem Busch und sprach: Mose, Mose! Er antwortete: Hier bin ich. Gott sprach: Tritt nicht herzu, zieh deine Schuhe von deinen Füßen; denn der Ort, darauf du stehst, ist heiliges Land! Und er sprach weiter: Ich bin der Gott deines Vaters, der Gott Abrahams, der Gott Isaaks und der Gott Jakobs. Und Mose verhüllte sein Angesicht; denn er fürchtete sich, Gott anzuschauen. Und der HERR sprach: Ich habe das Elend meines Volks in Ägypten gesehen und ihr Geschrei über ihre Bedränger gehört; ich habe ihre Leiden erkannt. Und ich bin herniedergefahren, dass ich sie errette aus der Ägypter Hand und sie herausführe aus diesem Lande in ein gutes und weites Land, in ein Land, darin Milch und Honig fließt, in das Gebiet der Kanaaniter, Hetiter, Amoriter, Perisiter, Hiwiter und Jebusiter. Weil denn nun das Geschrei der Israeliten vor mich gekommen ist und ich dazu ihre Not gesehen habe, wie die Ägypter sie bedrängen, so geh nun hin, ich will dich zum Pharao senden, damit du mein Volk, die Israeliten, aus Ägypten führst. Mose sprach zu Gott: Wer bin ich, dass ich zum Pharao gehe und führe die Israeliten aus Ägypten? Er sprach: Ich will mit dir sein. Und das soll dir das Zeichen sein, dass ich dich gesandt habe: Wenn du mein Volk aus Ägypten geführt hast, werdet ihr Gott opfern auf diesem Berge.

(Exodus 3, 1-12)

„Schuhe ausziehen!“ Alle, die als Gast oder Tourist eine Moschee betreten, kennen das Gebot. Zum jüdischen Gottesdienst gehört die charakteristische Kippa auf dem Kopf der Männer. Als Kind ist mir im stockkatholischen Dorf im Münsterland sehr eindrücklich die Heiligkeit des Ortes in der Dorfkirche nahegebracht worden: all die Riten um die Monstranz auf dem Altar – und vor allem, dass man sich mit Weihwasser bekreuzigt, wenn man das Haus Gottes betritt. Der Unterschied zu der Entdeckung eines heiligen Ortes durch den Flüchtling und Wanderhirten Mose in der nahöstlichen Steppe: heilige Orte der Gegenwart, Sakralbauten zumeist, überraschen uns nicht. Sie sind bekannt. Trotzdem müssen die alten Herren in ihren Talaren, die das Innere des Kölner Doms bewachen, immer wieder einmal Leute in allzu freizügiger Urlaubskluft zum Verlassen des Hauses auffordern.

Das Beispiel des Mose hilft uns, zwei Feststellungen zu treffen. Nicht alle heiligen Orte sind auf dem Stadtplan oder im Reiseführer zu finden. Und zweitens: heilig macht einen Ort nicht die Baugeschichte oder die Kirchengeschichte, sondern die ohne Zweifel erlebte Gegenwart Gottes. Die Erinnerung an ungezählte heilige Orte ist aus dem Gedächtnis der Menschen getilgt, weil niemand mehr lebt, der oder die bezeugen können, dass ihnen dort Gott begegnet ist. Heiliges Land: heilig ist in der Bibel immer ein Beziehungswort. Die frühen Christen nennen sich kollektiv „die Heiligen“, weil sie Eigentum ihres Gottes sind, nicht weil sie Kandidatinnen und Kandidaten für eine Heiligsprechung wären. So werden auch die Quadratmeter um das Gebüsch in der Wüste zum Heiligen Land: Weil Mose dort unzweideutig den Gott entdeckt, der sein Auftraggeber und sein Rückhalt für den Rest seines Lebens sein wird. In diesem Sinn sprechen Christinnen und Christen traditionell vom Heiligen Land. In heutiger Sprache ist das Israel und Palästina. Heiliges Land, weil dort Menschen wie du und ich zuerst die Worte Jesu gehört haben: „Folge mir nach.“ Und für sie war das genauso eine Lebenswende wie für Mose.

Der Gott in der Wüste setzt nicht voraus, dass Mose ihn kennt aus dem Gefühl heraus sozusagen. Die Welt war und ist voll von vielen und vielem, was beansprucht, Gott zu sein. Der Gott in der Wüste nennt deshalb seine Referenz: „Ich bin der Gott deines Vaters, der Gott Abrahams, der Gott Isaaks und der Gott Jakobs.“ Er könnte auch sagen „Ich bin der Gott Saras, der Gott Rebekkas, der Gott Rahels.“ Gott ist zu erkennen durch das, was Menschen

mit ihm erlebt haben und bekennen. Alles kommt da zusammen: die Zeugnisse älterer Mitmenschen, längst Gestorbener, das Zeugnis von Generationenossen, von Menschen, die um die Ecke wohnen, und in unserer Zeit der ganze Schatz christlicher Lebenserfahrung in aller Herren Länder.

Mit dieser Vorstellung „Ich bin der Gott Abrahams, Isaaks und Jakobs“ lässt sich etwas anfangen. Da kann Mose wissen, was diesen Gott immer schon charakterisiert: er sucht sich Menschen ganz persönlich aus – ohne dass Menschen verstünden, wieso. Er ruft zum Aufbruch in ein fernes Land, er hält seine Versprechen, auf ihn ist vom Vater auf den Sohn, von der Mutter auf die Tochter Verlass. Wohin immer es die Sippen der Erzväter verschlug, an jedem Ort haben sie diesen eigenwilligen Gott wiedergetroffen. Der Gott aus dem Dornbusch hält sich nicht auf mit heiligen Riten. Er kommt zur Sache, zum Auftrag des Moses. „Ich habe das Elend meines Volkes in Ägypten gesehen. Ich bin hernieder gefahren, dass ich sie errette.“ Seit diesem Moment ist klar, was im Zentrum des jüdischen und auch des christlichen Bekenntnisses steht: unser Gott befreit aus Sklaverei, der physischen, wie sie die israelitischen Zwangsarbeiter im Reich des Pharao erlitten. Durch Jesus befreit er aus der Sklaverei von Hoffnungslosigkeit und Schuld. Vieles könnte Gott dem Mose über sich sagen. Manches hat die christliche Theologie über unseren Gott auszudrücken versucht. Denken wir nur an das 1700 Jahre alte Glaubensbekenntnis, das wir in jedem Gottesdienst wiederholen, an die Lehre vom Dreieinigen Gott oder an die Aussage, Jesus sei wahrer Mensch und wahrer Gott zugleich. All diese Lehren und Bekenntnisse waren zu ihrer Zeit Antworten auf unausweichliche Herausforderungen des Glaubens. Und wenn wir sie mehr als Geschenk des Heiligen Geistes ansehen denn als Diktatur des Buchstabens, dann helfen sie uns auch heute, unserem Glauben eine Sprache zu geben.

Aber das A und O der Glaubensgeschichte, das Herzstück von allem erfährt Mose und erfahren wir durch die Stimme aus dem Feuer. Gott kann verzichten auf die Pracht der Kirchen, die wir ihm gebaut haben, und auf alle großen erhebenden Worte, mit denen wir von ihm sprechen – solange wir ihm das Eine abnehmen, solange wir ihm auf dem einen Weg folgen, dem Weg der Befreiung – Israel in Ägypten nicht anders als wir heute, wenn Jesus uns sagt: „Kommt her zu mir Alle, die ihr mühselig und beladen seid.“ Unser Gott sieht die Geschichte der Menschen zu jeder Zeit, in jeder Generation aus dem Blickwinkel derer, die unter die Räuber gefallen

sind. Und es drängt ihn immer von neuem zum Handeln. Deshalb die Berufung des Mose: „Ich will dich zum Pharao senden, damit du mein Volk aus Ägypten führst.“ Darunter tut dieser Gott es nicht.

Wir sind nicht Mose oder seine Schwester Miriam, die später das Siegeslied der Geretteten anstimmte. Aber unser Gott bleibt auch, seit er mit der Stimme Jesu spricht, bei den großen Projekten: Mein Reich ist nicht von dieser Welt, aber dennoch geht hin in alle Welt, bringt allen die Gute Nachricht, dass sie frei sein sollen. Da rutscht nicht nur dem Mose das Herz sonstwohin. Wie er trauen wir uns nicht zu, was Gott uns durch Jesus aufträgt: Frieden schaffen, Liebe üben, der Gerechtigkeit den Weg bereiten. Wie Mose mit seinem Hirtenstab, wie die Jünger mit ihren fünf Broten und zwei Fischen wissen wir erst, wozu Gott unser Leben nutzen kann, wenn wir uns auf ihn einlassen. Auch Mose hat in seinem Glaubensleben nur Teilziele erreicht. Aber was für welche! Er hat das Gelobte Land nicht betreten, aber mit eigenen Augen noch gesehen.

Zurück zum Anfang. Der Heilige Ort, das können ein paar Quadratmeter Steppenboden sein, für uns Deutsche vielleicht eher ein Wald oder auch ein Ort mit reichster kirchengeschichtlicher Tradition oder einer der tausend Orte, an denen wir unseren Alltag verbringen. Heilig oder nicht, das merken wir schon. „Brannte nicht unser Herz in uns, als er mit uns redete?“ sagen die Emmaus-Jünger, nachdem sie mit dem auferstandenen Jesus am Tisch saßen, ohne es sogleich zu merken. Wie heilig ist die Markuskirche? Wie heilig ist der Tisch Jesu, um den wir uns nachher stellen können? Ich kann es nicht ein für allemal sagen. Es kommt darauf an, ob unser Herz Gottes Wort der Befreiung hört – das Wort für uns und für die ganze Welt.

Vom Heiligen

Und zu Mose sprach er: Steig herauf zum HERRN, du und Aaron, Nadab und Abihu und siebzig von den Ältesten Israels, und betet an von ferne. Aber Mose allein nahe sich zum HERRN und lasse jene sich nicht nahen und das Volk komme auch nicht mit ihm herauf. Da stiegen Mose und Aaron, Nadab und Abihu und siebzig von den Ältesten Israels hinauf und sahen den Gott Israels. Unter seinen Füßen war es wie eine Fläche von Saphir und wie der Himmel, wenn es klar ist. Und er reckte seine Hand nicht aus wider die Edlen Israels. Und als sie Gott geschaut hatten, aßen und tranken sie.

(Exodus 24, 1-2, 9-11)

Wir Evangelischen tun uns immer etwas schwerer mit heiligen Orten als wohlerzogene Katholiken. Das habe ich wieder gespürt beim Besuch des Mailänder Doms während eines Italien-Urlaubs im letzten Jahr. Da waren ein halbes Dutzend Türwächter mit nichts anderem beschäftigt als mit der Eingangskontrolle der Besucher, die allermeisten von ihnen Touristen wie meine Frau und ich. An uns älteren Leuten gab es nichts auszusetzen. Aber die junge Frau ein paar Meter vor uns wurde unmissverständlich zurückgewiesen. Nicht wegen des Babys, das sie in einem leichten Kinderwagen vor sich herschob. Der Domwächter reagierte auf den Protest der Mutter mit einem unverblühten Fingerzeig auf ihre Bluse. Die war nicht hoch geschlossen, halt mit einem normalen Ausschnitt für warmes Sommerwetter. Wäre ich des Italienischen mächtig gewesen, ich hätte mich wohl eingemischt. So drehte die junge Frau zornig wieder um, und mir war die Freude am Dombesuch vergangen.

Da war es wieder, das fröstelnde Erlebnis aus meinen Kindertagen in der katholischen Pfarrkirche des Dorfes, in dem wir evangelischen Flüchtlinge

untergebracht waren. Die Lehrer und der katholische Kaplan, dessen Religionsunterricht wir mitbekamen, mussten den Flüchtlingskindern erst mal beibringen, wie man sich in St. Ludger benimmt. Weihwasserbecken am Eingang, sich bekreuzigen, Kniefall – wir hatten ja keine Ahnung. Andererseits, raushalten aus dem heiligen Ort konnte man uns auch schlecht. Dorfkirchen waren seinerzeit eben rund um die Uhr offen. Ob extra für uns Fremde oder als Teil der Frömmigkeitserziehung für alle, kann ich nicht mehr sagen: aber in der Schule hörten wir schaurige Geschichten, von gelähmten Händen und plötzlichen Erblindungen bei Kindern, die sich in der Kirche unziemlich benommen hatten. Eine absolute Todsünde war es, dass ein ungezogener Bengel mal eine Hostie mutwillig auf den Boden gespuckt haben soll. Mit ihm hat es, wie wir ermahnt wurden, ein schlimmes Ende genommen. Ob Kleiderkontrolle am Mailänder Dom oder Einschüchterung Achtjähriger: will man es einigermaßen zum Guten wenden, wird man sagen, Bischof und Lehrer handeln aus ihrem Wissen, aus ihrer Überzeugung von der Heiligkeit Gottes. Heilig ist zwar nicht der Sandstein von St. Ludger oder das Lindenholz der Marienstatue, aber die Weihe hat St. Ludger zu einem Ort gemacht, an dem Gott wohnt und wo er sein Hausrecht direkter wahrnimmt als an anderen Orten der Menschenwelt. Deshalb braucht es ja auch ganz besondere Riten, um eine überzählig gewordene katholische Kirche heutzutage zu entweihen, bevor man sie verkaufen kann.

Es gibt Orte, die sind heilig, weil Gott dort eine Adresse hat. Und heilig bedeutet gefährlich, buchstäblich lebensgefährlich. Gott warnt vor sich selber, als er dem Mose aus dem brennenden Dornbusch zuruft, er solle nicht näherkommen und seine Sandalen abstreifen „Der Boden, auf dem du stehst, ist heiliges Land.“ Später sterben zwei Söhne des Priesters Aaron einen schrecklichen Feuertod, weil sie einen kleinen Fehler bei einem Opferritual begehen. Unbegreiflich unbarmherzig, wenn man außer Acht lässt, dass die Begegnungsorte von Gott und Mensch als Hochrisikozone gelten. Die beinahe endlosen Kapitel voller Opfervorschriften in den Mose-Büchern mögen auf uns heutige Bibellesende ermüdend und unverständlich wirken. Ihr Sinn, ihr buchstäblich Leben rettender Sinn wird aber immer und immer wieder erwähnt. Sie sollen die alltägliche Nähe zwischen Gott und seinem immerhin auserwählten Volk überhaupt erst möglich machen. Denn eigentlich passen sie nicht zusammen: der Heilige Israels und die Söhne und Töchter seines Bundes. Der Abstand Gottes zu mensch-

lichem Wesen und menschlichen Leidenschaften ist so ungeheuer, dass das Bilderverbot am Beginn der Zehn Gebote nur logisch ist.

Aber der heilige Gott hat, wenn man überhaupt so menschlich reden darf, zwei Seelen in seiner Brust. Er warnt vor sich selber. Er muss auf größtmöglichem Sicherheitsabstand bestehen. Aber es zieht ihn auch mit aller Macht zu seinen geliebten Menschen. Menschlich gesprochen, sein Herz lässt ihm keine Ruhe. Das ist die Botschaft des grandiosen Bildes vom Gastmahl der 70 Stammesführer Israels im Beisein ihres Gottes, ja mit Gott auf dem heiligen Sinai. Diese Männer überleben, was eigentlich kein Sterblicher überleben kann: sie haben ihren Gott gesehen. Sein Äußeres bleibt unsagbar. Immerhin, seine Aura wird beschrieben. Aber die eigentliche Sensation: „Er reckte seine Hand nicht aus wider die Edlen Israels. Und als sie Gott gesehen hatten, aßen und tranken sie.“ Beiderseitige Rücksichtnahme, von Gott wie von den Menschen, hat eine einmalige und einmalig bleibende Begegnung möglich gemacht. Gott und Menschen an einem Tisch – auch wenn nur die eine Seite auf Nahrung angewiesen ist.

Ganz unvermeidlich lenkt diese große Ausnahmehahlzeit auf dem Sinai unsere Blicke auf die alltäglichen Mahlzeiten Jesu mit seinen Brüdern und Schwestern, mit den Fünftausend am See Genezareth und mit uns Heutigen bei unseren Mahlfeiern. Das wichtigste zuerst: die Ausnahme ist zur Regel geworden. Gott hat sich endgültig entschieden für die alltägliche Nähe zu seinen Menschen. Die Heiligkeit Gottes ist nicht annulliert. Seine Gedanken bleiben höher als unsere Gedanken. Er begegnet uns, ungebunden an die Grenzen, die unser Leben prägen. Aber der Heilige hat sich selbst das Bedrohliche genommen. Er lässt sich anschauen, anfassen, lieben. Das ändert die Zusammensetzung der Tischgemeinschaften. In der alten Geschichte vom Sinai können es eben nur die Stammesführer sein. Frauen stehen viel zu sehr auf der irdischen Seite des Lebens. Ihr Leben in Zyklen wird in männlich geprägten Theologien verschiedener Religionen geradezu als Gegenkraft zur statischen Heiligkeit Gottes empfunden. Und Kinder? Sie sind bis zum Erwachsenwerden und darüber hinaus Besitz des Familienoberhauptes. Welchen Kontrast bildet da die Begleitung Jesu: viele Frauen, deren Namen überliefert sind; Kinder, die er selbst zu Erben des Gottesreiches proklamiert; reihenweise Leute von zweifelhaftem Ruf, mit denen er sich an einen Tisch setzt. Es gibt mehrere Gleichnisse Jesu, die die Proletarisierung eines königlichen Gastmahls beschreiben.

Nicht die Würdenträger haben ihren selbstverständlichen Stammsplatz am Tisch Gottes, den sie nicht einmal wertschätzen. Diejenigen finden Platz, die sich am meisten danach sehnen.

Die letzte Mahlzeit Jesu mit den Seinen fällt auf den Passah-Abend. Aber sie bleibt dennoch in deutlichem Kontrast zu dem Mahl der Stammesführer in der Gegenwart Gottes. Jesus und die Jünger reden an diesem Abend voller Leidenschaft miteinander. Auch Judas wird nicht des Tisches verwiesen. Die Erde tut sich nicht auf, ihn zu verschlingen. Er wird schrecklich scheitern, aber an sich selbst – und nicht an der Verletzung eines heiligen Tabus. Weil Jesu Tischrunden so offen sind, egal, ob er Gast ist oder Gastgeber, deshalb tun wir gut daran, uns nicht mit den theologischen Fesseln rund um unsere Mahlfeiern abzufinden. Die Einladungen an die Kinder, wie viele Gemeinden sie heute aussprechen, sind ganz gewiss im Sinn Jesu. Aber schmerzender und der ganzen Kirche Christi abträglicher ist natürlich die fehlende Tischgemeinschaft der christlichen Konfessionen untereinander. Dabei haben wir es ja nicht mehr zu tun mit der tödlichen Bedrohung durch einen Gott, dem man schnell zu nahe kommen kann, dessen Nähe also höchste Sicherheitsmaßnahmen erfordert. So finde ich es nicht richtig, dass sogenannte vernünftige Stimmen jetzt schon wieder feststellen, dass es beim 2. Ökumenischen Kirchentag in München im kommenden Jahr natürlich keine gemeinsamen Mahlfeiern geben dürfe. Seine Kirche richtet hier Grenzen auf, die Jesus nicht wollen kann – nein, ich bin überzeugt, die er nicht will.

Bleibt die Frage, wie es Jesus mit dem Heiligen hält. Eine Antwort ohne allzu viele Worte gibt uns die Geschichte von der Versuchung. Jesus respektiert und will respektiert sehen, dass unserem Gott alle Macht gegeben ist im Himmel und auf Erden – die Macht, die das Leben erhält und den irdischen Mächten ihre Grenzen setzt. Nein, Jesus wird nicht zum Kumpel der Leute, denen alles wurscht ist, die aus Überlieferungen und Haltungen dem Heiligen gegenüber einen Gag machen, wenn es nur Quote bringt. Aber er ruft auch nicht nach dem Staatsanwalt wegen Gotteslästerung. Wie will einer Gott lästern, der ihn gar nicht kennt! Aus dem allerheiligsten Sonderfall wird für Jesus und die Seinen der heilige Alltag. Heilig, so wie die neutestamentlichen Texte die Mitglieder der ersten Gemeinden „die Heiligen“ nennen. Wahrhaftig ohne Heiligenschein, aber im Herzen gewiss, dass nichts sie mehr trennen wird von der Liebe Gottes, die sie durch Jesus kennen gelernt haben.

David und Nathan

Und der HERR sandte Nathan zu David. Als der zu ihm kam, sprach er zu ihm: Es waren zwei Männer in einer Stadt, der eine reich, der andere arm. Der Reiche hatte sehr viele Schafe und Rinder; aber der Arme hatte nichts als ein einziges kleines Schäflein, das er gekauft hatte. Und er nährte es, dass es groß wurde bei ihm zugleich mit seinen Kindern. Es aß von seinem Bissen und trank aus seinem Becher und schlief in seinem Schoß und er hieltst wie eine Tochter. Als aber zu dem reichen Mann ein Gast kam, brachte er's nicht über sich, von seinen Schafen und Rindern zu nehmen, um dem Gast etwas zuzurichten, der zu ihm gekommen war, sondern er nahm das Schaf des armen Mannes und richtete es dem Mann zu, der zu ihm gekommen war. Da geriet David in großen Zorn über den Mann und sprach zu Nathan: So wahr der HERR lebt: Der Mann ist ein Kind des Todes, der das getan hat! Dazu soll er das Schaf vierfach bezahlen, weil er das getan und sein eigenes geschont hat. Da sprach Nathan zu David: Du bist der Mann! So spricht der HERR, der Gott Israels: Ich habe dich zum König gesalbt über Israel und habe dich errettet aus der Hand Sauls und habe dir deines Herrn Haus gegeben, dazu seine Frauen, und habe dir das Haus Israel und Juda gegeben; und ist das zu wenig, will ich noch dies und das dazutun. Warum hast du denn das Wort des HERRN verachtet, dass du getan hast, was ihm missfiel? Uria, den Hetiter, hast du erschlagen mit dem Schwert, seine Frau hast du dir zur Frau genommen, ihn aber hast du umgebracht durchs Schwert der Ammoniter. Nun, so soll von deinem Hause das Schwert nimmermehr lassen, weil du mich verachtet und die Frau Urias, des Hetiters, genommen hast, dass sie deine Frau sei.

Da sprach David zu Nathan: Ich habe gesündigt gegen den HERRN. Nathan sprach zu David: So hat auch der HERR deine Sünde weggenommen; du wirst nicht sterben. Aber weil du die Feinde des HERRN durch diese Sache zum Lästern gebracht hast, wird der Sohn, der dir geboren ist, des Todes sterben. Und Nathan ging heim. (2. Samuel 12, 1-10, 13-15a)

Einer der ganz großen Prophetenauftritte in der Bibel: Nathan vor David. In der Sprache des Boxsportes müsste man urteilen: Sieg durch technischen K.O! Nathan darf außerdem erleben, was den gefährlich lebenden Propheten nur selten beschieden ist: der im Namen Gottes zur Rede gestellte mächtige Mann sieht sein Unrecht ein und bittet um Vergebung. Der ewige Nationalheld Israels und geistliche Stammvater Jesu ein reuiger Sünder! Bibelleser wissen: das Richteramt ist eine der Wurzeln für das junge Königtum in Israel. Dabei haben Richter kompliziertere Fälle zu lösen als diesen. Das hier ist einfach Willkür von der übelsten Sorte. Und David, der richtende König, hält sich noch nicht einmal mit seinen Gefühlen zurück – etwas, das wir eigentlich von einem Richter verlangen. Dabei hätte er vielleicht misstrauisch werden können. Das klingt ja wirklich wie in Grimms Märchen. Der arme Mann mit dem einen über alles geliebten Schäfchen, einem Kuscheltier auf seinem Schoß; es trinkt aus seinem Becher, verzärtelt wie ein Töchterchen. Welcher Kleinbauer in Israel wird sich so einen Gefühlsaufwand leisten? Aber David hat nur Ohren für die Anklage: der reiche Nachbar greift sich das eine, einzige Schäfchen, als er auf die Schnelle einen Gast bewirten muss. Todesstrafe und hoher Schadensersatz. David sprudelt sein Urteil nur so heraus, ohne Bedenkzeit. Natürlich, die Todesstrafe befremdet uns. Sie ist nur zu verstehen in einem Gottesstaat, wie es das alte Israel eben war. Das Schlimmste, was einer da tun konnte, war es, den Bund der Zehn Gebote zu brechen. Und das tat man, wenn man dem Mit-Israeliten die Lebensgrundlage raubte. Im Alltag dürften aber wohl die Schadensersatz-Regelungen die wichtigere Rolle gespielt haben.

Ich werde nie vergessen, wie ich vor knapp 50 Jahren im Hebräisch-Sprachkurs die Personal-Fürwörter lernen musste. Da zitierte der Dozent als Beispiel für die 2. Person Singular die Reaktion des Nathan auf den Urteilsspruch des David. Sie kommt daher wie ein Pfeil: „*Habu ha isch.*“ Du bist der Mann! Der Mann, der seinem Nachbarn aus Eigennutz skru-

pellos das Liebste geraubt hat, nicht etwa ein verhätscheltes Schäfchen, sondern die junge Ehefrau. Bathseba heißt sie, ihr Mann Uria ist ein Offizier in der Söldnertruppe des David. David beobachtet sie beim Baden und will sie haben – als neue Lieblingsfrau in seinem Harem. Das darf auch ein König nicht, solange die Frau verheiratet ist. Also geht der Krieger Uria auf ein Himmelfahrtskommando und Bathseba an ihren neuen Besitzer.

Dass im Spiel und in der Liebe alle Tricks erlaubt sind, stimmt eben nicht. Frauen dürften sich als Freiwild der Könige, Präsidenten oder Milliardäre niemals wohl gefühlt haben, allen Macho-Fantasien zum Trotz. Und auch für Männer, die um dieselbe Frau werben, gibt es Grenzen. Brutale Machtausnutzung geschweige denn heimtückischer Mord darf sich kein noch so heißblütiger Liebhaber leisten. Dabei ist David bisher im Leben bestimmt nicht zu kurz gekommen. Nathan hält ihm die Liste seiner Supererfolge vor: angefangen als Hirte, heute zwei Königskronen, die von Juda und die von Israel, Thron und Harem seines Vorgängers – vor allem aber das öffentliche Ja Gottes zu seinem Königtum samt einem Treueversprechen für die Zukunft. David, was willst du eigentlich mehr? Wie kannst du da einem kleinen Untergebenen in einer Augenblickslaufe das Lebensglück rauben? Wobei, für uns vielleicht befremdlich, die Treulosigkeit gegenüber Gott schwerer wiegt als das Verbrechen an Uria und die Zwangsheirat mit der Witwe Bathseba. Wobei, eine Warnung an die Ausreden aller sogenannten Schreibtischtäter, der Prophet das Tatgeschehen des Uria-Mordes zurechtrückt. Natürlich hat David nicht selbst zur Waffe gegriffen, aber Nathan spricht ihn ohne Umweg als Täter an: „Du hast ihn erschlagen.“ Die angekündigte Strafe entspricht der Tat, auf erschütternde Art und Weise, wenn man die weitere Geschichte des Königshauses bedenkt: „So soll das Schwert von deinem Haus nimmermehr lassen.“ Man kann es für die in Königshäusern vergangener Zeitalter nicht unüblichen Prinzen- und Königsmorde halten. Nathan, der Repräsentant des Gottesrechtes sieht indes die Folgen der Untreue gegenüber dem heraufziehen, der auch Herr über den König bleibt.

Der Moment, der jetzt folgt, entscheidet über den weiteren Lebens- und Herrscherweg des David. Es ist sein bitterer Augenblick der Wahrheit. Aber er stellt sich ihm ohne Diskussion. „Ich habe gesündigt gegen den Herrn.“ Ende der Aussage. Mehr ist nicht überliefert. Mehr ist auch nicht zu sagen. Mehr ist nicht nötig. Ein schuldig gewordener Mensch

ist mit sechs Worten vom Thron seiner Selbstsicherheit herabgestiegen. Damit macht David Gott den Weg der Vergebung frei. Und Nathan handelt im gleichen Auftrag, wie ihn auch der vergebende Jesus ausführt. Der Schuldiggewordene darf leben, nicht nur irgendein Leben fristen, sondern weiter als König wirken. Aber die Folgen des vergebenen Verbrechens bleiben dem begnadigten Täter nicht erspart. David freut sich auf den ersten Sohn, den ihm Bathseba gebären soll, den Thronfolger seines Herzens. Er wird ihn hergeben müssen. Das Kind wird sterben. Erst ein weiterer Sohn der Bathseba, Salomo, wird leben und nach David der zweite große König des kurzlebigen Doppelkönigreiches von Juda und Israel sein, in dem tatsächlich das Schwert nicht zur Ruhe kommt. Soweit die fernsehreife Geschichte. Faszinierend, aber doch ein bisschen weit weg. Nicht wegen der drei Jahrtausende. Eher sind es die sozialen Welten, die uns trennen. Diese schmutzigen Tricks à la David kann sich kein normaler Casanova leisten. Allerdings beruhigend zu wissen, dass Gottes Gebote für das Zusammenleben der Menschen auch für die ganz da oben gelten.

Aber Hand aufs Herz! Muss ich wirklich König sein oder Wirtschaftskapitän, um bei sich bietender Gelegenheit über einen Mitmenschen herzufallen wie David über Uria? Müssen überhaupt Frauen im Spiel sein oder viel Geld? In meinem Leben war diese Situation gar nicht so selten: da habe ich zum Beispiel mit einem Menschen zu tun, der nervlich und seelisch erheblich angeschlagen ist. Wie ich mich jetzt verhalten werde, kann ihn ein wenig aufrichten, ihm Hoffnung geben – oder ihn vollständig im Boden versinken lassen. Was da vom Seelsorger erwartet wird, liegt auf der Hand. Aber solche Oben-Unten-Begegnungen, um nicht zu sagen Konfrontationen, sind ja auch Teil unseres Alltags. Das eine gewollt böse Wort, das scheinbar endgültige Urteil über meinen Nächsten kann seelischem Mord gleichkommen wie die Intrige des David. Diese Gefahr ist umso größer, je mehr der andere abhängig ist, gerade von meinem Respekt, von meiner Anerkennung.

David-Uria-Verhältnisse machen sich breit auch unter uns kleinen Leuten. Ob Gott uns dann immer einen so spektakulären Warner schickt wie den furchtlosen Nathan, bleibt ungewiss. Aber die Stimme des Gewissens redet meist klares Deutsch. Wir wissen es in der Regel, wenn wir andere Menschen für uns bluten lassen, materiell oder seelisch. Für diesen Fall hat

David es uns vorgemacht. „Ich bin schuldig geworden vor Gott.“ Weil dem die Schwachen ganz besonders nahestehen. Aus der Vergebung kommt die Kraft für den neuen Anfang, auch wenn der wie bei David einen hohen Preis fordern sollte. Eine Geschichte, die zu Jesus passt, auch wenn sein Name logischer Weise nicht fällt. Wer ist dieser Kerl, dass er Sünden vergibt auf Erden, fragen seine frommen Kritiker. Nichts anderes ist sein Auftrag – und er gibt ihn an uns weiter.

Vom unfruchtbaren Weinberg

Wohlan, ich will meinem lieben Freunde singen, ein Lied von meinem Freund und seinem Weinberg. Mein Freund hatte einen Weinberg auf einer fetten Höhe. Und er grub ihn um und entsteinte ihn und pflanzte darin edle Reben. Er baute auch einen Turm darin und grub eine Kelter und wartete darauf, dass er gute Trauben brächte; aber er brachte schlechte. Nun richtet, ihr Bürger zu Jerusalem und ihr Männer Judas, zwischen mir und meinem Weinberg! Was sollte man noch mehr tun an meinem Weinberg, das ich nicht getan habe an ihm? Warum hat er denn schlechte Trauben gebracht, während ich darauf wartete, dass er gute brächte? Wohlan, ich will euch zeigen, was ich mit meinem Weinberg tun will! Sein Zaun soll weggenommen werden, dass er verwüstet werde, und seine Mauer soll eingerissen werden, dass er zertreten werde. Ich will ihn wüst liegen lassen, dass er nicht beschnitten noch gebackt werde, sondern Disteln und Dornen darauf wachsen, und will den Wolken gebieten, dass sie nicht darauf regnen. Des HERRN Zebaoth Weinberg aber ist das Haus Israel und die Männer Judas seine Pflanzung, an der sein Herz hing. Er wartete auf Rechtsspruch, siehe, da war Rechtsbruch, auf Gerechtigkeit, siehe, da war Geschrei über Schlechtigkeit.
(Jesaja 5, 1-7)

Jetzt haben die schmerzlichen Einschränkungen des Alters meinen Bekannten unwiderruflich im Griff. Ich habe erfahren, dass er, hoch in den 80ern, seinen Schrebergarten aufgeben musste, nach fast 60 Jahren. Schrebergartenkolonie im ehemaligen Bergarbeiterviertel: eine Welt mit recht strengen eigenen Gesetzen. Und ein immerwährender nachbarschaftlicher Wettstreit um die beste Pflege kleiner Parzellen. Wer hat das schönste

Sommerhäuschen? Aber vor allem: wer hat die beste Ernte? Wer kommt mit dem dicksten Kürbis in die Lokalzeitung? Mein Bekannter und Gartenfreund hätte ihn gut verstanden: den Winzer, den der Prophet Jesaja zur Hauptfigur seines Gleichnisses macht. Der ist sich für keine Knochenarbeit zu schade. Ein kleines Stück Feldflur irgendwo im alten Israel mit nackten Händen in einen Weinberg verwandeln – allenfalls mit einer Hacke und einem Winzermesser! Dazu braucht es schon eine Vision: die von den hart erarbeiteten Freuden eines kargen Lebens. „Der Wein erfreut des Menschen Herz“. Aber eben erst nach viel Schweiß, Ärger und noch mehr Geduld. Der kleine Weinberg will der Wildnis abgerungen werden, Quadratmeter für Quadratmeter urbar gemacht und geschützt vor Wildtieren, Vieh, Vögeln und Langfingern. Nichts hat er sich erspart, dieser Winzer, jede Plackerei auf sich genommen. Und das Ergebnis? Eine einzige Enttäuschung. Ein paar wenige Trauben miserabler Qualität, gerade gut genug zum Essig machen. Wieso der Misserfolg? Wir erfahren es nicht, müssen es auch nicht wissen. Der Prophet beschreibt nur die mehr als verständliche Reaktion des Enttäuschten. Was keine ordentliche Weinlese bringt, ist auch den großen Aufwand nicht wert. Dieser Weinberg wird aufgegeben. Die Natur soll sich dieses nutzlose Fleckchen zurückholen. Ja, so ist es vernünftig. Eine recht harmlose Alltagsgeschichte, bis der Prophet zur Sache kommt: Die um ihre Meinung gebetenen Zuhörer werden ein einstimmiges Urteil darüber fällen, was mit so einem hoffnungslosen Weinberg geschehen soll. Sie würden es nicht anders machen.

Doch „des Herrn Weinberg ist das Haus Israel und die Männer Judas seine Pflanzung, an der sein Herz hing“. Ein Wort, kompromisslos wie ein Hammerschlag. Unübersehbar distanziert ist zunächst das Bild, mit dem Gott sein Verhältnis zu Israel beschreiben lässt. Nicht die aufopferungsvolle Mutter; nicht der unerschütterlich treue Vater; noch nicht einmal der gute Hirte, der seine Tiere sicher leitet. Israel, dem Volk Gottes bleibt nicht mehr als die Rolle eines Fleckchens Erde, das in Kulturland verwandelt werden soll. Ohne gefragt zu werden, ohne Seele, ohne die Chance, Dankbarkeit und Liebe zu zeigen. Ein Produktionsmittel eben, noch dazu eines, das versagt. Allmacht auf der einen Seite, zufällig ausgewählt werden auf der anderen – nur damit sich niemand der Zuhörer Illusionen macht. Nichts kann der ausgemusterte Weinberg tun, um sein Schicksal abzuwenden. Kein Einspruch, keine zweite Instanz. Im Klartext, in der Wirklichkeit der Glaubens-

gemeinde, der Jesaja gegenübertritt: Euer Bund mit eurem Gott ist gescheitert, aufgekündigt, zu Ende. Euer Gott macht Schluss. Er kann das. Er tut das. Um ein scharfes Jesuswort zu zitieren: „Gott kann, wenn er denn will, dem Abraham auch aus dem Geröll der Wüste Kinder erwecken.“ Wieso? Jesaja nennt die Gründe in einem hebräischen Wortspiel. Es prägt sich den Menschen ein, wie uns ein griffiges Sprichwort:

„Gott wartete auf Rechtspruch – siehe, da war Rechtsbruch.

Er wartete auf Gerechtigkeit – siehe, da war Geschrei über Schlechtigkeit.“

Die Gottesdienste laufen ab, wie die Tradition es verlangt. Die Opfer-rituale gehen ordnungsgemäß vonstatten. Die Führer nehmen den Namen Gottes regelmäßig in den Mund. Aber die Armen schreien zu Gott. Nicht nur ihres Elends wegen. Auch wegen der Willkür, der im System steckenden Ungerechtigkeit, die das Elend herbeiführt und zementiert. Das reicht zur Aufgabe des Weinberges, zur Aufkündigung des Lebensbundes. Denn mit der Unterdrückung der Schwachen und Armen verleugnet Israel die Grundartikel des Bundes. Sie selbst waren, daran erinnern Israels Mütter und Väter jedes Kind bis heute, nichts anderes als nach Freiheit dürstende Zwangsarbeiter des Pharaos. Ihre Geschichte als Volk beginnt mit der Befreiung. Der dann geschlossene Bund der Zehn Gebote gründet auf der Liebe Gottes – buchstäblich „wo die Liebe hinfällt...“ Aber er gründet ebenso unzweifelhaft auf dem Gesetz der Gerechtigkeit, das auf Dauer die Schwächsten schützt. Mit dem offensichtlichen Bruch dieser doppelten Bundesregel ist der Kündigungsgrund gegeben. Und Jesaja mutet seinen Zuhörern die Kündigung zu.

Für uns Christinnen und Christen wird der Ernstfall daraus, wenn wir Jesu unmissverständliche Feststellung ernst nehmen, kein Jota, kein Häkchen von Gottes Recht werde mit seinem Kommen hinfällig. Die Liebe nicht, aber auch nicht Gottes Verlangen nach Gerechtigkeit in jeder Gemeinschaft, die mit ihm im Bunde leben möchte. Unser Gott – mit diesem Risiko lebt offensichtlich auch die Kirche – ist so sehr menschlich, dass er sich einseitige Kündigungen vorbehält.

Die Kirche als „Weinberg des Herrn“: ein vertrautes Bild. Was aber, wenn der Winzer an diesem Weinberg inzwischen das Interesse verloren hat, nach einer Serie schlimmer Missernten? Menschen, die die Kirchengeschichte als Verbrechensgeschichte schreiben wollen, haben leider keinen Mangel an Stoff. Muslime erzählen ja keine Horrorgeschichten, wenn sie

an die Gräueltaten der sogenannten Kreuzzüge erinnern: Die Eroberung der Welt durch christliche Mächte mit vorangetragenem Kreuz. Innerchristliche Glaubenskriege, Blindheit, Schweigen, mangelnder Mut angesichts von Arbeiterelend, Angriffskriegen und Judenmord. Eine Liste von entsetzlicher Länge.

Weil man bei anderen den Splitter im Auge deutlicher sieht als im eigenen: nach dem Völkermord im afrikanischen Ruanda in den 90er Jahren, nachdem Kirchen zum Schauplatz unvorstellbarer Massaker geworden waren, gab es im Land ernste Stimmen, die fragten, ob sich die Kirchen Ruandas sich nicht auflösen müssten, weil sie mit dieser Schuld nicht einfach weiterleben könnten. Eine Welt ohne unseren Glauben wäre menschlicher, behaupten populäre Kritiker des Christentums. Was, wenn unser Gott sie in Dienst genommen hätte als prophetische Stimmen? Mit meinen Kenntnissen der Wirkungsgeschichte unserer Religion müsste ich das ertragen. Und hätte mein Leben vertan in einem Weinberg, den der Besitzer schon aufgegeben hat. Es muss ja nicht die ganze Weltkirche sein, die ein abschließendes Urteil zu hören bekommt. Der „Weinberg des Herrn“ hat viele Parzellen. Und die Erträge an Liebe und Gerechtigkeit sind sehr unterschiedlich, so wie die Lagen eines großen Weingutes. Es gibt die Gemeinden und Kirchen, die die Ernte tragen, nach der Jesaja vergeblich Ausschau hielt. Es gibt sie in der Nähe und in der Ferne. Aber wir können uns gegenseitig vor dem gerechten Gott wohl nur begrenzt vertreten. Was den Ertrag gelebten Glaubens betrifft, gibt es wahrscheinlich keine ökumenische Mischkalkulation. Jedes Stück Weinberg muss mit seiner eigenen nüchternen Beurteilung rechnen.

Was bleibt? Was blieb? Auf die kompromisslose Stimme des Jesaja folgte nach der politischen und religiösen Katastrophe des alten Israel eine neue. Wir finden sie im letzten Teil des Jesaja-Buches. Und da hört das gescheiterte Israel von dem neuen lebenskräftigen Reis aus dem tatsächlich abgeschlagenen Baumstumpf. Gott will doch noch einen Neuanfang – in inkonsequenter Liebe. „Es ist ein Ros´ entsprungen“, so klingt diese neue Verheißung an eine gescheiterte Gottesgemeinde in der Fassung unseres Gesangbuches. Jesus stellt dem sein eigenes Gleichnis an die Seite. Einen ertraglosen Baum abhacken, weil er gutes Land blockiert? Ja, eigentlich schon, aber gib ihm noch ein Jahr mit besonders guter Pflege. Vielleicht wird er doch noch gute Ernte bringen. Wenn nicht, dann hau

ihn später ab. Persönlicher Glaube, Gemeinden, Kirchen können scheitern. Nehmt diese Botschaft ernst. Aber unserem Gott geht das so sehr gegen den Strich, dass er immer noch Zeit zur Umkehr zugibt. Manches spricht dafür, dass wir in einer solchen Zeit der Zugabe leben.

Gebet für die Zukunft der Menschheit Der ökologische Fußabdruck

Wir danken Dir für die Himmelsfeste,
das Werk des zweiten Schöpfungstages.
Wir nennen sie die Erdatmosphäre,
die Beschützerin der Kreisläufe des Klimas.

Voller Rührung betrachten wir
die ältesten Abdrücke menschlicher Füße,
über Millionen Jahre erhalten in der Erde Afrikas:
klein und groß, Kinder und Erwachsene,
die uns erinnern an Adam und Eva,
die Dir nahe waren
wie niemand von uns.

Heute bekennen wir Dir,
dass der „Ökologische Fußabdruck“ eines jeden von uns
zum warnenden Zeichen geworden ist,
dafür, wie völlig verschieden die Lasten sind,
die wir der Schöpfung
und besonders dem Kreislauf des Klimas aufbürden:

Füße, ähnlich denen unserer Vorfahren
und Füße, die kaum noch Platz lassen
für Mitmenschen und Mitgeschöpfe.

Hilf den Regierenden,
die heute zur Weltklimakonferenz zusammenkommen,
wirklich zu verstehen,

dass Menschheit und Schöpfung
keine Zukunft haben
wenn wir es belassen bei den grotesken Unterschieden

zwischen Hunger und Überfluss,
Verschwendung und Mangel,
Bequemlichkeit und Mühsal,
Macht und Ohnmacht.

Lehre uns, wieder zu gehen mit Füßen,
die wirklich menschliche Spuren hinterlassen,

und fange bei mir damit an.

*Harald Robr zum 7. Dezember 2009,
aus seinen täglichen Fürbitten zur Weltklimakonferenz in Kopenhagen.*

Der gute Hirte

*Der HERR ist mein Hirte,
mir wird nichts mangeln.
Er weidet mich auf einer grünen Aue
und führet mich zum frischen Wasser.
Er erquicket meine Seele.
Er führet mich auf rechter Straße
um seines Namens willen.
Und ob ich schon wanderte im finstern Tal,
fürchte ich kein Unglück;
denn du bist bei mir,
dein Stecken und Stab trösten mich.
Du bereitest vor mir einen Tisch
im Angesicht meiner Feinde.
Du salbest mein Haupt mit Öl
und schenkest mir voll ein.
Gutes und Barmherzigkeit
werden mir folgen mein Leben lang,
und ich werde bleiben
Im Hause des HERRN immerdar.*

(Psalm 23)

*Ich bin der gute Hirte. Der gute Hirte lässt sein Leben für die Schafe.
Der Mietling aber, der nicht Hirte ist, dem die Schafe nicht gehören, sieht den
Wolf kommen und verlässt die Schafe und flieht – und der Wolf stürzt sich auf
die Schafe und zerstreut sie, denn er ist ein Mietling und kümmert sich nicht*

um die Schafe. Ich bin der gute Hirte und kenne die Meinen und die Meinen kennen mich, wie mich mein Vater kennt und ich kenne den Vater. Und ich lasse mein Leben für die Schafe. (Johannes 10, 10-16)

Die Grönland-Missionare vergangener Zeiten haben sich mit den biblischen Bildern dieses Sonntags – Hirte und Schafe – schwer getan. Sie konnten sie nicht einfach beiseitelassen. Offensichtlich handelt es sich um Gleichnisse für zentrale Glaubenserfahrungen: Treue, Geborgenheit, Rettung, Vertrauen. Aber im abgelegenen arktischen Grönland gab es nun mal weder Schafe noch Hirten. Da war dann die Übersetzung des Bildes von Jesus, dem „Lamm Gottes“ mit „Jesus, die kleine Robbe Gottes“ eher ein Notbehelf. Aber uns Stadtmenschen des 21. Jahrhunderts geht es kaum besser. Bei allem Respekt vor der harten Arbeit unserer verbliebenen Wanderschäfer, ihr Berufsrisiko ist mit dem altorientalischen Hirten wirklich nicht vergleichbar. Raubtiere, gewalttätige Viehdiebe, wilde gefahrenreiche Landschaften. Der Beruf war ein täglicher Überlebenskampf. Und dann diese Schafe. Ihr Image in der Riege menschlicher Haustiere ist wirklich nicht das beste. Das Herdentier schlechthin. Jemanden ein Schäfchen zu nennen, ist nicht gerade ein Kompliment. Und dem Leithammel möchte man auch nicht unbedingt folgen. Wir werden uns wohl ein bisschen näher auf diese Vergleiche aus der Ferne vergangener Bauerngesellschaften einlassen müssen. Sonst rutscht uns die Botschaft durch die Finger wie ein glitschiger Fisch.

Fangen wir mit den Schafen an: den eben zitierten Leithammel gibt es nicht. Jede Schafherde wird – wie bei den Wildschafen – immer von einem erfahrenen Weibchen geführt. Die Böcke haben sich zu fügen. Und ein Hammel, also ein kastriertes männliches Tier, hat schon gar nichts zu melden. Jeder Schäfer kennt sein Chefschaf und arbeitet mit ihm zusammen, nicht nur mit seinen Hunden. Die Herde folgt dem Leitschaf blind – manchmal ins Unheil wie 1965 in der Schweiz am Hochwasser führenden Rhein. Eine große Herde grast eingezäunt am Ufer. Ein Hirte ist nicht dabei. Scheinbar ohne erkennbaren Anlass stürzt sich die Herde auf einmal in den Fluss und ersäuft bis zum letzten Tier. Was war geschehen? Später stellte sich heraus, Spaziergänger hatten zwei Schäferhunde frei laufen lassen. Und die griffen zufällig das Leitschaf an. Das stürzte flüchtend in Richtung Rhein – und die ganze Herde, instinktiv an das Leittier gefesselt, hinterher. Fast zwangsläufig fällt mir da der furchtbare Satz ein: „Führer befehl –

wir folgen“. Dabei steht uns Menschen zur Bewältigung des Lebens nicht nur ein Gerüst aus Instinkten zur Verfügung. Aber Gewissen und Glaube können so sehr zum Schweigen gebracht werden, dass wir am Ende einer flüchtenden Schafherde ohne Hirten gleichen.

Ohne Hirten, das ist der Punkt. Denn der hätte, schon mit Hilfe seiner Hunde, die verhängnisvolle Attacke der Schäferhunde verhindert. Der Hirte bewahrt die ganze Gemeinschaft der Geschöpfe davor, sich im Unheil zu verrennen. Auch in diesem Sinne: Der Herr ist mein Hirte. Das Wissen des Hirten um das, was dem Leben dient: wir alle hängen davon ab. Dies Wissen des Hirten um das, was dem Leben dient – wir finden es in den Zeugnissen der Bibel und der Glaubensgeschichte.

Aber wo wir beim Vorbeifahren aus dem Zugfenster nur eine Herde sehen, sehen die Hirten seit Jahrtausenden jedes einzelne Tier. „Lässt er nicht die 99 in der Steppe und geht selbstverständlich dem einen nach, das sich verstiegen hat“, fragt Jesus. Und er erwartet, dass seine Zuhörer die Antwort kennen. Kein Tier darf zugrundegehen, nur weil der Hirte Mühe und Gefahr scheut. Gefahr! Jawohl, als Josefs Brüder ihn in die Sklaverei verkaufen, schicken sie dem Vater Jakob ein blutverschmiertes, zerrissenes Kleidungsstück. Die Lügenbotschaft: „Ein wildes Tier hat ihn bei der Hütarbeit getötet.“ Die Nachricht entspricht der Lebenserfahrung. Sie wird geglaubt. Bibelleserinnen kennen noch viel mehr Stellen, in denen die Berufsethik der Hirten mit ihren harten Konsequenzen erkennbar wird. Die moderne Formel „Etwas Schwund ist immer“ gilt in diesem altorientalischen Beruf nicht. Mit seinem Erfolg oder Scheitern, mit seiner ganzen Existenz bindet sich der Hirte an das Schicksal der Herde. Und jedes einzelne Tier kann den ganzen Preis kosten. Es fällt schwer, in Zeiten industrieller Massentierhaltung diese Berufsethik beim Wort zu nehmen. Aber nur so gewinnt Jesu Zusage im Johannesevangelium ihre Ernsthaftigkeit, ihren Ernst: „Der gute Hirte lässt sein Leben für die Schafe.“ Die ganze schutzbedürftige Lebensgemeinschaft der Tiere, genauso wie das einzelne gefährdete Leben, beide dürfen und müssen sich auf Treue und Verantwortungsbewusstsein des guten Hirten verlassen. Weil diese Eigenschaften den altorientalischen Hirten ausmachten und weil auch wir Menschen Teil einer gefährdeten Gemeinschaft sind und gleichzeitig als Einzelne auf Geborgenheit angewiesen, darum haben die Bilder von Hirten und Herden in der Bibel solche Prominenz gewonnen.

Da ist freilich noch etwas, dem wir fremd gegenüberstehen, ja sogar mit innerer Abwehr, wenn es uns heute ähnlich im islamischen Brauchtum begegnet. Das Schaf, das einzelne Schaf kommt in den letzten Augenblicken seines Lebens dem Menschen nahe, als einzelnes Geschöpf, wenn es zum Opfertier wird. Die Heiligkeit Gottes verlangt eigentlich nach dem Blut des schuldig Gewordenen. Das Blut des Opfertieres tritt an seine Stelle. Sein Blut vertritt Menschenblut, sein Leben rettet Menschenleben. Und die biblischen Gesetzessammlungen sind voll von Bestimmungen, wie genau das Tier beschaffen zu sein hat, das Gott zur Sühne angeboten werden darf. Da konnten die Bauern Israels nicht einfach blind in ihre Herden greifen. Alter, Geschlecht, körperliche Beschaffenheit, alles war von Fall zu Fall zu beachten. Hinter jeder rituellen Schlachtung steht übrigens das Werturteil, dass Mensch und Tier aus der gleichen Schöpferhand hervorgegangen sind und deshalb imstande, überhaupt einander zu vertreten.

Wir wissen, dass in unserer Glaubenssprache beide Bilder auf Jesus bezogen werden: der gute Hirte, der in letzter Konsequenz sein Leben gibt, und das Lamm, das zum Opfer wird. Das „Lamm Gottes“, das die Menschen in der Begegnung mit Gott aus dem Zwang immer neuer Opfer befreit. Auf dem Tisch des Passahmahls, das Jesus mit den Seinen feiert, stehen der Überlieferung nach nicht nur Brot und Wein, sondern auch das Lamm, ohne das es kein Passah gibt.

Ich weiß nicht, ob es möglich ist, die biblischen Bilder von Herden und Hirten tatsächlich noch in unsere Zeit zu holen. Vielleicht versperrt uns wirklichkeitsfremde Hirtenromantik doch den Blick auf die Tragfähigkeit dieser Gleichnisse. Wenn die Markus-Gemeinde eines in unserer Zeit gewiss nicht sein darf, dann dumpfes Herdenvieh. Außerdem: Pastor ist Latein und heißt bekanntlich Hirte. Trotzdem ist das sprichwörtliche Bild doch ziemlich unglücklich: Sebastian Neuß der Hirte und wir alle die Schäfchen. Wenn denn Jesus der gute Hirte ist, der uns erhält und zusammenhält, dann sind, um im Bild zu bleiben, Pastoren und andere Verantwortliche in der Kirche hoffentlich gut ausgebildete Hütehunde. Auch wenn sie scheinbar gelangweilt im Gras liegen, haben sie doch immer ein Ohr und ein Auge beim Hirten, um keinen Befehl zu verpassen. Und wie man so hört, macht es ihnen auch noch Spaß.

Schwamm drüber! Wem es mit den Bildern von Hirten und Schafen zu kompliziert wird, der kann sich ja an die anderen Bilder halten, in denen

das Neue Testament die zuverlässige Nähe Jesu ausdrückt. Die Weltkirche hat sich zum Beispiel das Bild vom Boot auf tosender See zu eigen gemacht. Der schlafende Jesus tut nichts und entspricht überhaupt nicht dem Bild vom jederzeit handlungsbereiten Hirten. Aber seine Gegenwart ist Schutz genug. Der gute Hirte oder der schlafende Jesus im Sturm an meiner Seite, der Jesus, in dessen Händen sich das Brot vermehrt, aus den Ostergeschichten der Wegbegleiter auf dem Weg nach Emmaus – du wirst dein Bild finden.

Gedanken zu Noah

Sabine von Bargaen

Erntedank 2009 – vor der Klimakonferenz in Kopenhagen, von deren Scheitern Harald Rohr zu dem Zeitpunkt nicht wissen konnte. Bis 2015 in Paris rang die Weltgemeinschaft um den Durchbruch, und seit 2016 sind Männer an der Macht, die dieses zarte Pflänzchen schon wieder zertreten. Manchmal möchte man verzweifeln!

Aber nein, Harald Rohr war in dieser Hinsicht der großen Dorothee Sölle nahe, die jenes Bild aufnahm: ein mittelalterlicher Steinmetz schlug mit Hingabe seine Rosette, einen Wasserspeier oder was auch immer aus einem Stein, in dem vollen Bewusstsein, die Vollendung des Domes nicht zu erleben. Und Harald Rohr formuliert: „Wir werden unser Denken, Fühlen und Handeln auf die Zukunft richten, solange wir leben: wie Jesus, dem das anbrechende Reich Gottes und seine Gerechtigkeit über alles ging.“

Wer verzweifelt die Brocken hinschmeißen mag (und das erlebe ich unter engagierten Ehrenamtlichen gelegentlich tatsächlich), ist der nicht im Grunde hochmütig? Glauben wir wirklich, die Durchsetzung von Gerechtigkeit sei in einem Lebensalter zu bewältigen? Müssen wir nicht demütiger werden, der Tatsache bewusster, dass wir uns mit dieser Haltung in die Tradition jener Psalmbeter/innen stellen, die Gott anflehten, die „Gottlosen“ mindestens zu verfluchen, wenn nicht gar direkt zu töten? Auch heute erfahren wir täglich, dass die, die über Leichen gehen, sich durchsetzen. Trotzdem weiterzumachen ist schwer. Aber nötiger denn je.

Also, liebe Lesende: lasst uns hier und da auch für uns selber sorgen. Nicht im Sinne einer rücksichtslosen Durchsetzung eigener Interessen, sondern im Sinne von Pausen, in denen wir Orte oder Kontakte zu Menschen suchen, die unsere Seelen nähren. Die uns wieder aufrichten und uns zu weiterem Engagement die Kraft geben. Harald Rohr war so ein Nährer – vielleicht nicht für alle, aber für alle, die sich angesprochen fühlten.

Sabine von Bargaen ist seit 2015 Referentin für Rückkehrarbeit und Ehrenamt bei „Brot für die Welt“ in Berlin. Vorher war sie für die Arbeit mit Ehrenamtlichen und für die regionale Arbeit mit den ostdeutschen Landeskirchen und Landesverbänden der Diakonie zuständig.

Der Herr ist mein Hirte

*Der HERR ist mein Hirte,
mir wird nichts mangeln.
Er weidet mich auf einer grünen Aue
und führet mich zum frischen Wasser.
Er erquicket meine Seele.
Er führet mich auf rechter Straße
um seines Namens willen.
Und ob ich schon wanderte im finstern Tal,
fürchte ich kein Unglück;
denn du bist bei mir,
dein Stecken und Stab trösten mich.
Du bereitest vor mir einen Tisch
im Angesicht meiner Feinde.
Du salbest mein Haupt mit Öl
und schenkest mir voll ein.
Gutes und Barmherzigkeit
werden mir folgen mein Leben lang,
und ich werde bleiben
im Hause des HERRN immerdar.*

(Psalm 23)

Kaum ein Konfirmand meiner Generation, der den 23. Psalm nicht neben den Zehn Geboten und dem Glaubensbekenntnis auswendiggelernt hätte. Unsere Pastoren, die als Soldaten den 2. Weltkrieg überlebt hatten, sprachen mitunter von der „eisernen Ration“ im Gedächtnis, die sich in Gefangen-

lagern ohne Bibel bewährt hätte – darunter die Worte von Gott, unserem Guten Hirten. Bei den Lesungen von Epistel und Evangelium habt ihr bemerkt, dass das Hirtenmotiv diesen ganzen 2. Sonntag nach Ostern prägt. Der im Johannesevangelium überlieferte Ruf Jesu „Ich bin der Gute Hirte“ ist wie der 23. Psalm vielen Christenmenschen auswendig geläufig. Die Vielzahl der Hirtengeschichten und Hirtenbilder in der Bibel ist Ausdruck einer vergangenen Wirtschaftsweise. Die sogenannten Patriarchen Israels, angefangen bei Abraham, waren wohlhabende Herdenbesitzer. Sein Sohn Isaak beherrschte alle Tricks dieses Berufes. Dessen Enkel Josef wird bei der Inspektion der väterlichen Herden von seinen Brüdern überlistet und in die Sklaverei verkauft. David, der ewige Nationalheld Israels, wird als junger Hirte für sein späteres Königtum ausgewählt und gesalbt. Professionalität, Verantwortungsbewusstsein und Mut eines guten Hirten waren eines der großen Tugendbilder, mit denen Jungen in Israel aufwuchsen. Es fällt mir schwer, aus unserer modernen, arbeitsteiligen Welt einen Beruf zu nennen, der eine ähnliche Bedeutung als Leitbild hätte. Die wenigen Hirtinnen und Hirten, die heute ihre harte Arbeit im Wesentlichen als Umweltschützer tun, stehen jedenfalls nicht im Zentrum öffentlicher Wertschätzung.

„Der Herr ist mein Hirte“ hat deshalb etwas unvermeidlich Nostalgisches. Aber Gott will sich mit uns nicht langvergangener Zeiten erinnern. Er will heute unsere Füße auf den Weg des Lebens richten. Also wage ich mal einen Vergleich, von dem ich weiß, dass er schief ist. Wie hört sich das an? „Der Herr ist mein Pilot. Ihm kann ich mich anvertrauen. Ich muss keine Turbulenzen fürchten. Er bringt mich sicher ans Ziel.“ Wer ins Flugzeug steigt, kennt ja das Gefühl, sich der Tüchtigkeit eines anderen anvertrauen zu müssen. Einen Omnibus könnte ich in der allergrößten Not noch vom Fleck bewegen. Schließlich handelt es sich im Prinzip um ein Auto, nur eben größer. Aber ein Düsenjet? Da hilft mir alles, was ich gelernt habe, nicht weiter. Und für alle Fälle ist es beruhigend zu wissen, dass es da neben dem Piloten noch den Kopiloten gibt. Der Pilot ist ein Mensch wie ich. Mein Leben ist genauso viel wert wie seines. Aber wenn ich in seinem Flugzeug sitze, bin ich ihm etwa so ausgeliefert wie ein Herdentier der Tüchtigkeit des Hirten.

Das macht es auch leichter, das Bild von den Schafen gelten zu lassen. Denn es braucht heftige Gefühle, um andere Menschen mit Tiernamen zu bedenken oder sich selbst so nennen zu lassen. Mäuschen, Hase, Bärchen entspringen der Verwirrtheit der Verliebten. Wer eine Frau sein „Pferd-

chen“ nennt, dürfte der Zuhälterei nachgehen. Hund, Ratte, Schwein sollen als Nachrede oder gar Anrede beleidigen. Nun ja, und Schaf? Dummes Schaf, blöder Hammel klingen als Untertöne mit. Selbst die Rolle des Schaffleisches in der Küche der Muslime belastet bei manchen Leuten das Image der Schlachttiere.

Für die Gläubigen Israels ist das ganz anders. Das Schaf ist kein Tier wie jedes andere. Es ist als Passahlamm Teil der Liturgie, mit der sich Israels Familien der Befreiung aus der Sklaverei erinnerten. Schafe spielen unter den Opfertieren eine besondere Rolle. Ihr Sterben ist Zeichen der Versöhnung mit dem heiligen Gott. Ihr Blut wird stellvertretend vergossen. Uns Christenmenschen kommen sofort die Worte des Johannes über Jesus in den Sinn: „Seht das Lamm Gottes, das der Welt Sünde trägt.“ Das Schaf, ein Mitgeschöpf, das Gott auf schicksalhafte Weise besonders nahe ist, ein Bindeglied zwischen ihm und uns.

Darum beten die alten Israeliten eines der bewegendsten Glaubensgedichte, unseren 23. Psalm, ohne Beklemmung und Angst um ihre Menschenwürde: „Der Herr ist mein Hirte“ Unter den vielen Hirtentexten der Bibel ist er einer der wenigen, der aus der Perspektive der Tiere gesprochen ist. Nicht, um das Jesuswort aus dem Sonntagsevangelium zu zitieren: „*Ich bin der gute Hirte*“, sondern in umgekehrter Blickrichtung: „*Der Herr ist mein Hirte.*“

„*Mir wird nichts mangeln.*“ Vier Worte des Vertrauens, ohne Vorbehalt. Wie immer, wenn es um Vertrauen geht, in die Zukunft gerichtet. Die Zukunft in der Lebensgemeinschaft mit Gott ist frei gemacht von Zukunftsangst. Wir kennen unsere eigenen Zukunftsängste, genährt von Bildern möglichen Unheils, die uns allein betreffen, ebenso wie von solchen, die die Menschheit als Ganze treffen können. Dabei könnten uns die Zukunftsängste eines orientalischen Menschen lange vor Jesu Lebzeiten erst recht in Panik versetzen: Hungersnot, Missernte, Krieg, Seuchen, früher Tod. Das Glaubensbekenntnis „*Mir wird nichts mangeln*“ gründet sich deshalb auf die bisherige Lebenserfahrung. In den Worten des Psalms

Er weidet mich auf einer grünen Aue,

Er führt mich zum frischen Wasser.

Er erquickt meine Seele.

*Er führt mich auf rechter Straße
um seines Namens willen.*

Ich bin mir sicher, wir hören hier nicht einen Schönwetterbericht über ein Leben ohne Unwetter und Not. Diese Worte sind eine Bilanz von Licht und Schatten, Angst und Trost, Unglauben und Glauben. Etwa wie in dem Choral: „Bis hierher hat mich Gott gebracht durch seine große Güte.“ In der Bilanz hat Gott mein Leben bis heute vor dem Scheitern bewahrt. Wenn man so will, auch aus Eigennutz „um seines Namens willen.“ Gott ist auf die Loblieder derer angewiesen, die mit ihm wirklich gute Erfahrungen gemacht haben. Lieder wie dieser 23. Psalm sind sozusagen die bevorzugten Werbemittel Gottes in unserer Menschenwelt. „Mir wird nichts mangeln“ gilt deshalb ausdrücklich auch dann, wenn Unheil droht.

Und ob ich schon wanderte im finsternen Tal,

Fürchte ich kein Unglück.

Denn du bist bei mir.

Dein Stecken und Stab trösten mich.

An Trost wird es nicht fehlen. Das ist die Hoffnung, die den Niederlagen und Leidenstagen des Lebens gewachsen ist. Gott bewahrt nicht vor jedem Leid. Aber er tröstet, er gibt Halt im Leid. Nur Gott selbst weiß, wie viele Menschen sich schon an diese Gewissheit gehalten haben. In der Einsamkeit einer tödlichen Krankheit oder einer zerbrochenen Beziehung ebenso wie unter denen, die um der Gerechtigkeit willen Verfolgung leiden. Erfüllt vom Vertrauen auf den Gott, der nicht ins Bodenlose fallen lässt, verlässt der Dichter das Bild von Herde und Hirten. Er wechselt in die Menschenwelt und zum Bild der Gemeinschaft um einen Tisch:

Du bereitest vor mir einen Tisch

Im Angesicht meiner Feinde.

Lange vor dem Abendmahlstisch Jesu glaubte Israel bereits, Gott setze sich in besonderen Stunden mit den Vertretern seines kleinen, erwählten Volkes an einen Tisch. Mit Gott an einem Tisch sitzen: ein Zeichen letzter, unverlierbarer Geborgenheit. Schließlich:

Du salbest mein Haupt mit Öl

Und schenkest mir voll ein.

Die Salbung, daran müssen wir uns erinnern, war zu Israels Zeiten das herausragende Zeichen der Erwählung. Kein Königtum ohne Salbung. Die damals den 23. Psalm beteten, gaben damit der kühnen Überzeugung Ausdruck, sie seien Gott nicht weniger wert als der so menschliche Gottesmann David. Was dem großen David versprochen war, was sich in

seinem Leben erfüllte, nimmt der Dichter deshalb auch für sich, für uns alle in Anspruch:

Gutes und Barmherzigkeit werden mir folgen mein Leben lang.

Gutes, das was sich in der Rückschau des Lebens als wirklich gut bewiesen hat. Und Barmherzigkeit. Die große Regung in Gottes Herz, mit der er bereit ist, alles zuzudecken, was ich ihm und meinen Nächsten schuldig geblieben bin. Die letzte das Leben rettende Gabe ohne Gegengabe.

Deshalb werde ich bleiben im Hause des Herrn immerdar.

Jüdinnen und Juden beten diesen Psalm, obwohl der Tempel in Jerusalem seit bald 2000 Jahren nur noch in den Herzen der Glaubenden steht. Wir beten ihn, obwohl das Haus unseres Glaubens sehr oft einer Ruine gleicht. Aber wir kennen Jesu Versprechen:

In meines Vaters Haus sind viele Wohnungen. Und ich gehe hin, euch den Platz zu bereiten.

Der „Taubenfisch“

Der Künstler Georg Temme hat dieses Symbol 1981 während seines Zivildienstes im Herner Zentrum entworfen. Fisch und Taube, als Symbole für Kirche und Frieden, sind hier untrennbar in einer Linie verbunden, so wie es nach dem Willen Jesu sein soll.

Auf der Höhe der Friedensbewegung wurde das Symbol des „Taubenfisches“ zum ersten Mal verwendet – auf Transparenten, Aufklebern und Buttons – so beim großen Sternmarsch der Gemeinden des Kirchenkreises zur Herner Innenstadt am 21. November 1981. Später wurde es zum Motiv für eines der indischen Altartücher und schließlich zum dauerhaften Logo des Herner Zentrums.



Gott sieht, Gott hört

Die Augen des Herrn merken auf die Gerechten und seine Ohren auf ihr Schreien. (Psalm 34, 16)

Ausgerechnet diesen Halbsatz von den Augen Gottes haben die Leute, die die Psalmen in unserem Gesangbuch ausgewählt haben, weggelassen. Dabei hat er dem dritten Sonntag der Passionszeit den Namen gegeben: *Oculi domini*, die Augen des Herrn... (Psalm 34, 16) Vielleicht war ihnen ja die Vorstellung sympathischer, dass unser Gott hinhört: „Wenn die Gerechten schreien, so hört der Herr.“ Ganz unverständlich wäre die größere Sympathie für Gottes Ohren nicht. Meine erste Erfahrung mit den Augen Gottes war jedenfalls sehr unangenehm. Als sechsjähriges Kind in der Trümmervüste des Ruhrgebiets musste ich auf dem Schulweg die Behelfsbrücke über eine breite Gleisanlage überqueren. Das war, wie man mir eingebläut hatte, die „Lügenbrücke vom lieben Gott“. Der liebe Gott hat alles gesehen, was du Böses getan hast. Auch wenn du es verschwiegen hast: Gott hat es gesehen. Da kann es passieren, dass er die Lügenbrücke unter dir einstürzen lässt. Das war schwarze Pädagogik vom Feinsten – unter Missbrauch des Namens Gottes. Dabei wussten sich die Erwachsenen, die für mich verantwortlich waren, nicht anders zu helfen. Der Tod meiner Mutter und meines Großvaters, der praktisch mein Vater war, dann die Flucht aus Schlesien, alles innerhalb weniger Tage. Aus dem quirligen Kind, das ich gewesen sein soll, war ein verängstigter, verschlossener Junge geworden, der mehr als einmal zur Lüge griff, um vor den Erwachsenen zu bestehen. Die Drohung mit den Augen Gottes und der einstürzenden Lügenbrücke als Konsequenz war verständlich, aber nicht in Ordnung. Später habe ich

auch die vielen Darstellungen des Auges Gottes in einem Dreieck, Symbol der Dreieinigkeit, nicht wirklich gemocht. Dieses Auge schaute mich immer noch kalt, alles registrierend an. Heute würde man sagen, wie eine Überwachungskamera, die sich niemals ausschalten lässt.

In der Bibel – und besonders im Alten Testament – ist nicht selten von den Augen Gottes die Rede. Aber eben nicht nach dem Motto „*Big brother is watching you*“ oder „Horch und Guck“. Die vielen Bildworte von dem hinsehenden Gott transportieren bis auf wenige Ausnahmen eine viel lebensfreundlichere Botschaft: Gott ist für dich da. Er nimmt Anteil an deinem Leben, möchte es zu einem guten Ziel führen. Gott hat einen besonderen Blick für die Leiden der Mühseligen und Beladenen. Das hat Folgen für Unterdrücker und Gewalttäter. „Ich habe das Elend meines Volkes in Ägypten gesehen“, mit diesem Satz, den Mose aus dem brennenden Dornbusch hört, beginnt das Unheil des Pharaos und die Befreiung Israels. Auch andere Gewaltherrscher bekommen aus dem Mund der Propheten zu hören, was Gottes Augen gesehen haben. Gottes Auge ist eben keine gefühllose Überwachungskamera, sondern der Zugangsweg zu seinem Herzen für alle, die nach seiner Hilfe schreien und sich nach seiner Liebe sehnen.

Von Gottes Augen zu reden, ist menschliche Gleichnissprache. Wie könnte es anders sein! Aber die Augen Jesu sind Augen wie unsere. Und was vom Blick Jesu für die Menschen in den Evangelien zu erfahren ist, das bestätigt die Gleichnisworte von den Augen Gottes, den niemand je gesehen hat. Jesus *sieht* eine Menschenmenge wie beim Speisungswunder, und er fühlt mit ihnen. Jesus *sieht* auf die Stadt Jerusalem, und er *sieht* die Tage der äußersten Not kommen. Er *sieht* das grenzenlose Vertrauen der Männer, die ihren gelähmten Freund durch das Dach zu ihm herunter lassen. Aus diesem Bild schöpft er die Kraft, diesen Menschen zu heilen. Der Blick Jesu hat viel mit Gerechtigkeit zu tun, noch mehr mit Liebe, die Menschen hilft, ihr Leben zu ändern. Denkt nur an den Zöllner Zachäus, den Jesus auf seinem Baum entdeckt. „Die Augen des Herrn merken auf die Gerechten.“ Wir wissen, wie das gemeint ist. Gott pickt sich nicht ein paar ihm wohlgefällige Prachtexemplare aus der Gattung Mensch heraus, sondern Gerechte, das sind alle, die Gottes Zuwendung und Vergebung annehmen – so wie Zachäus auf dem Baum samt seiner nicht gerade feinen Vorgeschichte – oder auch ich und du. Für uns ist das Auge Gottes wie das liebevolle und zugleich aufmerksame Auge der Mutter. Sie lässt ihrem Kind den Spielraum und will es gleich-

zeitig vor Schaden bewahren. Jesus lebt uns diese Sichtweise Gottes vor. Nicht damit wir ihn dafür bewundern, sondern damit sie zu unserer eigenen wird. „Gehe hin und mach es genauso“ ist sein Fazit aus der Bildgeschichte vom Barmherzigen Samariter.

Auch wir sehen ja nicht objektiv. Und mit kaum etwas anderem wird so viel manipuliert wie mit den Bildern, die uns vorgesetzt werden. Jede Werbekampagne, jeder Wahlkampf liefert dafür Beweise in Masse. Wir sprechen von Fernseh-Demokratie. Unsere Vikarinnen und Vikare müssen in der Ausbildung vor die Videokameras, damit sie eine Vorstellung davon bekommen, wie sie auf der Kanzel aussehen. Am schlimmsten: nicht nur die Suggestion der abgebildeten Wirklichkeit kann uns in die Irre führen. Oder ein Bild der Werbung, bei der wir immerhin wissen, dass es sich um Werbung handelt. Die Technik von heute kann Lügenbilder von einer optischen Echtheit produzieren, dass unsere Augen und unsere Gefühle perfekt betrogen werden. Solange Jesus uns nicht sehen lehrt, sehen wir, was wir sehen wollen. Ich muss sehen, wo ich bleibe, sagt das Sprichwort. Ein anderes redet von der Brille, die wir von Fall zu Fall aufhaben. Jeder Richter kennt die spezielle Problematik von fragwürdigen Augenzeugen, die doch überzeugt sind, gesehen zu haben, was sie aussagen. Die Sehfehler unseres Gewissens führen bis an den Abgrund der Hölle. Die Aufseher und Aufseherinnen an der Rampe von Auschwitz haben nicht industrialisierten Massenmord gesehen, sondern einen harten, aber notwendigen Dienst am deutschen Volk.

„Gehe hin und mach es genauso“, das ist die Schlussfolgerung Jesu aus der Gleichnisgeschichte vom Barmherzigen Samariter. Das haben auch die Christenmenschen so verstanden, die die missionsärztlichen Dienste für die Behandlung von Blinden und Sehbehinderten unter den Armen der Dritten Welt aufgebaut haben, wie die Christoffel-Blindenmission. Jesus hat ja die Kraft Gottes immer wieder dazu gebraucht, Blinden das Augenlicht wiederzugeben und sie aus ihrem Bettlerdasein zu befreien. Der Sonntag Okuli ist der Tag, an dem diese Arbeit den christlichen Gemeinden vor Augen gestellt wird. Blindheit gehört ja heute zum Spektrum der typischen Armutskrankheiten. Gemeint ist die Mehrzahl aller Blinden, die nicht blind geboren sind oder ihre Sehkraft durch unbehandelbare Augenkrankheiten verloren haben. Ich spreche von den vielen Millionen, die erblinden durch leicht behandelbare Augenkrankheiten, einfach weil sie das Geld nicht

haben oder weil in ihrem Lebensraum kein augenärztlicher Dienst existiert. Jeder zweite blinde Afrikaner ist am Grauen Star erkrankt und damit leicht heilbar. Darum entstehen bei den sogenannten Augen-Safaris, wenn der mobile Augenarzt zum Beispiel in eine abgelegene Region des Südsudan kommt, solche herzbewegenden Hoffnungsbilder. Eine Menschenmenge von Blinden und Angehörigen, mit der Geduld der Armen wartend vor einer Grasdachhütte, bis sie drankommen mit Untersuchung und rascher Operation. Wenn im Umkreis eines einzigen Dorfes auf einmal 200 Menschen wieder sehen können, dann hat sich zugleich das Leben für 200 Familien zum Besseren gewendet.

Die Augen unseres Gottes haben dann voller Mitgefühl und Liebe auf Menschen in Dunkelheit gesehen. Und er bedient sich auch unserer Gemeinde, um ihre Augen wieder zum Leuchten zu bringen. Die Welt mit den Augen Gottes sehen. Was kann es Lohnenderes geben!

Katastrophenhilfe der Kirchen

Was betrübst du dich, meine Seele, und bist so unruhig in mir? Harre auf Gott; denn ich werde ihm noch danken, dass er meines Angesichtes Hilfe und mein Gott ist. (Psalm 43, 5)

„Gott loben, das ist unser Amt“ heißt es in einem schönen Gesangbuchlied. Aber den Menschen ist nicht immer danach. Auch nicht dem Menschen, der einst die Worte des 43. Psalms sprach, des Psalms, der zu diesem 5. Sonntag der Passionszeit gehört. Was er durchmacht, lässt das Gotteslob in seinem Herzen verstummen. Gerade weil wir keine Einzelheiten erfahren, können wir unsere eigenen Erfahrungen und Schicksalsschläge an diese Stelle setzen. Die Tage und Stunden, vielleicht auch die Jahre, in denen uns wirklich nicht nach Gotteslob aus vollem Herzen zumute war. Oder auch die Gegenwart, falls es uns gerade heute so geht. Merkwürdig, anrührend, wie dieser zum Gotteslob Unfähige trotzdem an unserem Gott festhält. Heute – nein, da kann ich ihn nicht loben, mich nicht über ihn freuen. Aber es ist nicht aller Tage Abend. Es lohnt sich, in Angst und Not das Band des Glaubens nicht zu zerschneiden. Halte fest an deinem Gott. Denn der Tag wird kommen, an dem du dir seiner Nähe und seiner Hilfe wieder so sicher bist, dass es dir wieder leicht fallen wird, ihn zu loben.

Die Arbeit, die ich als Mitarbeiter der Aktion „Brot für die Welt“ mache, lässt mich bei diesem Stoßgebet unweigerlich an die Menschen denken, die in zahlreichen Ländern um den Indischen Ozean Opfer der Tsunami-Katastrophe vom 2. Weihnachtstag geworden sind. Nur eine Minderheit von ihnen sind Christinnen und Christen, vor allem in Sri Lanka. Aber in der Mehrheit sind es Menschen, die ernsthaft nach dem Weg des Lebens

fragen als Hindus, Muslime, Buddhisten – und eben als Christen. Inzwischen haben wir viele Berichte, dass Menschen auch beim Gebet in Kirchen und Moscheen von der Flut überwältigt worden sind. Aber einerlei, ob beim Gebet, auf der Reise, bei der Arbeit, in Urlaubsstimmung: um sie und in ihnen war von einer Minute auf die andere Entsetzen, Todesangst, völlige Hilflosigkeit. Kein Platz, wirklich kein Platz für irgendein Gotteslob, im Namen welcher Religion auch immer.

Die Fassungslosigkeit der Fischersfrau, die plötzlich drei ihrer fünf Kinder vermisst; der Pastor einer asiatischen Gemeinde in den USA auf Heimaturlaub in Sri Lanka, dem die Frau weggerissen wird; das Mädchen im indonesischen Bandar Aceh, dem sage und schreibe 50 Verwandte fehlen. Die Bewohner der Küstendörfer im fernen Somalia an der Küste Ostafrikas, die nicht wissen, wie ihnen geschieht, als die Welle mit Stunden Verzögerung auch ihre Häuser, Boote und Kinder ins Meer reißt. Sie alle sind Menschen, deren Seele erstarrt angesichts des Unfassbaren, die dann in der Gefahr standen, an der Frage nach dem Warum zu verzweifeln. Ich weiß nicht, was es für einen frommen Muslim bedeutet, in so einer Stunde *Inschallah*, „wie Allah will“, zu sagen. Wenigstens bekennt er sich dazu, dass auch so ein Tag des Entsetzens kein Tag ohne Gott ist. Aber wie haben die Christinnen und Christen empfunden oder gestammelt bei dem Versuch, ihren Glauben an diesem Tag nicht wegzuworfen?

Was wir wissen, vielfach bezeugt von den Schauplätzen der Katastrophe, ist, dass viele bald die Kraft fanden, sich aus der Erstarrung zu lösen, Hand anzulegen, das zu tun, was als Erstes zu tun war. Die Hilfe zum Überleben in Gang bringen. Lange bevor, die ersten Helfer aus dem Ausland vor Ort sein konnten. Lange bevor die Millionenbeträge auf die Spendenkonten flossen (bis jetzt reichlich 35 Millionen Euro auf die Spendenkonten unserer Kirche). Unsere Kirche war dabei nicht zum ersten Mal in einer besonderen Situation, von der ihr wissen sollte. In den Fernsehsendungen sah man immer wieder Rettungsteams vom Roten Kreuz, dem Technischen Hilfswerk und vielen anderen Organisationen mit viel Ausrüstung in die Sonderflugzeuge steigen. Mitarbeiter der Diakonie-Katastrophenhilfe oder von „Brot für die Welt“ waren nie zu sehen. Das ist kein Anzeichen für fehlenden Einsatz, sondern eher das Gegenteil. Tausende verdanken ihr Leben an der Küste Südindiens den Zyklonschutzbunkern aus Beton, die dort schon seit vielen Jahren stehen; ermöglicht durch die Zusammen-

arbeit unserer Kirche mit dem Kirchenbund in Südindien. Nur Stunden nach der Katastrophe war die Südindische Kirche bereits dabei, aus ihren Lagern für den Notfall die wichtigsten Hilfsgüter an die Menschen zu verteilen. Die Kirche Jesu Christi ist eben in aller Herren Länder zu Hause. Die Zusammenarbeit mit uns in Deutschland ist im guten Sinn des Wortes Alltag. Die Kirchen in Sri Lanka und Südindien mussten nicht auf Nothelfer aus Deutschland warten. Selbst im muslimischen Aceh im Norden Sumatras konnte eine Partnerorganisation unserer Diakonie sofort Hand anlegen. Das ist Ökumene konkret, die immer wieder hilft, Menschen zu retten und ihnen den Weg zum Neuanfang zu ebnen.

Der lange Atem ökumenischer Hilfe wirkt nicht nur in der Vorsorge. Er muss sich auch dann bewähren, wenn die sichtbaren Trümmerhaufen beseitigt sind und das letzte Fernseheteam abgereist ist. Denn auf die Erste Hilfe muss Rehabilitation und schließlich die langfristige Hilfe zur Selbsthilfe folgen. Welche Chance haben die Überlebenden des 26. Dezember 2005, in fünf Jahren aus eigener Kraft menschenwürdig zu leben? Solche Fragen sind Teil verantwortungsbewusster Partnerschaft. Zuerst brauchen die Überlebenden einer Fischerfamilie Trinkwasser und Nahrung. Dann stehen Ersatz für Boote und Netze auf der Tagesordnung. Aber schließlich würden auch neue Boote nichts helfen, wenn Bürgerkrieg oder Raubfischerei durch Fabrikschiffe den Fischern die Luft zum Leben abdrückten.

Zur ökumenischen Nothilfe gehören auch ein wachsames Auge und ein offenes Ohr für manche Nachrichten, die sonst im Medienrummel untergehen. Da kommt in den Tagen, als wirklich nur die Flut nachrichtenwürdig ist, aus dem indischen Bombay eine Alarmmeldung bei „Brot für die Welt“ an. Die Stadtregierung versucht offensichtlich, solange die Medien wegsehen, bis zu 200.000 arme Leute aus ihren Siedlungen zu vertreiben. „Unsere Stadt soll schöner werden“ beziehungsweise Bauherren brauchen Baugrund. Mit der Flut hat das nichts zu tun – oder doch eine ganze Menge! Oder da mehren sich die glaubwürdigen Berichte, dass Kinder in den Flüchtlingslagern organisierter Kriminalität zum Opfer fallen: entführt für kommerziellen Adoptionshandel oder zum sexuellen Missbrauch durch Kinderschänder. Ob arme Leute im Angesicht von Bulldozern oder wehrlose Kinder, wer soll ihr Anwalt sein, wenn nicht die Kirche Jesu Christi?

„Harre auf Gott, denn ich werde ihm noch danken.“ Solange der Glaube unsere Gedanken und Hände bewegt, ist das kein windiger Wechsel auf die Zukunft. Die Menschen, die in ihrer äußersten Not wirklich Hilfe erlebt haben, werden eines Tages wieder imstande sein, Gott dafür zu danken. Die einen bringen diesen Dank früher über die Lippen, die anderen später. Und ihr Dank erreicht das Herz Gottes auch im Namen derer, die Gott, wie immer sie ihn nennen, nicht wieder vertrauen können.

Diakonie-Katastrophenhilfe und „Brot für die Welt“, man kann ihren Auftrag auch so beschreiben: Menschen, denen das Gotteslob in der Kehle steckengeblieben ist, so zur Seite zu stehen, dass möglichst viele von ihnen sich eines Tages den Satz des Psalms zu eigen machen können: Ich kann meinem Gott dafür danken, dass er trotz allem „meines Angesichtes Hilfe und mein Gott ist.“

Der Kirchenchor der Weltchristenheit

Singet dem HERRN ein neues Lied, denn er tut Wunder. Er schafft Heil mit seiner Rechten und mit seinem heiligen Arm. (Psalm 98, 1-2)

Im Kirchenchor meiner Jugend war noch kein Mangel an Männerstimmen. Aber unser Chorleiter war trotzdem oft verzweifelt. Sein Problem hieß Karl, einer der Tenöre, seines Zeichens Metzgermeister und Sänger mit Leib und Seele. Karl benutzte das Gemeinschaftsunternehmen Chor hartnäckig als persönliche Bühne. Gesang war erst schön, wenn er selbst laut, deutlich und leider auch schrill herauszuhören war. Kaum eine Probe, bei der unser Kantor nicht versuchen musste, den solistischen Drang von Karl zu bremsen. Leicht war das nicht, denn Karl war zugleich Presbyter und ein wichtiger Sponsor. Richtig in die Chordisziplin einzubinden war er nie. Karl fiel mir wieder ein, als ich den heutigen Sonntagsnamen „Kantate“ und das Anliegen dieser Predigt bedachte. Natürlich denken wir an den bestbesuchten Gottesdienst, der heute auf Gottes Erdboden stattfindet, den zur Amtseinführung von Papst Benedikt XVI., unserem deutschen Landsmann und Bruder Josef Ratzinger. Bruder in jedem Fall, ob wir ihn zu lieben meinen oder anders über ihn denken. Die Bezeichnung „Bruder“ geht mir in unserer Kirchensprache leicht und gern über die Lippen, seit einer meiner früheren Superintendenten ein für alle Mal zu diesem Thema festgestellt hatte: Freundinnen und Freunde sucht man sich aus, Brüder und Schwestern hat man. Bruder, zu Nicht-Blutsverwandten in der Kirche gesagt, das heißt: Du und ich, wir gehören jenseits aller Sympathiewerte oder Meinungsverschiedenheiten zusammen, weil Jesus es so will. In diesem Fall natürlich Bruder Josef Ratzinger, du und ich.

Das Echo auf seine schließlich doch überraschende Wahl erinnert mich am Kantate-Sonntag peinlich an unseren schrillen Show-Tenor aus dem Kirchenchor vor bald 50 Jahren. Der arme Benedikt XVI. kann nichts dafür. Aber sagt selbst, ist diese Schlagzeile aus der BILD-Zeitung noch an Unsinnsgelalt zu überbieten? „Wir sind Papst!“ Wir? Nun, die Atheisten, Muslime und Protestanten dieses Landes sowieso nicht. Und die zwei Prozent Katholiken in Magdeburg oder die 70 Prozent in Bayern? Sie mögen von Herzen in das „*Habemus Papam*“ eingestimmt haben. Aber „*Papa sum*“? So hieße das auf Latein. Ich bin Papst? Das sagt nur „dem Fischer sine Fru“ – wie Märchenfreunde wissen, mit fatalem Ausgang. Schriller hätte sich auch Karl nicht in Szene setzen können. Tags darauf die Krokodilstränen der Großmäuligen: „Hitlerjunge – Engländer beleidigen deutschen Papst“. Dabei war von englischen Revolverblättern nichts anderes zu erwarten. Das sind Äpfel vom selben Baum. Auch sie können nicht anders – wie Karl und BILD. Ernst zu nehmen sind dagegen bittere Kommentare, die es in Israel gegeben hat. Den Opfern der Nazis und ihren Kindern kann niemand Recht und Grund absprechen, beim Gedanken an einen deutschen Papst der Flakhelfergeneration von neuem Schmerz zu empfinden – völlig unabhängig von der Integrität des konkreten Menschen. Die Wähler und und der Gewählte im Konklave werden das bedacht haben, da bin ich mir sicher. BILD ist in diesen Tagen durch die Welt der Ökumene getrampelt wie der Elefant durch den Porzellanladen. Wer die Pressefreiheit will, muss das aushalten. Außerdem ist BILD keine Kirchenzeitung.

Aber machen wir uns nichts vor: für die Beziehungen in der weltweiten Christenheit ist es überhaupt nicht egal, wie Christenmenschen und Kirchen in Deutschland sich aufführen. Die Mehrheit all derer, die mit uns den Namen Christi tragen, sind in unserer Zeit Bürgerrinnen und Bürger der Dritten Welt. Unglaublich arm, auch verglichen mit der skandalösen neuen Armut in Deutschland, abhängig von vielen Entscheidungen, die in unserem Teil der Welt getroffen werden. Nur ein Beispiel, das mich derzeit stark beschäftigt: Afrikas betroffene Kinder brauchen Aidsmedikamente in Dosierungen und Darreichungsformen, die für sie geeignet sind. Sie sind davon abhängig, ob Europas und Nordamerikas Pharmafirmen so etwas entwickeln. Besondere Lust dazu haben die nicht. Denn bei den Armen Afrikas ist wenig zu holen. Und bei uns, wo man viel Geld verlangen kann, gibt es Gott sei Dank nur sehr wenige solche kleinen Patienten. Afrikas

Mütter müssen also abwarten, ob sich bei uns trotzdem etwas regt. Ob eine Kampagne, die wir gerade beginnen, Erfolg haben wird? Später im Jahr werden wir uns diesbezüglich wieder sprechen.

Die Kirchen in den Armutsregionen der Welt sind notgedrungen Empfänger finanzieller Zuschüsse. Zugleich wissen die Christenmenschen dort inzwischen längst – auch wenn sie es bis zu ihrem ersten Besuch nicht glauben mögen – dass wir in unseren Gottesdiensten nur noch wenige sind, während bei ihnen die Kirchen aus allen Nähten platzen. Sie wissen, dass unser Alltag längst nicht mehr von christlichen Lebensregeln geprägt ist; dass es ziemlich schwer ist, in Deutschland einen Christenmenschen von einem Durchschnittsbürger zu unterscheiden. Sie wissen, dass die großen Mächte in unserem Teil der Welt reichlich und oft den Namen Gottes anrufen, wenn sie ihre Armeen in Marsch setzen. Alles tausendmal beklagt und gehört. Aber ernst genommen? Wir sehen unseren Platz in der weltweiten Kirche immer noch eher bei den Lehrenden als bei den Lernenden. Schließlich sind wir doch auch die Gebenden – und meinen damit Dinge, die mit Geld zu tun haben. Dabei ist kaum etwas über lange Zeit schwerer ohne Schaden zu ertragen, als immer der Nehmende zu sein. Und die Gebenden sind auch weit davon entfernt, die Linke nicht wissen zu lassen, was die Rechte tut. Wie zur Bestätigung aller Gefahren, die dem empfindlichen Gebilde Ökumene drohen, nun dieser hässliche Trompetenstoß: „Wir sind Papst.“ Dass das kein Witz sein sollte, sondern dumm-deutsch ernst gemeint war, konnte jeder merken, der weiter las.

Machen wir es besser! Der Kantate-Psalm zeigt die Richtung: „Singt dem Herrn ein neues Lied, denn er tut Wunder.“ Großartig sind nicht wir, schon gar nicht durch Selbstlob! Großartig ist, dass unser Gott die Welt nicht im Stich lässt. Jede Zeit, jede Generation hat Anlass, neue Lieder zu finden und zu singen. Ein neues Lied! Denn Gott bleibt nicht zurück in irgendeiner Vergangenheit. Unsere Zeit ist seine Zeit, unser Leben und alles, was heute mit uns lebt. Heute sprengt Gott Fesseln. Heute schlägt er Brücken. Heute macht er Mut. Jeder Sieg des Lebens über den Tod und über Todesmächte weckt die Kompositionslust in unseren Herzen.

Sagen wir dasselbe noch einmal mit anderen Worten, wie das die Psalmdichterinnen und -dichter so gerne tun: „Er schafft Heil mit seiner Rechten und mit seinem heiligen Arm.“ Ein Bild für die nicht erlahmende Schöpferkraft Gottes. Gott hat unwiderstehliche power, müsste man im

heutigen Deutsch-Englisch-Mischmasch sagen. Aber Gottes Arm stemmt keine Weltrekord-Gewichte. Seine Kraft heilt. Seine rechte Faust schlägt nicht k.o.. Sie segnet. Sie heilt, sie segnet, indem sie Menschen gemeinschaftsfähig macht über tiefe Gräben hinweg. Jeder Chor ist ja ein Bild für Gemeinschaft und Gemeinschaftsfähigkeit. Darum ist der Tenor Karl ja so unangenehm aufgefallen, dass ich mich heute noch an ihn erinnere.

Wo ist unser Platz im Kirchenchor der Weltchristenheit, die sich allen Zukunftssorgen zum Trotz ihres Gottes freut? Um im Bild zu bleiben, wohl nicht im Sopran, in der Melodiestimme, die besonders ins Ohr geht und ein Lied im Gedächtnis verankert. Da sehe beziehungsweise höre ich heute deutlicher die Stimmen der Kirchen, die tagtäglich das Evangelium für die Armen predigen und praktizieren. Aller Schwäche, allem Versagen zum Trotz, das sich auch unter ihnen findet, sind sie für mich doch der aktuelle Sopran im Welt-Kirchenchor.

Aber wie der Schöpfer es so wollte: ich kann nicht Sopran singen. Trotzdem hat noch jeder Chorleiter, wo immer ich Gemeindeglied war, um mich geworben. Denn Männerstimmen sind inzwischen Mangelware. Wenn wir Christenmenschen Europas denn so etwas sind wie die Unterstimmen des Welt-Kirchenchores: die Frauenstimmen bleiben gar nicht gerne unter sich. Sie wissen, was sie an uns haben, dass sie uns sogar brauchen, wenn die ganze Schönheit einer Kantate, des neuen Liedes hörbar werden soll.

Unser Erbe, unsere Geschichte, unsere Erfahrungen, unser Potential wird in der Weltkirche geschätzt, auch geliebt – wenn es dem ganzen Kunstwerk der Ökumene dient, statt den anderen unter die Nase zu reiben, dass wir doch die Größten sind. In diesem Sinne: es lebe die Mehrstimmigkeit – im Kirchenchor der Markusgemeinde und rund um den Erdball.

Aller Augen warten auf dich

*Aller Augen warten auf dich,
dass du ihnen Speise gebest zur rechten Zeit.
Wenn du ihnen gibst, so sammeln sie;
wenn du deine Hand auflust,
so werden sie mit Gutem gesättigt.*

(Psalm 104, 27-28)

Zu gerne hätte ich das uralte Rechenbuch noch zur Hand; es steckte in meinem Schulranzen auf dem Weg in die Dorfschule von Roxel, 1948. Denn hinten, daran erinnere ich mich ganz genau, waren Lebensmittelpreise abgedruckt. Diese Tabelle mussten wir auswendig lernen. Sie war die Grundlage für allerlei Kopfrechenübungen. Die Mutter schickt dich einkaufen. Du holst halbes Pfund Zucker, 6 Eier, 1 Pfund Salz und 8 Brötchen. Mutter gibt dir 2 Mark mit. Wie viel Wechselgeld bringst du wieder mit nach Hause? Die 8 Brötchen schlugen in der Rechnung mit 24 Pfennig zu Buche. Denn ein Brötchen stand in der Tabelle mit 3 Pfennig verzeichnet. Wie lange dieser Preis stabil geblieben ist, weiß ich nicht. Aber als älterer Schüler und sich selbst verpflegender Student hatte ich jahrelang einen Brötchenpreis von 5 Pfennig im Kopf.

Diese Brötchen hier habe ich am 2. März 2008 um 9 Uhr morgens auf dem Weg zum Gottesdienst gekauft. Ich werde sie nachher im Zug essen, weil ich zur Mittagszeit unterwegs bin. Stückpreis 30-Euro-Cent. Rein rechnerisch macht das gegenüber dem Herbst 1948 (die Währungsumstellung des Jahres 2000 mitgerechnet) eine Teuerungsrate von 1.200 Prozent aus. So platt gesagt ist das natürlich Unsinn. Denn entscheidend für das

Ergehen von Menschen ist nicht, wieviel das Brot kostet. Entscheidend ist, wieviel von ihrem Einkommen die Menschen für ihre Nahrung ausgeben müssen. Wirklich arm dran sind Leute, die praktisch alles, was sie haben, in Nahrungsmittel und Trinkwasser investieren müssen – wobei das Wort „investieren“ da zum Hohn wird. Denn für diese Menschen werden Kleidung, Schulbücher, Medikamente, ein Fahrrad zu unerschwinglichen Gütern. Wenn ich es als Zugezogener richtig verstanden habe, war das Brot nach dem politischen Willen der DDR-Führung extrem billig. Es ist schließlich in unserer Kultur das elementarste aller Lebensmittel. Für alle, die unangefochten herrschen wollen, ist es wichtig, dass ein Volk nicht mal im Traum daran denkt, das Brot könnte knapp werden.

Mein Westdeutschland nach der Währungsreform und Eure DDR sind Geschichte. Trotzdem ist Brot und was es kostet, ganz aktuell zu einer Herausforderung für die christliche Gemeinde in der Fastenzeit 2008 geworden. Fastenzeit, wie die katholischen Glaubensgeschwister sagen, ist eine Zeit für das Wesentliche. Das, was ablenkt und ablenken soll, soweit es geht, reduzieren; genauer hinsehen, hinhören, was Weg und Wille unseres Gottes sind. In Sachen Brot gibt der enthusiastische 104. Psalm eine unmissverständliche Antwort, die wir sogar als Tischgebet benutzen:

Aller Augen warten auf dich, dass du ihnen Speise gebest zur rechten Zeit. Wenn du ihnen gibst, so sammeln sie; wenn du deine Hand auflust, so werden sie mit Gutem gesättigt.

Eine Zusage ohne Vorbehalt. Eine Zusage, die Jesus besiegelt. Eine Zusage, die bis heute Bestand hat. Eine Zusage, die bestätigt wird durch alles, was wir wissenschaftlich sagen können über Ernährungssicherheit und Ernährungsgerechtigkeit. Wenn es nach unserem Gott geht, wenn es nach dem Auftrag Jesu an vielleicht zwei Milliarden Christinnen und Christen geht, dann sollen und müssen niemandes Augen vergeblich Ausschau halten nach dem Gott, der ihnen das Lebensnotwendige zuteil werden lässt.

Genau diese Zusage steht in der Fastenzeit 2008 in Frage, so offensichtlich wie seit langem nicht mehr. In den letzten Monaten war viel davon die Rede, dass sich der Brotkorb für die Armen in unserer Nachbarschaft verteuert hat. 20 Prozent Preissteigerungen bei Grundnahrungsmitteln sind für Hartz IV-Abhängige natürlich eine völlig andere Angelegenheit als für mich und meine Frau. Unsere Kirche darf den Regierenden in dieser handfesten Gerechtigkeitsfrage keine Ruhe lassen. Aber die bohrenden Sorgen mancher allein-

erziehenden Mutter sind nur die sprichwörtliche Spitze des Eisberges. Rasanter, als bisher erwartet, ändert sich nicht nur das Klima. Rasanter, als bisher erwartet, verschlechtern sich die Aussichten der ärmsten Milliarde Mitmenschen, noch irgendwie an ausreichende Nahrung zu kommen. Allein in dieser Woche sind die Weizenpreise an der wichtigsten Getreidebörse der Welt, in Minneapolis/USA um 20 Prozent gestiegen. Die Gründe im Telegrammstil: verstärkte Fleischnachfrage weltweit. Rindvieh frisst Getreide. Geringere Erträge durch Klimawandel. Und vor allem: Amerikaner, Deutsche, Japaner und ihresgleichen wollen im Zeitalter langsam versiegender Ölquellen weiter durch die Gegend „brettern“ wie bisher. „Biosprit“ aus Getreide, Mais, Soja, Palmöl verspricht deshalb bessere Geschäfte als Brot für Hungernde. Das wichtigste einzelne Nothilfe-Programm der Welt, das des Ernährungsprogramms der UNO, steht kurzfristig vor dem Zusammenbruch. Ungefähr so viele Menschen, wie es Deutsche gibt, sind in Flüchtlingslagern, Katastrophengebieten und in Gebieten extremer Armut auf die Hilfen dieses Programms angewiesen. Das Programm steht wegen der Preissteigerungen der jüngsten Vergangenheit vor der schauderhaften Wahl, entweder die Portionen oder die Zahl der betreuten Menschen zu halbieren.

Den Tatsachen ins Auge zu sehen, ist eine Übung der Fastenzeit. Und sich dann zu fragen: was würde Jesus dazu sagen? Direkter: was sagt Jesus dazu? Aber machen wir uns klar, was wir tun, wenn wir Jesus fragen! Normalerweise ziehen wir bei schwierigen Entscheidungsfragen ja Experten vor, die den Ruf der angeblichen Unparteilichkeit genießen. Was ist ein gerechter Lohn? Hat es da Zweck, nur den Gewerkschafter oder nur den Unternehmer zu fragen? Woher soll der Strom kommen? Frage ich den Windmüller oder den Atomkraftwerksbetreiber? Die sind doch alle beide nicht unparteilich. Parteilichkeit gilt als negative Eigenschaft. Das muss wissen, wer Jesus fragt. Denn Jesus ist parteilich. Das lässt sich nicht wegdiskutieren. Wenn er den Armen die Frohe Botschaft verkündigt, ist Gottes Reich im Anbruch. Das sagt er selbst in der ersten Predigt, von der der Evangelist Lukas berichtet. Und behaupte keiner, das sei geistlich, symbolisch, bildhaft gemeint. Wenn Gefangene freigelassen werden, Behinderte geheilt werden und Aussätzige wieder Aufnahme finden in der Gemeinschaft, dann sind das handfeste Ereignisse, die sich wie Lauffeuer herumsprechen. Und genau diese Beispiele erwähnt Jesus in derselben Predigt in Nazareth.

Diese Parteilichkeit ist nicht der geringste Grund, der Jesus auf den Weg des Leidens und ans Kreuz geführt hat. Und buchstäblich jeden Tag folgen ihm Christinnen und Christen irgendwo auf der Welt auf diesem Weg. Wie viele Frauen und Männer aus Organisationen in den Partnerkirchen der Kirchenprovinz Sachsen, von Mission und „Brot für die Welt“ sind schon erschlagen in Straßengräben gefunden worden oder sonst jämmerlich zugrunde gegangen, weil sie das tägliche Brot eingefordert haben, das nach Gottes Willen allen Menschenkindern zusteht? Tägliches Brot in Gestalt eines Stückes Land; des Rechts, eine Gewerkschaft zu gründen; des Anspruchs auf einen Erlös für die Ernte, von dem sich leben lässt. Der Welternährungsmarkt in der Hand weniger riesiger Weltunternehmen, mächtiger als Staaten, verspricht Mammon und Macht in ungeahnter Größenordnung.

Wo ich bin, da sollen meine Jünger auch sein, bestimmt Jesus. Jesus steht ohne Zweifel auf Seiten derer, denen das Gottesrecht auf das Tägliche Brot verweigert wird – ohne Not, sondern als böse Frucht des Mammon-Glaubens. Wie wird es mir gelingen, mich an die Seite Jesu zu stellen? Denn die Versuchung durch den Mammon, das Mehr und Mehr auf Kosten meiner Nächsten lässt mich ja nicht kalt. Vor allem, wenn der Nächste, dessen Brot ich schmälere, in sicherer Entfernung lebt. Jesus weist mich den Weg des Gebetes. Im Gebet gewiss zu werden, dass ich mehr als die unverbrüchliche Treue Gottes niemals verdienen kann. Und die ist mir längst zugesprochen. Ich kann im Konkurrenzkampf um den besten Schatz auf Erden nicht mehr verlieren.

Und dann gilt es unter Nutzung des gottgegebenen Verstandes zuerst die eigene Lebensführung zu prüfen. Wo habe ich es in der Hand, mein tägliches Brot mehr als bisher nach dem Kriterium der Gerechtigkeit in Anspruch zu nehmen? Welche Handlungsspielräume habe ich da, als Verbraucher, als Bürger, als Gesprächspartner meiner Mitmenschen, als Gemeindeglied, das den Mund aufmacht, wenn die Gemeinde als Verbraucherin auftritt? Schließlich ist da die Ebene, auf der wir und unsere Kirche mitreden und streiten für das Menschenrecht auf Nahrung auf internationaler und globaler Ebene. Der Größe der Bedrohung entspricht hier die Vielfalt der Möglichkeiten, Einfluss zu nehmen und Gerechtigkeit zu fordern. Die Briefaktionen angesichts von Verletzungen des Menschenrechts auf Nahrung, die wir nach unseren Gottesdiensten regelmäßig

unterschreiben, sind nur ein Beispiel für viele Möglichkeiten konkreten Handelns. Kein Zweifel, dass solche Aktionen zum Gottesdienst gehören. Denn sie tragen dazu bei, dass bedrängte Mitmenschen befreit einstimmen können in den Psalmvers:

Aller Augen warten auf dich, dass du ihnen Speise gebest zur rechten Zeit. Wenn du ihnen gibst, so sammeln sie; wenn du deine Hand auflust, so werden sie mit Gutem gesättigt.

Wir brauchen einen langen Atem

Marlies Schmidtpott

Harald Rohr hat mir gezeigt, wie es ist, wenn einer lebt, was er sagt. Seine Predigten waren nicht nur verständlich, ich konnte auch immer etwas mit nach Hause nehmen. Wir haben viele Aktionen in der gemeinsamen Arbeit zum Fairen Handel durchgeführt, aber auch die Botschaft des Evangeliums geteilt. Als Christin kann ich nicht das Eine ohne das Andere haben.

In Herne galt der missionarische Gemeindeaufbau etwas, vielleicht mehr als anderswo. Harald war dieser Arbeit zugetan. Aber er hat sie konsequent auf die Verantwortung bezogen, die wir alle haben: Bewahrung der Schöpfung war ihm ebenso ein Anliegen wie die Fragen nach Gerechtigkeit. Da hat er auch keinen Unterschied gemacht zwischen den Armen bei uns und weltweit. Das spiegelt sich wider, wenn ich heute seine Texte lese.

Das lässt seine Predigten nach wie vor aktuell sein. Er hat sich nicht dem Zeitgeist angebeiert, aber er hat der Zeit ins Gewissen geredet. Die Zeit, in der das nötig ist, ist noch nicht vorbei. Seine Fähigkeit, konkret auf die Menschen und ihre Gemeinden einzugehen, wird in diesen Predigten anschaulich. Ich selbst habe als Presbyterin oft genug erlebt, wie mühevoll es ist, in einer Gemeinde die Ideen des Fairen Handels in die Tat umzusetzen. Wir brauchen einen langen Atem! Ich habe Harald Rohr bereits als Gemeindepfarrer erlebt und bin einen langen Weg mit ihm gegangen.

Ich glaube, wenn ich Harald nicht begegnet wäre, wäre mein Leben anders verlaufen.

Marlies Schmidtpott war Gemeindeglied und Presbyterin in der Evangelischen Kirchengemeinde Baukau und ist bis heute Mitglied im synodalen Ausschuss für Mission, Ökumene und Kirchliche Weltverantwortung in Herne.

Der Eckstein

Der Stein, den die Bauleute verworfen haben, ist zum Eckstein geworden. Das ist vom HERRN geschehen und ist ein Wunder vor unseren Augen. Dies ist der Tag, den der HERR macht; lasst uns freuen und fröhlich an ihm sein. (Psalm 118, 22-25)

(Die Gottesdienst-TeilnehmerInnen haben den ganzen Psalm 118 in gedruckter Form vorliegen.)

Schön wäre es, Martin Luther stünde statt meiner hier auf der Kanzel. Der predigt sowieso hundert Mal besser. Und es wäre ihm eine ganz besondere Herzenssache gewesen, euch den 118. Psalm auszulegen. Der war einfach, so bekennt er, sein Lieblingspsalm. Er fand ihn schön, er hat ihn richtig genossen. „Das schöne Confitemini“ nennt er ihn, nach dem ersten Wort der lateinischen Übersetzung *Confitemini Domino quoniam bonus est*, „Danket dem Herrn, denn er ist freundlich“. Ja, das ist nichts Neues: man kann sich in Dichtungen und Geschichten der Bibel verlieben, in manche eben mehr als in andere. Und die werden dann zu Wegbegleitern. Kein Wunder auch, dass der 118. Psalm, einer der Oster-Psalmen, voll von Konfirmationssprüchen steckt. Der erste Vers, wortgleich mit dem letzten, ist uns aus unseren Abendmahlfeiern vertraut. Zum Oster-Psalm ist der 118. Psalm durch die Verse geworden, die in eurem Ausdruck hervorgehoben sind. Hören wir sie noch einmal! (Lesen).

Was wir gehört haben, ist Teil eines mehrstrophigen Liedes zum Lob Gottes, gedichtet Hunderte von Jahren, bevor Jesus von Nazareth geboren wurde, Hunderte von Jahren vor seinem Kreuzestod und seiner Auferweckung. Aber als die Jesus-Leute – fromme Juden, die sie waren – nach Ostern ihre

Bibel lasen, da traf es sie bei diesen Sätzen mitten ins Herz. Ja, so, genauso ist es mit Jesus. Der Stein, den man auf den Abfallplatz geworfen hatte, trägt nun den ganzen Bau ihres Glaubens und ihrer Hoffnung.

Das Bild vom wählerischen Baumeister gehört in die Zeit vor Verschaltungen und Stahlbeton. Es hat nichts zu tun mit den symbolischen Grundsteinen, auf die Prominente mit einem silbernen Hämmerchen klopfen. Angefangen beim Tempel in Jerusalem, über Zehntausende historischer Kirchen und anderer Steinbauten: die Grundsteine, die diesen Namen verdienen, sie mussten wirklich tragen, ungeheure Tonnenlasten für unabsehbare Jahrhunderte. Und die Ecksteine, auf die das Gewicht von Gebäudewinkeln drückt, das waren Grundsteine besonderer Art. Der erfahrene Baumeister nahm sich alle Zeit der Welt, solch einen Koloss immer wieder zu prüfen, ehe er verlegt wurde: mit dem Auge, mit Hammer und Ohr, um sich nicht täuschen zu lassen von prächtigem Äußeren, um keine verborgenen Risse zu übersehen, die später Anlass für Katastrophen bieten können. Ein Stein, der nicht hundertprozentig taugt, wird konsequent ausgemustert. Schlägt ihn klein zu Schotter für den Straßenbau, wie ich das in Indien oft gesehen habe. Aber bringt kein Bauwerk durch einen porösen Grundstein in Gefahr!

Jesus der Eckstein ihres Lebens. Dessen waren sie sich sicher, die Jüngerinnen und Jünger, nachdem er ihnen zugerufen hatte: „Folge mir nach.“ Deshalb haben sie alles zurückgelassen, was bis dahin ihr Leben ausgemacht hat, und sind mit ihm gegangen. Er war die Gegenwart. Er war die Zukunft. Und dann wurde dieser Eckstein geprüft und weggeworfen. Von den Glaubensrichtern seines Volkes. Für den Bau des Gottesreiches nicht mehr zu gebrauchen. Bei den Jüngerinnen und Jüngern der abgrundtiefe Schmerz einer zerbrochenen Liebe. Golgatha als Schuttplatz ihres Glaubens. „Und wir dachten, er würde Israel erlösen!“ Die beiden Emmaus-Jünger klagen ihren Schmerz ihrem Wegbegleiter, dem Auferstandenen selbst. Sie können ihn noch nicht erkennen. Denn, wie ausnahmslos in allen Ostergeschichten, der Auferstandene muss sich selbst zu erkennen geben. Unser Glaube, unsere Sinne sind dafür nicht ausgestattet. „Das ist vom Herrn geschehen und ist ein Wunder vor unseren Augen.“ Keiner Jüngerin und keines Jüngers Sehnsucht hat die Auferstehung herbeigezwungen. Bei ihnen ist auch fürs erste mehr abgrundtiefes Erschrecken, mehr Verwirrung der Seelen als ungetrübte Freude.

Ohne Jesu aufrichtendes „Friede sei mit euch“ kann die neue Wirklichkeit von ihnen nicht Besitz ergreifen.

Der Stein, den die Bauleute schon weggeworfen hatten, ist zum Eckstein geworden. Weil das so ist, muss nun auch gebaut werden. Weil das so ist, verliert der Auferstandene keine Zeit. In den Ostergeschichten herrscht viel Bewegung, fast Eile. Sie sollen nach Galiläa zurückgehen, lässt der Engel ausrichten, in die alte Heimat der Jesus-Gruppe, um dort den Auferstandenen zu treffen. Sie werden umgehend ausgesandt, um Schuld zu vergeben – und andere bei ihrer Schuld zu behaften. Schließlich sollen die Jünger nicht mehr und nicht weniger tun, als Jesu Botschaft von Gottes anbrechendem Reich in die ganze bekannte Welt zu tragen. Wenn der Grundstein gelegt ist, gibt es keinen Grund, mit dem Bau zu warten.

„Dies ist der Tag, den der Herr macht.“ Das menschliche Urteil über den Eckstein Jesus war allzu voreilig. Wider alle Erwartung und Erfahrung revidiert Gott selbst das Urteil. Die Ecksteine, die unser Gott haben will, um derentwillen er uns Jesus gegeben hat, sie sind doch gelegt worden. Die Ecksteine mit dem Zeichen Jesu, so wie alle Baumeister ihr Zeichen hatten:

- *Der Eckstein der Liebe, die sich niemand erkaufen muss, die unser Gott keinem seiner Menschenkinder verwehrt, dieser Eckstein liegt und trägt, ist belastbar ohne Bruchrisiko.*
- *Der Eckstein der Vergebung ist gelegt, so wahr der Auferstandene noch am Kreuz einem Leidensgenossen die Tür zu Gott geöffnet hat, so wahr er auch für seine Henker bitten konnte.*
- *Der Eckstein der Gerechtigkeit des Reiches Gottes liegt an seinem Platz, jener Gerechtigkeit die Jesus so wichtig nimmt, dass ihr unsere größte Sorge gelten soll.*
- *Der Eckstein der Barmherzigkeit: Sie hat für jeden Menschen die rettende Tat und das rettende Wort übrig. Diese Barmherzigkeit übersteigt Recht und Vernunft.*
- *Der Eckstein des Friedens, der höher ist als unsere Vernunft. Und doch fordert er unsere Vernunft heraus – der Friede, der nicht selten mehr Mut erfordert als der Krieg.*
- *Der Eckstein des Glaubens: Er ist ein Geschenk und keine Leistung. Er ist oft eingesperrt im Gefängnis des Unglaubens. Aber er findet immer wieder den Weg ins Leben. Eins ums andere Mal hören wir Jesus sagen: „Geh deinen Weg, dein Glaube hat dir geholfen.“*

- *Der Eckstein der Hoffnung, der uns gewiss macht, dass wir nicht tiefer fallen können als in Gottes Hand – ob wir uns stark fühlen oder schwächer werdend oder erkennen, dass wir am Ende unseres Weges stehen.*

Alle diese Ecksteine sind gezeichnet mit dem Namen des Auferstandenen, so wie bei den alten Bauten die Namen der Baumeister bewahrt wurden. Ecksteine, auch die Ecksteine, die Jesus legt, unterscheiden sich sehr von anderem Baumaterial. In ihnen steckt viel mehr Steinmetzarbeit als in den meisten anderen Steinen. Sie müssen so lange bearbeitet werden, bis sie so gut wie nur möglich ihren Zweck erfüllen können: alle Last zu tragen, die ihnen aufgebürdet werden. Liebe, Vergebung, Gerechtigkeit, Barmherzigkeit – Friede, Glaube, Hoffnung, zu jedem dieser Ecksteine des Christenlebens sagt und zeigt uns Jesus, wie wir mit ihnen umzugehen, wie wir sie zu pflegen haben. Sie sollen ja tragen.

Aber vor den Auftrag setzt unser Gott die Freude: „Dies ist der Tag, den der Herr macht; lasst uns freuen und fröhlich an ihm sein!“ Alle, die sie später gewaltige Aufgaben vor sich haben, sie alle, denen auch Leid nicht erspart bleibt, in den Ostertagen ist die geteilte Freude der Höhepunkt. „Der Herr ist auferstanden. Er ist tatsächlich auferstanden!“ – „Brannte nicht unser Herz in uns, als er mit uns redete?“ Einer namens Petrus springt sogar mehr oder weniger nackt ins Wasser, um schwimmend möglichst schnell zu Jesus zu kommen. Mit Ostern und dem Christenleben ist es wohl nicht so völlig anders als mit unserer großen Liebe und der Partnerschaft, die daraus wachsen kann. Am Anfang steht das Glück darüber, was uns da zugestoßen ist. Und danach muss gebaut werden, gemeinsam. Deshalb: Frohe Ostern.

Zum Tag des Flüchtlings

Als sie aber hinweggezogen waren, siehe, da erschien der Engel des Herrn dem Josef im Traum und sprach: Steh auf, nimm das Kindlein und seine Mutter mit dir und flieh nach Ägypten und bleib dort, bis ich dir's sage; denn Herodes hat vor, das Kindlein zu suchen, um es umzubringen. Da stand er auf und nahm das Kindlein und seine Mutter mit sich bei Nacht und entwich nach Ägypten und blieb dort bis nach dem Tod des Herodes, damit erfüllt würde, was der Herr durch den Propheten gesagt hat, der da spricht (Hosea 11, 1): „Aus Ägypten habe ich meinen Sohn gerufen.“ Als Herodes nun sah, dass er von den Weisen betrogen war, wurde er sehr zornig und schickte aus und ließ alle Kinder in Bethlehem töten und in der ganzen Gegend, die zweijährig und darunter waren, nach der Zeit, die er von den Weisen genau erkundet hatte. (Matthäus 2, 13 ff)

Gehen Flüchtlinge uns etwas an? Wir können viele Worte darüber machen – oder einfach diese Geschichte auf uns wirken lassen. Vom ersten Lebenstag an ist das Kind Jesus mit hineingerissen in Gewaltpolitik und Blutvergießen seiner Zeit. Herodes ist auf furchtbare Weise „normal“ – nicht schlimmer als Hitler, Stalin oder Saddam Hussein. Aber er hatte als ein von Rom abhängiger Regionalfürst weniger Macht, zu herrschen und zu morden. Für seine Opfer macht das freilich keinen Unterschied. Schrecklich normal, schrecklich menschlich beginnt Jesu Leben. Das werden alle bestätigen, die ihre Kinder mit auf eine Flucht nehmen mussten. Kein Tag der Geschichte, jedenfalls keiner seit 1945, an dem sich dieses Kinder- und Elternschicksal nicht wiederholt hätte. Deshalb ist der „Tag des Flüchtlings“, in dieser Woche begangen im Rahmen der sogenannten

Interkulturellen Woche, für uns ein wichtiger Tag der Besinnung und des Gebetes.

Wenn's nach den Klagen derer geht, die unser Land am liebsten flüchtlingsfrei halten würden, müssten sich Maria und Josef mit ihrem Kind eigentlich nach Magdeburg auf den Weg machen. Alle Flüchtlinge wollen doch nach Deutschland. Aber sie wählen den Weg nach Ägypten. Verzeiht mir diese etwas alberne Anmerkung, aber es muss gesagt werden: die aller-allermeisten Flüchtlinge unserer Tage fliehen nicht aus der Armut in den Wohlstand – sondern aus bitterer Armut in noch bitterere Armut. Aus armen Ländern, in denen sie immerhin ein hart erarbeitetes Auskommen hatten, in Länder, die manchmal soviel Flüchtlinge aufnehmen müssen, wie sie selbst Bürger haben. Davon kriegen wir nur dann etwas mit, wenn wir über die Spendenaufrufe der Diakonie-Katastrophenhilfe stolpern – und hoffentlich nicht nur stolpern. Viele Millionen Flüchtlinge erscheinen noch nicht einmal in den Statistiken der UNO. Wer sich im eigenen Land irgendwie in Sicherheit zu bringen versucht, ist nur ein sogenannter interner Flüchtling. Der riesige Sudan ist derzeit das unrühmliche aktuelle Beispiel. Interne Flüchtlinge sind überhaupt nicht mitgezählt, wenn Kofi Annan seine Zahlen veröffentlicht.

Die Heilige Familie tat wirklich gut daran, nicht nach Deutschland zu kommen. Denn nach unserer Verwaltungspraxis und unseren Gerichtsentscheidungen ist es mehr als fraglich, ob sie hier Asyl bekommen hätten. Was kann Josef den Beamten denn schon erzählen? Von einem Mordbefehl an die Geheimpolizei des Herodes hat er gehört. Und ein Traum – stellen Sie sich vor, ein Traum – hat ihm Gewissheit gegeben. Da ist er aufgesprungen und mit den Seinen noch in der Nacht losgerannt. Kurz darauf sind in der Gegend wirklich ein paar Dutzend Kleinkinder willkürlich ermordet worden. Aber wo ist der Zusammenhang? Mr. Josef, können Sie beweisen, dass das Ganze tatsächlich was mit Ihrem Jungen zu tun hat? Aber um Himmels willen keine Träume!

Nein, unser Flüchtlings-Abschreckungsrecht ist heute ein hoch wirksames Instrument. Und inzwischen machen die Länder der EU längst gemeinsame Sache. Deshalb lautet das Motto für den „Tag des Flüchtlings“ 2004 auch „Europa macht dicht“. Fragen Sie unsere neue Vikarin; sie ist ja die zuständige Fachfrau der Kirchenprovinz Sachsen. Europa versucht dicht zu machen. Aber selbstverständlich klappt das nicht. Die jährlichen

Erfolgszahlen unseres Innenministers über noch weniger Flüchtlinge als im Vorjahr sind nichts als eine jämmerliche Augenwischerei. Es kann ja auch gar nicht anders sein. Fragt die Menschen, die vor den Nazis zu fliehen versuchten. Erinnert euch der Energie, mit der viele raus aus der DDR wollten. Nicht anders sind die Menschen anderswo auf der Welt. Not kennt kein Gebot. Wir können sagen: für uns, Deutschland, zählen nur die Flüchtlinge, die sich brav bei den Behörden melden. Und die schicken wir dann zu nahezu 100 Prozent zurück und nennen es einen Erfolg. Aber damit dränge ich die Flüchtlinge, die sich früher gemeldet hätten, nur in die Illegalität. Unter uns leben Hunderttausende und in EU-Europa sind es Millionen, die es offiziell gar nicht gibt und geben darf. In Deutschland nennen wir sie verächtlich „Illegale“. Von illegal zu kriminell ist es nur ein kurzer Gedankensprung. Die Franzosen sind näher an der Wirklichkeit und sprechen von den *sans papiers*, den Menschen ohne Papiere. So wird ein Schuh daraus.

Ohne Papiere in Deutschland, das heißt: Du darfst niemals krank werden. Du kannst niemals anders als schwarz arbeiten. Du musst jeden Polizisten auf sichere Entfernung erkennen – vor allem, wenn man dir die ferne Heimat ansieht. Du kannst deine Kinder nicht zur Schule schicken. Du kannst keinen normalen Mietvertrag abschließen. Die Liste ist endlos. Und heraus kommt jedenfalls kein Leben, um das wir irgendeinen der Betroffenen beneiden sollten. Weil das so ist, weil die Heilige Familie bei uns wohl in die Illegalität geriete, ist es so nötig, dass christliche Gemeinden in Deutschland in Einzelfällen sogenanntes Kirchenasyl organisieren. Das ist für alle Beteiligten eine große Herausforderung. Und ich kenne Gemeinden, die dadurch auch in bittere innere Auseinandersetzungen geführt worden sind. Aber ich bin davon überzeugt: wir sind es der Politik und unserem Land schuldig, anhand konkreter Einzelschicksale das Nachdenken darüber wachzuhalten, was wir eigentlich tun, wenn wir unser Land letzten Endes von Flüchtlingen frei halten wollen; wenn Behörden jede Abschiebung als Erfolg werten und jede Gerichtsentscheidung zugunsten eines Flüchtlings als Niederlage.

Es ist nicht nötig, von den wenigen jungen Männern zu reden, die in Deutschland tatsächlich schwere Straftaten begehen. Für die gelten Strafgesetze, wie tragisch ihr Lebensweg auch sein mag. Reden wir von den 98 Prozent oder wieviel Prozent auch immer. Reden wir von dem 21-

jährigen sudanesischen Christen Immanuel Tout, den ich beerdigt habe, nachdem er sich im Abschiebegefängnis das Leben genommen hatte. Angesichts der bevorstehenden Abschiebung in ein Land, wo er bereits im Gefängnis gesessen hatte, haben einfach seine Nerven versagt. Er hatte eine feste deutsche Freundin, war auch in ihrer Familie willkommen. Er hatte Arbeit, sogar ganz legale. Er kostete den Steuerzahler also keinen Pfennig Sozialhilfe, die es damals noch gab. Aber die Beamten des zuständigen Landkreises entdeckten Paragraphen, nach denen er zu verschwinden hatte. Seine Familie im Bürgerkriegsgebiet des Südsudan weiß womöglich bis heute nicht, wo ihr Sohn geblieben ist. Sein Grab in meiner früheren Heimatstadt ist heute so etwas wie ein Erinnerungsort an die unmenschlichen Folgen ganz legaler Behördenpraxis. Jährlich an seinem Beerdigungstag beten dort Christenmenschen unterschiedlicher Konfession. Und in seiner Heimat fliehen jeden Tag aufs neue Menschen vor Mord und Totschlag – wie die Heilige Familie.

Trotzdem, mögt Ihr denken, bis zu uns müssen sie ja nicht kommen! Lieber 20 Euro für die Diakonie als die Vorstellung von drogenhandelnden Scheinasylanten in unserer Stadt. Nochmal: überlassen wir den wirklichen Drogenhändler der Polizei und wenden uns noch einmal den vielen Singles und Familien zu, die das Schicksal der Heiligen Familie teilen. Und lassen wir den Verstand sprechen, der ja zu den guten Gaben Gottes gehört. Machen wir uns frei von der vergiftenden Illusion, in einer Welt voller Fluchtgründe könnte es ein Deutschland frei von Flüchtlingen geben. Zumal wir mit der Schaffung von Fluchtgründen mehr zu tun haben, als uns lieb sein kann. Ein einziges Beispiel: Solange deutsche Waffen haufenweise in die Hände politischer Unholde geraten, gehen uns die humanitären Folgen unmittelbar an.

Aber kann man uns nicht wenigstens diese nervenaufreibenden Bilder von den vollgestopften Nuss-Schalen im Mittelmeer ersparen? Nein, wir müssen mit diesen und ähnlichen Bildern leben. Zu viele Menschen halten es mit den Bremer Stadtmusikanten. Wie sagen Esel, Hund, Katze und Hahn, als man ihnen das Lebenslicht ausblasen will? „Lasst uns nach Bremen gehen. Etwas Besseres als den Tod finden wir überall.“ Dieser Entschluss war lebensrettend und ist es unterm Strich für viele Mitmenschen bis heute. Diese Überlebensenergie gehört zweifellos zu den Schöpfungsgaben, die wir brauchen. Denken wir umgekehrt nur an die tragische

Selbsttäuschung unserer jüdischen Landsleute, die sich nicht vorstellen konnten, dass hinter den Mordparolen der Nazis wirklich mörderische Entschlossenheit steckte.

Europa macht dicht. Seine Politiker versuchen es jedenfalls, weil sie meinen, uns damit zu gefallen. Wir Christenmenschen sind dankbar dafür, dass Ägypten damals nicht dicht gemacht hat. Und wir wissen, wie Jesus es auf den Punkt bringt. Er sagt: „Ich bin fremd gewesen, und ihr habt mich aufgenommen.“

Gebet für die muslimischen Menschen im jemenitischen Bürgerkrieg

Auch in diesem Krieg,
der nun die Menschen im Jemen
in Angst und Schrecken versetzt,
suchen wir Dich an der Seite der Opfer,

zusammen mit ihnen gejagt, entehrt, zum Feind erklärt.

Bleibe trotzdem ihr letzter Halt,
wie immer sie Dich kennen und nennen.

Wir bitten für die Umma der Muslime,
ihre Konfessionen und Mächte umspannende Gemeinschaft:

Rühre viele Herzen an, damit aus diesem Bild
einer weltweiten Gemeinschaft
die Bereitschaft erwächst,
die Gläubigen der anderen Konfessionen
auch wirklich gelten zu lassen
als Nachbarinnen und Nachbarn,
denen der Friedensgruß gebührt
und nicht der Tod.

Sei mit den wahrhaft Mutigen,
die wir nicht kennen,
– aber Du kennst sie:

muslimische Gläubige und Lehrende,
die dem Missbrauch der muslimischen Konfessionen,
ihrer Geschichte, ihrer Leidenschaften
in den Machtkämpfen unserer Tage entgegen treten

und so die Kinder des Islam schützen
und seine Gotteshäuser erhalten.

Und gib, dass wir für unsere muslimischen Mitmenschen
nichts erbitten,
was wir nicht selbst zu leben bereit sind.

*Harald Robr zu Gründonnerstag, 2. April 2015 zum Luftkrieg einer Sunnitischen Allianz
gegen schiitische Aufständische in Jemen.*

Wenn Kirchen sterben

Ihr seid das Salz der Erde! Wenn nun das Salz nicht mehr salzt, womit soll man salzen? Es ist zu nichts mehr nütze, als das man es wegschüttet und lässt es von den Leuten zertreten. (Matthäus 5, 13)

Wir bereiten uns auf einen Freudentag vor. Am 21. September beginnt es offiziell: das erste Wegstück in der Geschichte dieser Gemeinde mit einer Frau im Pfarramt; mit einer klugen, erfahrenen, tatendurstigen dazu, wie wir hoffen dürfen. Unsere Gemeinde wird an diesem Tag ein gutes Bild abgeben: volle Kirche, wir Alten weniger unter uns als sonst, manche Versprechen für künftiges Engagement; der Gemeindekirchenrat weitgehend vollzählig im Gottesdienst; die Nachbargemeinden vertreten durch ihre Glückwünschüberbringer mit und ohne Talar. Kein Tag der dunklen Wolken wird das sein, kein Tag für Pessimisten und Spaßverderber. Die haben in der Gemeinde sowieso nicht viel zu suchen – es sei denn, sie sagten eine dringende Wahrheit, die aller Wahrscheinlichkeit nach von Gott kommt.

Ob meine Wahrheit heute morgen von Gott kommt? Wie kann ich sicher sein! Aber angesprungen hat mich diese Meldung vor zwei Wochen schon, wie ein wildes Tier, so kam es mir vor. Dass es sich um eine Glaubenssache handelte, daran konnte auch kein Zweifel bestehen. Vielleicht erinnert ihr euch. Es kam ja auch in der Tagesschau: die Autokolonnen, in denen die christliche Bevölkerung der nordirakischen Stadt Mossul in Hast und Angst ihre Heimatstadt verließ, auf der Flucht vor dem Gottesstaat des IS. „Nichts als das Schwert“ werde ihnen bleiben, wenn sie nicht zum Islam konvertierten, eine Sondersteuer für Ungläubige zahlten oder

die Stadt verließen. Die kurdischen Muslime in ihrem benachbarten und wirkungsvoll verteidigten Autonomiegebiet hatten ihnen Zuflucht angeboten. Inzwischen bietet auch Frankreich Asyl.

Nicht irgendwelche Missionare des 18. oder gar erst des 20. Jahrhunderts haben diese Schwestern und Brüder zu Christen gemacht. Ihre Gemeinden lebten seit ungefähr 1.600 Jahren am Ort, Generationen vor den Muslimen und Jahrhunderte vor den ersten Christengemeinden in Sachsen-Anhalt. Sie sind Urgestein der Christenheit. Ihre Kirchengeschichte wurzelt in den ältesten Wellenbewegungen, die von Jerusalem in die Welt gegangen sind. Dass wir kaum etwas von ihnen gewusst haben, liegt an der Verengung unserer Sicht auf unsere protestantische Konfessionsgeschichte und unsere fünfhundertjährigen Rubbeleien mit den hiesigen Katholiken. Ähnliches lässt sich von den alteingesessenen Glaubensgeschwistern im blutenden Syrien sagen.

Unserer Kirche gleich sind die Kirchen im Irak und in Syrien, was ihre Verantwortung für ihr Tun und Unterlassen in Geschichte und Gegenwart angeht, vor Gott und den Menschen. Aber darum geht es mir heute morgen weniger. Was mich erschüttert, sind diese banalen, unabänderlichen Bilder und Meldungen vom urplötzlichen Ende einer scheinbar unerschütterlichen Ortskirche, von heute auf morgen nach 1.600 Jahren – nicht weniger schuldig oder unschuldig an den Versäumnissen der Liebe, eines Frieden und Gerechtigkeit schaffenden Lebens als unsere Kirche und Gemeinde, die frohgemut ihre Zukunft plant. Dabei hätte ich es natürlich wissen müssen: ungezählten jüdischen Ortsgemeinden haben wir erst vor zwei Generationen dieses Ende bereitet – um vieles mörderischer noch als die IS-Fanatiker. Und die Kurienbischöfe der katholischen Kirche tragen seit eh und je Traditionstitel von untergegangenen Uralt-Gemeinden zu Zeiten des Römerreiches.

Wenn auf meine Ohren noch halbwegs Verlass ist, dann hat unsere eigene Kirche auf die Liquidation eines der ältesten städtischen Zentren der Christenheit mit Wortlosigkeit reagiert. Unbegreiflich! Die klaren Worte deutscher Muslimverbände haben sich vorteilhaft dagegen abgehoben. Und ich selber? Ich habe noch hastig versucht, ein paar Kirchenführer, auch hier in Magdeburg, um ein Wort der Trauer in unseren Medien zu bitten – vermutlich erfolglos. Dann bin ich auf Reisen gegangen. Ich habe meine beiden Großväter besucht, den einen zum ersten Mal überhaupt,

weil er vor meiner Geburt starb, den anderen zum ersten Mal seit seinem Tod im Februar 1945.

Diesen Großvater, dessen Wonneprophen ich war, habe ich zuletzt gesehen in diesem Haus in dem polnischen Dorf Roszizow im Eulengebirge, früher Steinseifersdorf. Bis zur Ankunft diese Woche wusste ich nicht sicher, dass es noch steht. Ein riesiges herrschaftliches Pfarrhaus aus dem 18. Jahrhundert, in das unser Pastorenhaus neben der Markuskirche, na ich würde sagen, mindestens viermal hineinpasst. Mein Vater war dort gewählter Pfarrer, aber Soldat und daher abwesend. Zum Ende des Krieges ab Januar 1945 lebten wir zu viert in dem ungeheizten Riesenbau, meine todkranke Mutter und ich und meine Großeltern. Opa, Superintendent in Brieg, hatte uns von dort hierher gebracht und wollte zurück in seinen Kirchenkreis, kam aber wegen des Chaos jener Tage nicht mehr weg. Also packte er zu in dem pfarrerlosen Dorf, beerdigte einen Flüchtling und brach auf dem Weg ins Pfarrhaus selber tot zusammen. Eine Familientragödie wie Millionen andere. Eine Oma und ein Kind waren übrig von einer bei Kriegsbeginn männerreichen Familie.

Ich stehe auf dem asphaltierten Buswendeplatz vor dem riesigen Ex-Pfarrhaus, in dem ich, ohne lebendige Erinnerungen, fünf Jahre gelebt habe. Sechs bis acht Parteien müssen, den parkenden Autos nach zu urteilen, heute hier ihr Dach über dem Kopf haben, hinter den Mauern mit dem abgeblätterten Putz. Links oben muss das Zimmer sein, in dem meine Mutter am Tag nach meinem fünften Geburtstag wegen Insulinmangel ins Koma gefallen und gestorben ist.

Ich habe freie Sicht. Auf dem Parkplatz stand in meiner Kindheit die große Kirche. Ein Schaukasten zeigt erstaunlich gute Fotos. Der letzte Gottesdienst war die Konfirmation im April 1946. Danach wurde die Ausweisung der Deutschen zuendegeführt. Die Kirche verfiel und wurde 1976 abgerissen. Mein sprachkundiger Sohn vermittelt mir den Eindruck, dass der polnische Schaukasten-Text respektvoll und ohne Ressentiments von der erloschenen deutschen evangelischen Gemeinde und ihrer Kirche berichtet. Die letzte Glocke ist irgendwann einer Gemeinde in Niedersachsen übergeben worden, in der etliche Leute aus dem Dorf beziehungsweise ihre Nachkommen heute noch leben. Dagegen ist der strenge Uringeruch in dem Wartehäuschen in Höhe des ehemaligen Altars eine Banalität. Das wäre hierzulande nicht anders. Das gottesdienstliche Leben fin-

det heute nur noch in der 500 Meter entfernten katholischen Kirche statt. In ihrem Eingang steht eine Kitschbüste des neuheiligen polnischen Papstes. Seinerzeit war dieses Kirchlein die Nachbarin der großen evangelischen Kirche auf dem Buswendeplatz.

Letzten Dienstag habe ich dann den anderen Großvater getroffen. Einer von der Sorte Mann, die eher selten mit kleinen Jungen herumgetobt hätte. Sein Platz, von 1915 bis zu seinem Tod Anfang 1936, war dafür umso großartiger: die Friedenskirche in Jauer, heute Jawor. Heute Weltkulturerbe, eine der größten Fachwerkbauten, die Historiker kennen. Ein skurriler Kompromiss des Westfälischen Friedens von 1648. Schlesiens katholische Fürsten mussten damals drei evangelische Kirchen im Lande zulassen, eine davon in Jauer. Ihre Bedingungen: sie musste einen Kanonenschuss weit außerhalb der Stadtmauern errichtet werden, kein Steinbau, nur Holz, Lehm und Stroh, kein Turm. Herauskommen ist das gemeinsame Weltkulturerbe der Friedenskirchen von Jauer und Schweidnitz, Fachwerkbau ins Extrem getrieben. Und Großvater, letzter Superintendent von Jauer, hatte es am Sonntag mit rund 5.000 Gottesdienstbesuchern zu tun, auf bis zu vier Emporen übereinander, ohne Mikrofon. So erzählt der gut deutsch sprechende ehrenamtliche Besucherbetreuer der winzigen polnisch sprechenden Friedenskirchengemeinde, die heute Träger der Kirche ist. Als er meine verwandtschaftlichen Verhältnisse verstanden hat, macht er mich nachdrücklich auf die mannshohe Gedenktafel am Rande des Parks neben der Friedenskirche aufmerksam. Der Park ist nichts anderes als der eingeebnete Friedhof aus deutscher Zeit. Meine halbe Familie, nicht nur der Großvater, war hier beerdigt. Der Bürgermeister von Jawor macht in einem sehr angemessenen und von ehrlichem Bedauern geprägten Text auf die Vergangenheit des Ortes aufmerksam. So geht Versöhnung!

Soweit meine beiden Großväter. Die Begegnung mit ihrem Wirkungskreis in der ehemaligen Evangelischen Kirche Schlesiens war eine wohlthuende, aber nicht aufwühlende Privatsache. Bleibt freilich die Frage: warum sind alle diese Gemeinden verschwunden? Nur Gott weiß, wie viele Frauen und Männer ihre Liebe, ihre Glaubens- und Geisteskraft für ihr Gedeihen eingesetzt haben. „Salz der Erde“ sollten sie sein. „Salz der Erde“, lebenswichtig oder nutzlos; dieser Vergleich aus dem Munde Jesu muss meinen schlesischen Pastorenvorfahren, die es im Dutzend gegeben hat, manches Mal über die Lippen gekommen sein. Einen Teil der Antwort

müssen meine Großväter gekannt haben. Schließlich waren sie *Insider*, wie man heute sagen würde. Der eine, der, den ich persönlich kannte, hat seinen Kirchenkreis ganz früh in der Bekennenden Kirche verankert. Ich glaube, mein Vater hätte auch die Tochter nicht gekriegt, wenn er nicht zu den jungen Leuten der Bekennenden Kirche gehört hätte. Der andere, der aus Jauer, hat nach dem Urteil von Kirchenhistorikern zuerst eine Zeit lang der Illusion einer Vermittlung zwischen den Kirchenparteien angehangen. Dann hat er seine prominente Gemeinde umso unmissverständlicher mit der Bekennenden Kirche verbunden. Sein früher Tod Anfang 1936 lässt meine Fragen offen.

Man kann, was unsere jüngste Kirchengeschichte angeht, peinlichere Verfahren haben. Aber die beiden Walter – beide hießen so – waren Arbeiter und Sprecher einer Kirche, die es nicht vermochte, als Ganze gegenüber dem höllischen Zeitgeist und seinen Verbrechen vorrangig den Willen Jesu zu bezeugen. Ich wünsche mir sehr, dass beide als kluge Männer das erkannt haben oder erkannt hätten, wenn ihnen die Zeit geblieben wäre. Aber wenn je das Salz einer Kirche taub geworden ist, dann das der unseren. Und nach den Gerichts- und Gnadenregeln der Bibel leben wir noch in den nahen Generationen, in denen die Schuld der Väter zur Fessel wird.

Dass ausgerechnet die christlichen Gemeinden deutscher Sprache östlich von Oder und Neiße auch biografisch verschwunden sind, ist nach den Maßstäben Jesu eher nebensächlich. Denkt an seine berühmte Frage: „Meint ihr etwa, dass die Leute, auf die der Turm von Siloah fiel, schuldiger waren als ihr?“ Außerdem liebt Jesus seine heutige katholische Gemeinde in Roszizow, wie er die evangelische in Steinseifersdorf geliebt hat. Aber die auf die Nazizeit folgende Lähmung der missionarischen Kraft unserer Kirche hat uns alle begleitet, unser Glaubensleben lang, vielleicht mit wichtigen Nuancen zwischen ehemals Deutschland West und Deutschland Ost. Auf dem nutzlosen Salz unserer Kirche ist gut Trampeln.

Aber der gnädige Gott legt uns nicht über Menschengedenken hinaus fest auf Schuld, die war, auch wenn sie unermesslich scheint. So verabschiede ich mich nach Jahren der Mithilfe auch mit guter Hoffnung für dieses Kirchspiel, dass Christenmenschen und Pfarrerin samt den umwohnenden Nachbarinnen und Nachbarn künftig wieder öfter und eindeutig das Salz in der Suppe des Glaubens schmecken mögen. Dieses Salz, das wir alle zum Leben brauchen.

Beginn des Ramadan

Wenn ihr fastet, sollt ihr nicht sauer dreinsehen wie die Heuchler; denn sie verstellen ihr Gesicht, um sich vor den Leuten zu zeigen mit ihrem Fasten. Wahrlich, ich sage euch: Sie haben ihren Lohn schon gehabt. Wenn du aber fastest, so salbe dein Haupt und wasche dein Gesicht, damit du dich nicht vor den Leuten zeigst mit deinem Fasten, sondern vor deinem Vater, der im Verborgenen ist; und dein Vater, der in das Verborgene sieht, wird dir's vergelten. (Matthäus 6, 16-18)

Für eine stattliche Anzahl Magdeburger Familien beginnt in dieser Woche wieder der wichtigste Monat des Jahres. Dieser Kirchenraum ist gewiss zu klein, sie alle aufzunehmen. In meiner alten Heimatregion Ruhrgebiet oder in Berlin zählen sie nach Hunderttausenden: die Muslime, die sich jetzt wieder den Regeln des Fastenmonats Ramadan unterwerfen. Zusätzlich zu den täglichen Pflichten der Gläubigen verzichten die Erwachsenen zwischen Sonnenaufgang und Sonnenuntergang auf Essen und Trinken. Weil Essen und Trinken in die dunklen Stunden verlegt sind, hält sich die Selbstkasteiung in Grenzen. Aber die Disziplin den ganzen Tag über will erst einmal aufgebracht sein. Die gemeinschaftsbildende Kraft solch einer Tradition liegt auf der Hand – gerade in nichtmuslimischer Umgebung. Und die Zahl derer, die den Ramadan wirklich praktizieren, steigt unter Deutschlands Muslimen eher, als dass sie sinkt. Die Worte Jesu über die innere Ausrichtung beim Fasten werden bei Muslimen kaum Widerspruch finden. Nur ist der fastende Gläubige im Ramadan weniger die Ausnahme, wie das Jesuswort unterstellt, als die Regel. Am Ende des Ramadan gibt es dann das fröhliche Fest des Fastenbrechens – für deutsche Super-

intendenden inzwischen vielerorts Anlass, den Moschee-Gemeinden einen Gruß zu schicken. So weit, so gut. Wenn nicht der Islam auf viele von uns inzwischen wirkte wie das Damoklesschwert über unseren Köpfen. In seinem Namen werden abscheuliche Verbrechen begangen – auch in dieser Woche wieder. Fanatisierte Moslems nennen uns ohne Differenzierung Ungläubige, Kreuzzügler und stoßen böse Verwünschungen aus.

Eigentlich wissen wir ja, dass die Geschichte unserer Kirchen uns trotzdem zur Mäßigung im Umgang mit Muslimen anhält. Die Kreuzzüge unter Missbrauch des Namens Jesu gehören zum Schlimmsten, was die Welt gesehen hat. Und eigentlich ist uns auch klar, dass der muslimische Imbissverkäufer, der Taxifahrer oder die Lehrerin uns nicht übel wollen, sondern ihrerseits in Magdeburg in Frieden leben. Trotzdem, dieses Gefühl der Unsicherheit können viele von uns nicht abschütteln. Uns wäre wohl, die Welt wäre befreit von diesem globalen Konflikt, der tagtäglich das Wort „Islam“ in die Schlagzeilen bringt. Halten wir uns also an die Tatsachen, in der Hoffnung, dass sie unsere Friedensfähigkeit als Christenmenschen wie als Bürgerinnen und Bürger stärken. Tatsache ist, dass wir auf jede absehbare Zukunft mit dem muslimischen Bevölkerungsteil unseres Landes leben müssen. Hunderttausende sind bereits Landsleute im staatsbürgerrechtlichen Sinn, sprechen sächsisch und bayrisch. Millionen weitere werden hier bleiben, und wir sind sogar darauf angewiesen. Wenn ich mich im Ruhrgebiet am Anblick hübscher Mädchen freuen will, bin ich bei der Kinderarmut der alteingesessenen Deutschen weitgehend auf die jungen Türkinnen angewiesen. Dabei weiß ich, dass viele von ihnen es in Deutschland überhaupt nicht leicht haben.

Tatsache ist, dass der Islam, was Konfessionen und Frömmigkeits-Traditionen angeht, genauso so gespalten ist wie die christliche Ökumene. Fromme und friedfertige Muslime sind dem Missbrauch ihres Glaubens genauso wehrlos ausgeliefert wie wir. Ich selber möchte auch nicht, dass die verschiedenen sogenannten „Kriege gegen den Terror“ im Stil von Kreuzzügen gerechtfertigt werden. Und doch gibt es weltweit reichlich christliche Prediger und Gemeinden, die dies tun. Tatsache ist, dass der Glaube der Muslime sie anleitet, die Religion und die Dinge der Welt als Einheit zu sehen. Was sie glauben, soll sich wiederfinden in der Ordnung des öffentlichen Lebens. Das Reich Allahs ist sehr wohl auch von dieser Welt. Derselben Meinung waren die christlichen Kirchen und haben das Leben im Abendland bald

2000 Jahre lang entsprechend zu bestimmen versucht. Manches Mal, wenn es um nackte Macht ging, wirkte Jesu Wort „Mein Reich ist nicht von dieser Welt“ wie vollkommen in den Wind gesprochen.

Man sagt, es sei einfach, ein Muslim zu sein. Die fünf Säulen des Islam kann sich jedes Kind merken: das Bekenntnis zu Allah, auf Deutsch „Gott“, und zu seinem Propheten Mohammed, die täglichen Gebete, das Fasten, das Almosen und die Verpflichtung zu einer Wallfahrt nach Mekka. Das ist wirklich übersichtlich. Aber in Wahrheit umgibt die Muslime natürlich eine ganze Welt von Traditionen, Regeln und Geschichten, die uns fremd sind und sogar sehr verschieden sind in den großen Regionen und den Konfessionen der muslimischen Welt. Es gibt aggressiv-missionarischen Islam und solchen, der kaum um anders Glaubende wirbt. Die Glaubensfreiheit christlicher Kirchen stellt sich in den Dutzenden muslimischer Staaten verschiedener dar, als ich das in einer Predigt gebührender Länge erläutern könnte.

Judentum, Christentum und Islam werden immer in Beziehung zueinander gesetzt als die drei monotheistischen Buchreligionen. Das soll eine größere Nähe beschreiben, als wir sie etwa zu Buddhisten, Hindus oder zu den Glaubenden der Naturreligionen hätten. Freilich müssen wir uns um Genauigkeit bemühen. Die Juden gehören mit dem, was sie „Mose und die Propheten“ nennen, und wir das Alte Testament, ohne Zweifel zu unseren Müttern und Vätern im Glauben. Uns trennt das Bekenntnis zu dem Juden Jesus von Nazareth als Christus. Und – niemals zu verschweigen – die Schuld des Holocaust und ungezählter Pogrome in weiterer Vergangenheit. Mit den Muslimen teilen wir kein geschriebenes Gotteswort. Ihr Heiliger Koran bezieht sich respektvoll auf Namen und Ereignisse aus der Bibel, besonders dem Alten Testament. Aber neben dem Koran kann es auf Erden kein zweites „Wort Gottes“ geben. In seiner altarabischen Fassung ist der Koran direkt vom Himmel auf die Erde gekommen; nicht von geistgeleiteten Menschen aufgeschrieben, wie Juden und Christen das von ihren Schriften wissen. Und neben dem Propheten Mohammed kann es keinen zweiten Übermittler des einen Gotteswortes geben.

Wie also steht es mit der volkstümlichen Redewendung, schließlich hätten wir doch alle denselben Gott? Vom Himmel aus gesehen ganz bestimmt. Aber aus menschlicher Perspektive? In der Realität menschlichen Erlebens? Erst einmal „haben“ wir Gott nicht wie ein Paar eingelaufene Schuhe. Wir erleben Gott, wir machen Erfahrungen mit ihm, gute oder

enttäuschende. Die einschneidenden Erlebnisse mit Gott, von denen Israel seit mehr als hundert Generationen erzählt, sind auch Teil unserer Gotteserlebnisse. Wir erkennen in ihnen Gottes Wesen und sein Gesetz des Lebens. Und wir wissen zugleich, dass Israel noch auf seinen Messias wartet. Den Muslimen begegnet das Wesen und der Wille Gottes ausschließlich im Koran. Sie können gar nicht anders, als aus dieser Begegnung ihre Urteile zu bilden. Da wird der Dreieinige Gott der Christen zu einem theologischen Monster, das die Heiligkeit und Einzigkeit Allahs beleidigt. Gott am Kreuz ist den Muslimen wirklich ein Ärgernis; ganz ehrlich und ohne Boshaftigkeit. Und da sie die christliche Welt kennen, wissen sie auch, dass große Teile der Christenheit die Mutter Jesu wie eine vierte göttliche Person verehren. Nicht in der Lehre selbstverständlich – aber im Leben. Nein wir erleben nicht denselben Gott, sodass wir auch im Gebet nicht einfach überzeugt sein können, an dieselbe Tür zu klopfen. Jeder betende Mensch ist in dieser Welt unser Bündnispartner. Aber wir alle können nicht anders, als in Glaubensdingen von dem zu reden, was wir gesehen und gehört haben. Und das ist für die Gläubigen dieser Welt nicht dasselbe. An Jesus führt für uns kein Weg vorbei. Und für die Muslime kein Weg am Koran und seinem Übermittler.

Am Ende also doch Kreuzzug und Heiliger Krieg? Gott bewahre! Christenmenschen brauchen sich nur an Jesus zu halten, um diesen Wahnsinn für sich auszuschließen. Es gibt kein Reich Christi auf dieser Welt, das darauf angewiesen wäre, mit Waffengewalt verteidigt zu werden. Und die Muslime? Ich kenne keine lebenserhaltende Tugend, die nicht auch im Koran und der islamischen Tradition hoch geachtet wird. Es gibt im Islam die weit verbreitete Überzeugung, dass der Heilige Krieg eine Sache der menschlichen Seele sei und keineswegs des Schwertes oder der Bombe – so wie etwa in den paulinischen Bildern von der geistlichen Waffenrüstung. Bei dieser vom Glauben geleiteten Arbeit an sich selber kommen auch in der muslimischen Welt viele Lebensläufe heraus, die unserem Gott gefallen. Es ist hoffentlich fast überflüssig, das zu sagen. Erstes gemeinsames Anliegen von Christenmenschen und Muslimen in Magdeburg und überall muss es darum sein, dem Missbrauch unserer Glaubensschätze zu wehren – jeweils im Sinne des Balkens im eigenen Auge. Dann sollten wir dafür dankbar sein, dass die anderen beten, also offen sind für Antworten, die die Enge unserer Herzen überwinden. Dann ist es an uns allen,

gemeinsam das Beste für Stadt und Land zu suchen. Bei vielen Muslimen in Deutschland gibt es längst diese Bereitschaft, einen friedlichen Patriotismus in ihrer Heimat Deutschland zu praktizieren.

Vor allem, und das geht zuerst an die christliche Adresse: wir sollen leben, was wir sind. Allein unsere Verfassung macht es sinnlos, den Bau weiterer Moscheen zu bejammern und zu bekämpfen. Wir haben genug damit zu tun, die Botschaft Jesu neu unter die Leute zu bringen und christlichem Leben Profil zu verleihen. Viele Muslime beklagen den Mangel an solchem Profil – und Gesprächspartnern, die dafür stehen. Die fastenden Muslime im Ramadan sind da eine lebendige Herausforderung im friedlichen Sinn des Wortes: An welchen Stellen lasse ich mich meinen Glauben etwas kosten, so dass es wirklich Mühe und innere Ausrichtung kostet? Der Frage nachzugehen lohnt sich, wenn die Medien diese Woche vom Ramadan in Deutschland berichten werden.



Herzensschätze

Wo dein Schatz ist, da wird auch dein Herz sein. (Matthäus 6, 21)

Von diesem Gottesdienst führt mein Weg direkt zum Bahnhof. Es geht nach Dresden, zu einem Vorbereitungsseminar mit jungen Leuten, die beim Kirchentag auf der Straße Theater spielen wollen. Ich bin gespannt, ob uns auch zum Motto dieser Tage etwas einfallen wird: „...da wird auch dein Herz sein.“ Ja, das Motto des Kirchentages stammt von niemand Geringerem als von Jesus selbst – nur, dass die Werbeleute seinen Satz halbiert haben „Wo dein Schatz ist, da wird auch dein Herz sein.“ Sechs Worte passen eben besser auf die Plakate als zehn. Außerdem macht dieser ungewöhnliche Halbsatz ja auch ein bisschen neugierig. In unserer Lutherbibel, jüngste Ausgabe, finden wir das Jesuswort ein ganz klein wenig anders wiedergegeben. Jesus spricht in der Bergpredigt vom richtigen und falschen Schätze sammeln. Seine Schlussfolgerung lautet beim Sprachmeister Luther „Denn wo dein Schatz ist, da ist auch dein Herz.“ Da *ist* auch dein Herz, Gegenwart! Die Kirchentagsleute haben sich eine kleine, aber bedeutsame Änderung erlaubt: „...da *wird* auch dein Herz sein.“ Zukunft, denn eines ergibt sich aus dem anderen. So wahr jede Übersetzung eine Deutung ist, diese ist es wert, bedacht zu werden. Und Luther wird es uns nicht verübeln.

Aber erst einmal: was ist das denn, mein Herz – mein Herz in des Wortes weiterer Bedeutung? Also nicht der Hohlmuskel links in unserer Brust, der seine Arbeit im wenige Tage alten Embryo beginnt und vor oder nach dem Hirntod beendet. Dieses Herz, von dem wir sagen, es könne sich als kalt, warm, groß, mutig, eng oder weit erweisen. Dieses Herz mit den vielen Eigenschaften, es geht nicht auf in der Natur, der Natürlichkeit, die ich

teile mit allen Geschöpfen, die im Prozess der Evolution aus der Hand Gottes hervorgegangen sind. Da ist kaum etwas an Prozessen und Organen des Lebens, was exklusiv menschlich wäre – bis hin zum Ich-Bewusstsein, dessen Entfaltung auch Teil der Evolution ist. Herz, so wie Jesus es meint, ist mehr als Säugetier-Biologie. Es ist auch mehr und mächtiger als Verstand und Vernunft. Beide sind Gaben Gottes, wer wollte daran zweifeln? Welche Christin, welcher Christ wollte die Zukunftsfragen der Menschheit bedenken und Konsequenzen ziehen ohne Verstand, ohne Vernunft? Kein soziales Problem unseres Alltags, keine Siege über den Hunger, keine schöpfungsfreundliche Energieversorgung, keine Kontrolle des Klimawandels ohne Einsatz von Verstand und Vernunft; wobei die Vernunft mit Maß in die Tat umsetzt, was uns der Verstand erkennen lässt.

Herz meint aber mehr, anderes. Dieses Herz tut seinen Dienst nicht von allein, so wie der Hohlmuskel, mit dem es die Bezeichnung teilt. Diese Doppelbedeutung des Wortes Herz gibt es in allen Sprachen, mit denen ich zu tun hatte: *heart*, *coeur*, *corazon*, was ihr wollt. Das Herz, von dem Jesus spricht, ist verderbbar und verführbar – so wie auch Verstand und Vernunft verderbbar und verführbar sind. Die großen und die kleinen Untaten, unsere und die der anderen, sie mögen im Herzen wurzeln. Aber zur bösen Tat werden sie in der Regel mit Hilfe einer großen Portion Verstand. Entgegen der Krimi-Weisheit: das „perfekte Verbrechen“ wird Tag für Tag unzählige Male begangen. Unsere Herzen, von denen Jesus spricht, sind keine Sache von Intelligenzquotienten oder Bildungsabschlüssen. Sie sind die Kompassnadeln unseres Lebens, geeicht nicht nach dem Gesetz des irdischen Magnetismus: immer Richtung Nord, hundertprozentig! Die Kompassnadel „Herz“ ist leicht abzulenken. Und, erinnert uns Jesus, das Herz nimmt ungleich mehr Einfluss auf unsere Lebensentscheidungen als der ratsuchende Blick auf eine Kompassnadel. Der muss keine praktischen Konsequenzen haben. Aber der Impuls unseres Herzens setzt sich durch, fast immer. Seine Kursbestimmungen folgen dem, was wir selbst empfangen haben. Beginnend schon vor unserer Geburt: glücklich der Mensch, den seine Mutter, den seine Eltern mit einem liebevollen Herzen ins Leben geführt haben, lange vor unseren ersten Verstandesleistungen. Die Liebe, das Glück derer, die sich freuen, unsere Eltern zu werden, ist ein Geschenk Gottes, die erste segensreiche Prägung unseres Herzenskompasses. Das kann den lebenslangen Unterschied machen zwischen

einem mutigen und einem ängstlichen Herzen. Aber wer am Anfang zu kurz gekommen ist, der ist deshalb nicht schicksalhaft für immer zu kurz gekommen. Und ein Start im Segen garantiert noch keine Zielankunft im Segen.

Lang ist die Bildergalerie allein der Menschen, deren Kompassnadel nach der Begegnung mit Jesus von Hoffnungslosigkeit auf Vertrauen umgesprungen ist. Aus kaltherzig konnte großherzig werden, wie bei Zachäus; aus Engherzigkeit der Not wird immer wieder die Weitherzigkeit der Befreiten. Die Leute, die sich nicht bremsen lassen, von ihrem neuen Lebensglück zu reden. Das Leben, solange es währt, ist eine Zeit gottgeschenkter Kurskorrekturen. Zu Zeiten Jesu und nicht anders heute. Darum, meint Jesus, gib nicht auf! Klopfe an, damit Gott dir öffnen kann! Aber lass dich auch nicht verführen von den Mächten, die den Herzenskompass verhängnisvoll verstellen können. Sich solchen Kursen auf Klippen und Untiefen aussetzen, das nennt Jesus in anderen Zusammenhängen Sünde und Schuld. Da geht es nicht um die einzelne Tat, sondern um den verhängnisvollen Kurs, der uns von der Lebensgemeinschaft mit Gott wegführt. Der Kurs an sich ist das Verhängnis. Die Klippen liegen dann nur auf dem Weg.

Der verhängnisvolle Herzenskurs, mit gröberen Worten „der Weg zur Hölle“, ist also nicht mit guten Vorsätzen gepflastert, wie Bernhard Shaw sagte. Jesus spricht im Zusammenhang des Kirchentagsmottos eher von dem, was die amerikanische Unabhängigkeitserklärung das „Streben nach Glück“ nennt, das jedem Menschen als Gabe des Schöpfers innewohnt. Wohlgemerkt nicht das Glück selbst, sondern das Streben danach! Dein Streben nach Glück ist anfällig für Irrtümer. Dein Streben nach Glück ist nicht verwerflich, nein. Aber es führt dich auf den Kampfplatz der Versuchungen. „All das will ich dir geben, wenn du niederfällst und mich anbetest!“ Herr über das Brot könntest du sein, Herr über die Gesetze der Schöpfung, Herr über die Reiche der Welt – egal, ob es sich um das winzige Reich einer Familie handelt oder um eine der größeren oder riesigen Machtzusammenballungen. Bei deinem Streben nach Glück, sagt Jesus, wirst du mit diesen Kompassverderbern zu tun bekommen. Sei gewarnt! Niemand kann zwei Herren dienen. Ihr könnt nicht Gott dienen und dem Mammon! Beide versprechen dein Lebensglück, mit Jesu Worten der eine, mit großartigen Parolen der andere.

Fällt es euch auch auf, so wie mir? Wenn es wirklich ernst wird, dann redet Jesus nicht so wie die christlichen Erzieher, die sich an mir versucht haben: da waren die angeblich schrecklichen Lebensklippen der Sexualmoral, da waren die jugendlichen Ungehorsamsdelikte und dergleichen mehr. Das waren die Sünden, deretwegen wir rote Ohren bekommen sollten. Damals war mir zum Beispiel die grandiose Gelassenheit Jesu beim ausgefallenen Gericht über die sogenannte „Ehebrecherin“ noch nicht vertraut. Ich kann mich nicht erinnern, dass Jesu bitterernste Warnungen vor dem, was wirklich vom gottgewollten Lebenskurs wegführt, eine Rolle gespielt hätten: vor dem Mammon, der uns von unseren Nächsten trennt, so wirkungsvoll wie kaum etwas anderes; vor der blutigen Gewalt, die ihresgleichen hervorbringt; vor den Untaten an Kindern und den Schicksalsgenossen des armen Lazarus, weil sie ins Verderben führen.

Pursuit of happiness, Streben nach dem Glück – die frommen Unabhängigkeitsverkünder der späteren Weltmacht USA haben gewiss keine Irrlehre in die Welt gesetzt. Dafür waren sie allemal zu bibelfest. Auch wenn ihr Bekenntnis Generationen später zu zügellosem Gewinnstreben und Rechtfertigung von Machtgelüsten missbraucht worden ist. Viele von ihnen werden imstande gewesen sein, auswendig herzusagen, wie Jesus grundsätzlich Schätze aufteilt: Schätze auf Erden, Hochrisiko-Schätze angesichts von Verfall und Raub – und Schätze im Himmel, von Gott selber sicher gemacht und für uns aufbewahrt.

Schätze im Himmel, sie sind ein Vermögen auf Erden. Weil sie den Herzenskompass auf Lebenskurs halten, auf Gemeinschaftskurs mit Gott und unseren Nächsten. Der Schatz im Himmel, er gibt uns Standsicherheit in irdischen Konflikten. Er ist alles andere als der Wegweiser in innere Emigration. Jesus ist der lebende Beweis – und nicht nur er, sondern viele, die in unserer Zeit auf seine Schatztrennung setzen. Das Portfolio unserer Herzensschätze – Jesus rät und macht Mut: Die faulen Schätze regelmäßig aussortieren!

Kaffee-Predigt

Alles nun, was ihr wollt, dass euch die Leute tun sollen, das tut ihnen auch! Das ist das Gesetz und die Propheten. (Matthäus 7, 12)

Fehlt eigentlich nur noch das Wörtchen „basta“. So knapp, so mit abschließender Autorität kommt das Jesuswort daher. Für das gedeihliche Zusammenleben der Menschen gilt unterm Strich eine einfache Grundregel. Sie ist nicht nur das Fazit menschlicher Lebenserfahrung, sondern auch der Wille Gottes. Dessen Willensbekundung ist gemeint, wenn ein jüdischer Rabbi vom „Gesetz und den Propheten“ spricht. Der Volksmund fasst Lebenserfahrung und Gottesgebot zusammen und nennt dieses Jesuswort die „Goldene Regel“. Wie also wollen wir von den Leuten behandelt werden? Lassen wir mal die Liebe beiseite. Sie ist ein großes Ding. Und wir erwarten sie nicht wirklich von jedermann. Aber doch wohl Respekt und Gerechtigkeit. Ja, ich denke, das muss schon sein. Darauf können wir nicht einfach verzichten. Am allerwenigsten vielleicht auf den Respekt. Wer erträgt es schon, auf Dauer herumgeschubst zu werden, willkürliche Beleidigungen ertragen zu müssen? Egal, ob in der Familie, in der Nachbarschaft, in der Firma, möglicherweise sogar in der Gemeinde. Und der gutgemeinte Rat, dass man sich ja nicht jeden Schuh anziehen muss – er hilft denen wenig, die schon zu viele Verletzungen ihrer Menschenwürde erlitten haben.

Aber Gerechtigkeit wollen und brauchen wir auch. Gerechte Lastenverteilung in Ehe und Familie, gerechten Lohn, gerechte soziale Ordnungen. Erlittene oder befürchtete Ungerechtigkeit macht wütend. Und das ist erst einmal nicht schlecht, denn es gibt Kraft, sich zu wehren. Unser Leben, unsere Arbeit, unsere Leistung soll zählen. Gerechtigkeit muss Gestalt gewinnen in

konkreten Rechten oder sie bleibt bla-bla. Und die Stimme Gottes sagt dazu im Alten Testament: Der Arbeiter ist seines Lohnes wert. Was wir wollen, weil wir es brauchen, Respekt und Gerechtigkeit: unser Gott gönnt es uns. Jesus tut nichts anderes, als diese Lebensgrundlagen für die Mühseligen und Beladenen immer wieder herzustellen. Aber er erspart uns nicht die Kehrseite. Da sind deine seelischen und sozialen Grundbedürfnisse; was du für dich brauchst, gib, erweise es auch den andern! So wie die Bitte um das Tägliche Brot nur in der Mehrzahl gesprochen Segen verheißt! Deshalb will ich heute sprechen von Menschen, die für uns arbeiten, mit denen wir also zu tun haben; ohne deren Geschick und Mühen uns im Alltag gewaltig etwas fehlen würde, zu Hause und viele Male im Jahr auch hier in der Gemeinde.

Ich will reden von den Menschen, die im tropischen Gürtel der Erde für uns den Kaffee anbauen, ernten und verarbeiten. Kaffee, eines der allerwichtigsten Handelsgüter unserer Zeit, Profitbringer für wenige, Ursache unglaublichen Elends für mehr als 30 Millionen Menschen; Leben zwischen Hoffen und Bangen für ein paar zehntausend Familien, die ihre Hoffnung auf unsere Gemeinden in Deutschland setzen, weil wir sie eingeladen haben, sich auf den Fairen Handel einzulassen – eine Initiative, die es ohne unsere Kirchen nicht geben würde. Aber wir müssen wohl zuerst von der Vergangenheit reden. Speziell bei uns Älteren versagt schnell der gesunde Menschenverstand, wenn es um Kaffee, früher sagte man zur Unterscheidung um Bohnenkaffee geht. Es war ja ein Merkmal des Hitler-Krieges, dass es damals praktisch keinen Kaffee gab. Tabak auf Raucherkarte, ja. Alkohol reichlich. Kaffee aus Übersee, nein. Und nach dem Krieg war er unglaublich teuer; Schwarzmarktware im Westen, wichtiger Inhalt von Westpaketen hier. Und das Politbüro hat noch um 1980 eilige Tauschgeschäfte, Waffen gegen Kaffee, mit dem Diktator Äthiopiens ausgehandelt, um die Leute ruhig zu halten. Sagen wir's so: dass die Zeiten halbwegs in Ordnung sind, merken Ältere in Ost und West daran, dass Kaffee an jeder Ecke zu haben ist und dass man keinen Pelzmantel dafür eintauschen muss. Aber wer tief drinnen den Lauf der Zeit am Kaffee misst, dem sei gesagt: falls schwere Zeiten kommen sollten, dann wird man es nicht daran merken, dass Kaffee wieder knapp und teuer wird. Eine groteske Überproduktion in mehr als 50 Ländern garantiert dafür. Vielleicht nett für uns, aber ein grausames Spiel für alle kleinen Leute, die vom Kaffeemarkt abhängen wie wir von unserem Arbeitsplatz oder der Rentenkasse.

Zeit, dass wir uns an die Goldene Regel Jesu erinnern: „Alles nun, was ihr wollt, dass euch die Leute tun sollen, das tut ihnen auch! Das ist das Gesetz und die Propheten.“ Wir sind uns einig: Respekt und Gerechtigkeit zeigen sich immer konkret oder sie bleiben Phrasen. Diese 500-Gramm-Packung Kaffee habe ich gestern in einem Supermarkt unserer Stadt gekauft. Ich habe extra den teuersten Kaffee genommen, der dort zu haben war: 2,99 Euro. Nie war er so billig wie heute. Plantagenbesitzer, Importeur, Röster, Verpacker, Werbefirma, der deutsche Finanzminister, der Supermarkt, die Verkäuferin an der Kasse: alle wollen ihren Teil von den drei Euro. Der letzte, den die Hunde beißen, ist der Plantagenarbeiter, der die Sträucher pflegt, die Kaffeekirschen pflückt und aufbereitet. Ich weiß nicht, ob dieser Saisonarbeiter mit Familie drei Cent oder zehn Cent Arbeitslohn für alle Bohnen in so einer Pfunds-Tüte bekommt. Aber ich weiß: es ist ein Hungerlohn in der Wortes wörtlichster Bedeutung. An Schulbesuch der Kinder oder Medikamente im Krankheitsfall ist überhaupt nicht zu denken. Wenn Menschenwürde und Gerechtigkeit auch für Kaffeepflanzenarbeiter zählen, dann ist Kaffee nicht sündhaft teuer, sondern sündhaft billig. Wir machen diese Preise nicht, aber wir sind versucht, sie zu nutzen.

Weil dieser Skandal, wenn auch nicht so extrem wie heute, schon vor 35 Jahren existierte, versuchen Christenmenschen seit damals, wenigstens in einem kleinen Teilbereich für mehr Gerechtigkeit und Respekt zu sorgen: bei den Kaffee-Kleinbauern. Die müssen sich zwar nicht auf den Plantagen verdingen, sondern bearbeiten als Familien kleine Stücke eigenen Landes. Aber solange sie auf gewerbsmäßige Aufkäufer angewiesen waren, ohne eigene Organisation und Transportmittel, wurden sie aufgenommen wie die Weihnachtsgänse – mit demselben Ergebnis: Hunger und der ganze elende Rattenschwanz von Nöten. Seit den frühen 70er Jahren haben sich zehntausende Kleinbauern in Genossenschaften organisiert, zuerst in Lateinamerika, später auch in Afrika; dabei finanziell unterstützt und beraten von Kirchen und ihren Hilfswerken aus Deutschland und Europa, auch von „Brot für die Welt“. Wichtigste Erfindung: der Faire Kaffeehandel. Eine von den großen Kirchen angeschobene Firma, die GEPA, kauft Kaffee nicht so billig, wie's irgend geht, sondern zu Preisen, die menschenwürdiges Leben und noch ein Stück Gemeinwesenentwicklung erlauben. Der Verkauf lief viele Jahre über die ehrenamtlich geführten Eine-Welt-Läden und Tausende von ambulanten Verkaufsstellen in Gemeinden.

Die Arbeit in den Kaffeegärten bleibt hart genug, aber Eltern sehen wenigstens etwas Licht am Horizont für ihre Kinder. Heute gibt's solchen Kaffee auch in manchen Supermärkten. Für uns kommen Kaffeepreise heraus, die irgendwo dazwischen liegen: zwischen den Hungerlohn-Preisen des normalen Handels und den Zeiten, da Kaffee ein Luxusgut war. Gelernte DDR-Bürgerinnen und -bürger müssten Bescheid wissen.

Soweit, so hoffnungsvoll. Wenn da nicht zwei Tatsachen wären, die christliche Gemeinden in Deutschland nach meiner Überzeugung verpflichten, sich von neuem Gedanken zum Kaffee zu machen. Einmal der aktuelle Kollaps des Welt-Kaffeemarktes. Wir merken ihn an abstürzenden Preisen. Aber Millionen gefeuerte Arbeiterinnen und Arbeiter merken ihn am Hunger. Und dann die Feststellung, dass gerade Gemeinden und kirchliche Einrichtungen den Fairen Kaffeehandel aufs Ganze gesehen bisher mehr als Lippenbekenntnis denn als ein Stück selbstverständlicher Praxis behandeln. Kaffee aus Fairem Handel zu trinken bleibt Privatsache von bereitwilligen Gemeindegliedern. Aber in den Kantinen kirchlicher Ämter und Krankenhäusern, in den Tassen bei Adventsfeier oder Gemeindefest, da schwappt das Billigste, was zu kriegen ist. Die einen wollen es billig, und die anderen wollen keinen Streit. Es ist ja bloß Kaffee. Längst ist der Eigenbedarf evangelischer Gemeinden an Kaffee ziemlich genau ausgerechnet. Weit weniger als 10 Prozent davon werden aus dem von uns selbst ins Leben gerufenen Fairen Kaffeehandel gedeckt. Wir überlassen es den Kantinen von Behörden, Ministerien, großen Firmen, mit Einverständnis der Belegschaften fairen Kaffee auszuschenken und verhalten uns selbst wie – Verzeihung – bockige Kinder. Dabei zählt im Überlebenskampf, der heute auch die Kleinbauern-Genossenschaften trifft, jede Tonne Absatz.

Weil wirklich Not am Mann, weil auch um die Glaubwürdigkeit unserer Kirche geht, hat sich „Brot für die Welt“ entschieden, seinen guten Namen für eine neue Mischung fair gehandelter Kaffeessorten aus fünf Ländern Lateinamerikas und Afrikas zur Verfügung zu stellen – so ähnlich wie Prominente, wenn sie sich für eine gute und gerechte Sache einsetzen. Diesen „Café Plus“ könnt ihr nach dem Gottesdienst in Augenschein nehmen – und auch kaufen. Aber eigentlich möchte ich die Gemeinde als Institution ansprechen und herausfordern. Wenn die Goldene Regel Jesu auch in den Wirtschaftsbeziehungen gilt, an denen wir teilhaben, dann sollten die Menschen um uns herum wissen, wo und wofür wir

stehen. Ein Beschluss des Leitungsgremiums, dass die Gemeinde aus guten ökumenischen Gründen auf fairen Kaffee setzt, er wäre ein Signal. Denn jeder Lokaljournalist, der sein Geld wert ist, würde solch eine Mitteilung zur Berichterstattung nutzen. Viele Zeitung lesende oder Radio hörende Mitbürger würden angesprochen. In der Hoffnung auf eine Vielzahl solcher lange überfälliger Beschlüsse haben wir den Kaffee mit dem „Brot für die Welt“-Logo kreiert. Der gebeutelte Bundeskanzler möchte, dass wir in der Adventszeit mehr Geld ausgeben. Unsere Mütter und Väter im Glauben wollten, dass die Adventszeit eine Zeit der Umkehr, der Hinwendung zu Gott sein sollte. Bibeltreu müssen wir Gott mehr gehorchen als dem Bundeskanzler. Und wenn schon mehr Geld ausgeben, dann, damit Menschenwürde und Recht der Armen wieder zu Ehren kommen. Wir können und müssen nicht überall Hilfe leisten. Aber wo wir es können, wo alle Weichen gestellt sind, bleiben uns keine Ausflüchte.

Ich sagte zu Beginn, wir wollten von den Grundbedürfnissen des Lebens mal die Liebe beiseite lassen und uns mit Respekt und Gerechtigkeit bescheiden. Aber Respekt und Gerechtigkeit sind Haltestellen auf dem Weg zur Liebe. Vielleicht ist Jesus deshalb in Sachen Liebe ähnlich knapp wie bei der Goldenen Regel. Welches ist das höchste Gebot?

„Du sollst den Herrn, deinen Gott lieben von ganzem Herzen, von ganzer Seele und von ganzem Gemüt. Das zweite ist dem gleich: Du sollst deinen Nächsten lieben wie dich selbst. In diesen beiden Geboten hängt das ganze Gesetz und die Propheten.“

Unter Wölfen

Siehe, ich sende euch wie Schafe mitten unter die Wölfe. Darum seid klug wie die Schlangen und ohne Falsch wie die Tauben. Hütet euch aber vor den Menschen; denn sie werden euch den Gerichten überantworten und werden euch geißeln in ihren Synagogen. Und man wird euch vor Statthalter und Könige führen um meinetwillen, ihnen und den Heiden zum Zeugnis. Wenn sie euch nun überantworten werden, so sorgt nicht, wie oder was ihr reden sollt; denn es soll euch zu der Stunde gegeben werden, was ihr reden sollt. Denn nicht ihr seid es, die da reden, sondern eures Vaters Geist ist es, der durch euch redet. (Matthäus 10, 16-20)

Auch wenn sich einer der brandenburgischen Wölfe demnächst einmal über die Elbe wagen sollte: vor dem Wolf brauchen wir Menschen uns wirklich nicht zu fürchten. Lange bevor wir ihn entdecken könnten, hat er uns schon ausgemacht und sich in Sicherheit gebracht. Rotkäppchen ist ein unsterbliches Märchen, aber als Dokumentation über Wolfsverhalten taugt es nicht. Jesu Vergleich von den Schafen und den Wölfen beschreibt einen anderen Teil der Wirklichkeit, das Verhältnis zwischen Raubtier und Beute. Wölfe, die Schafe reißen, sind für italienische Bergbauern auch heute ein Alltagsproblem. Ihre Vorfahren, die alten Römer leiteten daraus ein bitteres Sprichwort ab: *Homo homini lupus*. Der Mensch ist des Menschen Wolf! Nicht der den Menschen fliehende Wolf ist zum Fürchten, sondern der Mensch, der sich auf seinen Mitmenschen stürzt wie ein reißendes Raubtier.

Auf solche buchstäblich mordsgefährlichen Begegnungen bereitet Jesus die Jünger vor, bevor er sie auf sich gestellt aussendet. Als Schaf unter Wölfen, dazu kann es kommen, wenn ein Mensch sich darauf einlässt,

Trägerin oder Träger der Botschaft Jesu zu sein. Das Risiko scheint nicht immer akut, aber es löst sich niemals in Luft auf. Ein Blick in unsere deutsche Kirchengeschichte der letzten drei Generationen unter zwei Regimen, die über Herz und Geist der Menschen herrschen wollten, liefert die Be-
weise. Aber auch unser rechtsstaatlicher Alltag kann plötzlich Situationen hervorbringen, wo Christen sich so fühlen mögen: als Schafe unter Wölfen. So wie diese Woche in Bremen. Junge Leute aus dem ganzen Land treffen sich in Bremen zu einem Festival, dem *Christival*. Wütende Proteste anders Gesinnter richten sich gegen einige Einzelveranstaltungen, wo scheinbar so über Homosexualität geredet werden sollte, wie auch ich es seelsorgerlich für nicht richtig halte. Harter Kritik müssen Christen sich stellen. Aber das hier ist etwas anderes. Da wird eine Straßenbahn mit Christival-Gästen von Vermummten gestoppt. Ein schockartiger Überfall. Eine Kanonade mit harten Wurfgeschossen. Niemand kommt dauerhaft zu Schaden. Aber die Angst – die Angst, die man erlebt hat bei einem christlichen Be-
kenntnistreffen – die bleibt.

Schafe unter Wölfen. Wie damit umgehen? Jesu Rat ist zum Sprichwort geworden: „Seid klug wie die Schlangen und ohne Falsch wie die Tauben.“ Ihr merkt schon, heute morgen haben wir es mit den Tieren. Von der überlegenen Klugheit der Schlange ist bekanntlich schon in der Paradiesgeschichte die Rede. Sie benutzt diese Klugheit dazu, die Menschen zu verleiten. Und die Überlieferung von der Vertreibung der Menschen aus dem Paradies legt daraufhin Gott selber den Satz von der Erbfeindschaft zwischen Menschen und Schlange in den Mund. In Deutschland mit unserer vergleichsweise harmlosen Kreuzotter klingt das etwas sehr dramatisch. Aber wenn man als Besucher in schlangenreichen Ländern miterlebt, wie jede Schlange im Garten vorsichtshalber erst einmal in Stücke gehauen wird, bevor man nachschaut, ob giftig oder nicht, meistens ungiftig, der findet diese Todfeindschaft in voller Aktion. Klug wie die Schlangen: Feindschaft und Bewunderung, beides macht ein Ganzes. Klug: da ist unser Staunen über die Fähigkeit dieser Mitgeschöpfe, sich zu verbergen und für ihren Lebensunterhalt urplötzlich zuzustoßen. Lebenstüchtig ohne Arme und Beine, ohne Flügel oder Flossen; auf dem Bauch kriechend, ausgestattet, wie erst wir modernen Menschen wissen, mit Sinnesorganen völlig anderer Art als unsere fünf Sinne, so zum Beispiel mit der Fähigkeit, allerwinzigste Temperaturunterschiede wahrzunehmen und so den

Weg zur Nahrung zu finden. Von wegen „Erde fressen dein Leben lang...“
Wo die Bibel einmal nicht recht hat, da hat sie nicht recht.

Seid klug wie die Schlangen, wenn Ihr es als Teile der Herde des guten Hirten mit den Wölfen in Menschengestalt zu tun bekommt: hierher gehören viele Rettungsgeschichten, spektakuläre und ganz bescheidene. In diesen Tagen erinnern wir uns anlässlich des 50. Geburtstages der Aktion Sühnezeichen an Lothar Kreyssig, den Magdeburger Konsistorialprädikanten der Nachkriegszeit. Er war der einzige Jurist in Deutschland, der in seinem Richteramt gegen die Euthanasiepraxis der Nazis vorging und dadurch indirekt Menschenleben rettete. Als der Nazi-Justizminister den störrischen Richter 1940 nach Berlin einbestellte und ihm das knappe Handschreiben Hitlers zeigte, mit dem der die Mordserie in Gang gesetzt hatte, sagte Kreyssig den damals unglaublichen Satz: „Ein Führerwort schafft kein Recht.“

Klug wie die Schlangen: das ist ein Gebot für Christenmenschen, die sich in unseren Tagen für Menschenrechte einsetzen. Immer wieder die größten Unholde in Politik und Wirtschaft daran erinnern, dass sie Recht brechen, und damit rechnen, dass auch diese Leute einen Ruf zu verlieren haben. Aber ich habe mich auch schon im Gespräch mit normalen Vermietern oder einfachen Sachbearbeitern einer Sozialbehörde um einzelner Menschen willen um diese Schlangenklugheit bemühen müssen. Jesus ist es recht, wenn wir das tun. Wie die sprichwörtlich kluge Schlange handelt Abraham sogar, als er dem zum Strafgericht entschlossenen Gott die Menschen von Sodom und Gomorrha abhandeln will. Der Gipfel der Kühnheit – und um ein Haar wäre es gelungen.

„Ohne Falsch wie die Tauben“. Ob die Tauben untereinander wirklich ein so friedfertiges Völkchen sind, sei dahingestellt. Aber erinnern wir uns abgesehen von ihren großen Auftritten am Ende der Sintflut und bei Jesu Taufe daran, dass die Tauben in Israel die Opfertiere der armen Leute waren, Geschöpfe, um die man nicht viel Aufhebens machte. Zwei Täubchen pro Gast waren das Maß, wenn auf dem Pfarrgutshof meines Großvaters in Schlesien Tauben serviert wurden. Ertragt die Wehrlosigkeit, das Ausgeliefertsein als Schwestern und Brüder Jesu, wenn es euch so trifft. Sie werden euch vor Tribunale, vor Volksgerichte zerren, und ihr werdet nichts dagegen tun können. Eure Vergehen werden sein, zu mir zu gehören, kündigt Jesus an.

In diesen Tagen, wo alle Welt nach Tibet blickt, bleibt weitgehend unausgesprochen, dass viele christliche Gemeinden in China zurzeit Schlimmes

durchmachen. Vor allem die Hausgemeinden, die sich nicht unter den Schutz des chinesischen Quasi-Staatskirchensystems stellen. Im menschenreichsten Land der Welt sind die Verhältnisse regional verschieden. Aber wir wissen sicher, dass derzeit so viele Gemeindeleiter verhaftet oder bedroht werden, wie schon lange nicht mehr. Denn natürlich werden sich einige aus den Reporterheerschaften bei Olympia auch für die Christen in China interessieren. Und dann sollen alle Unangepassten hinreichend eingeschüchtert sein. Was bleibt diesen Schwestern und Brüdern anderes übrig, als vor Gerichten oder Parteibeamten zu ihrem Glauben und zu ihrer Gemeinde zu stehen und abzuwarten, was geschehen wird? In China muss ein Christenmensch mit schlimmen Dingen rechnen, wenn die Partei ihn im Visier hat. Aber das Leben steht nur sehr selten auf dem Spiel. Das ist im Irak anders. Einige der ältesten Kirchen der Christenheit sind im Gefolge des US-Krieges zwischen die verfeindeten muslimischen Fronten geraten. Verleumdungen der unsinnigsten Art, Versuche der Zwangsbekehrung zum Islam unter Todesdrohungen; viele Todesopfer, noch viel mehr Flüchtlinge. Dass Deutschland sich bereit erklärt, einen Teil dieser Kirche auf der Flucht aufzunehmen, ist nur recht und billig, so wie auch Verfolgte anderen Glaubens hier Zuflucht gefunden haben und auch künftig Aufnahme finden müssen.

Tribunale, die von Gewaltherrschern inszeniert werden, haben ein klares machtpolitisches Ziel: einschüchtern, Nachahmer abschrecken, öffentliche Meinung schaffen. Jesus nennt den möglichen Angeklagten einen ganz anderen Grund, warum sie sich dieser Konfrontation stellen sollen: „Ihnen und den Heiden zum Zeugnis.“ Euer Glaubensbekenntnis, nur in die Ohren von Verhörern und sogenannten Richtern gesagt oder auch der Nachwelt überliefert, wird etwas bewirken, heute oder in 50 Jahren, vor allem in den Herzen und Köpfen der „Heiden“. Heiden, dieses Wort mit seiner unglückseligen Bedeutungsgeschichte! Dabei meint es doch nur den Menschen, der nicht mit dem Gott der Bibel rechnet. Ansonsten mag er eine Persönlichkeit sein, die die Bewunderung der Welt verdient, oder eine graue Maus wie unsereins oder eine Plage seiner Mitmenschen. Was ihr sagt, über euch und Jesus, es wird Wirkung zeigen! Diese Gewissheit steht hinter der „Drei-Selbst-Regel“, an der sich ein großer Teil der Christenheit in China orientiert. Nach dem Ende der Missionskirchen in China nach der Errichtung der Volksrepublik besagte diese Regel: Selbstausbreitung; Selbstleitung; Selbstfinanzierung. Alles beginnt mit der

Selbstausbreitung, in einem Land ohne Kirchenzeitung, Kirchentage und „Wort zum Sonntag“. Da sind die Worte und Taten derer, die zu ihrem Glauben stehen mussten, das wirksamste aller missionarischen Mittel, „ihnen“, den nichtchristlichen Landsleuten „zum Zeugnis.“ Die Sache funktioniert. Das rasante Wachstum ist bekanntlich das größte Problem der Kirchen Chinas.

Wenn die Situation da ist, habt keine Angst, dass euch die richtigen Worte fehlen werden. Menschen haben sogar schon beredt geschwiegen und damit alles gesagt. Oder sie sind herausgeplatzt mit Worten, die im Gedächtnis der Christenheit und der Welt haften. So wie Lothar Kreyssigs tollkühner Satz: „Ein Führerwort schafft kein Recht.“ Den hat sich Bruder Lothar bestimmt nicht vorher überlegt. Konnte er gar nicht!

Sorgt nicht, wie oder was ihr reden sollt. Denn nicht ihr seid es, die da reden. Eures Vaters Geist ist es, der durch euch redet.

Die Frage des Täufers

Und es begab sich, als Jesus diese Gebote an seine zwölf Jünger beendet hatte, dass er von dort weiterging, um in ihren Städten zu lehren und zu predigen. Als aber Johannes im Gefängnis von den Werken Christi hörte, sandte er seine Jünger und ließ ihn fragen: Bist du es, der da kommen soll, oder sollen wir auf einen andern warten? Jesus antwortete und sprach zu ihnen: Geht hin und sagt Johannes wieder, was ihr hört und seht: Blinde sehen und Lahme geben, Aussätzige werden rein und Taube hören, Tote stehen auf und Armen wird das Evangelium gepredigt; und selig ist, wer sich nicht an mir ärgert. (Matthäus 11, 2-6)

Was muss eigentlich passieren, damit sich Menschen wirklich für das Evangelium interessieren? Diese Frage kann niemanden loslassen, dem die Gemeinde am Herzen liegt. In unserer Zeit muss ich sicher nicht erläutern, warum. Sichtbarstes Zeichen unserer Anwesenheit in der Stadt sind die Kirchen. Wenn wir etwas im Überfluss haben, dann Kirchengebäude. Jedes Dorf, jeder Stadtteil hat eines oder mehrere. Nicht wenige sind in erbärmlichem Bauzustand. Sanierungsbedürftige Kirchen können zu Mühlsteinen am Hals von Gemeinden werden, wenn sie alle Kraft der Gemeinde und jeden Euro, der sich aufbringen lässt, verbrauchen. Aber ein Magnet für die Herzen sind die Kirchengebäude nicht. Sicher, fast alle wollen, dass die Kirchen im Bild von Dorf oder Stadtteil erhalten bleiben. Heimat ist etwas, daran hängen fast alle. Aber dass innen drin in dem Gebäude etwas zu finden wäre, das sich zu suchen und mitzunehmen lohnt, das steht auf einem ganz anderen Blatt. Nein, unsere Kirchen, ob baufällig oder instandgesetzt, wecken wohl nicht das Interesse am Evangelium.

So wie die Kirche ihre Kirchbauten hat, so hat sie auch ihre Pastorinnen und Pastoren. Nicht ganz so viele wie Kirchen, aber immerhin. Jedenfalls dürfte die Kirche deutlich mehr Pastorinnen und Pastoren haben als die Gewerkschaft Sekretärinnen und Sekretäre. Die müssten ja eigentlich gelernt haben, wie das Interesse der Menschen für die Sache der Kirche zu gewinnen ist. Niemals in ihrer ganzen Geschichte hat unsere evangelische Kirche mehr Menschen im Pastorenamt und anderen Verkündigungsdiensten beschäftigt als in der letzten Generation. Erst seit wenigen Jahren sind die Zahlen zwangsläufig rückläufig und werden es wohl bleiben. Manche kleinen Gemeinden teilen sich schon zu zehnt einen Pastor. Andere, so wie Ihr, haben derzeit keinen, von dem sie sagen können: „Unsere Pastorin, unser Pastor“. Und gerade von euch ist mir erzählt worden: „Die sind voller Selbstvertrauen und kommen gut mit der Situation zurecht.“ Es führt wohl nichts um die Feststellung herum: das kopfstärkste Pastorenkontingent unserer Kirchengeschichte war und ist außerstande, bei Außenstehenden wirkliches Interesse an der Botschaft Jesu zu wecken.

Was bleibt? Bleibt noch irgend etwas? Wie ist es Jesus selbst ergangen in dieser Sache? In der kurzen Geschichte vom Anfang ist die Frage nach Jesus zur wichtigsten Frage geworden, in der ein Mensch angesichts seines drohenden Todes noch Klarheit gewinnen muss: „Bist du es, der da kommen soll? Oder sollen wir auf einen anderen warten?“ Eine Willkürentscheidung hat Johannes den Täufer ins Gefängnis des Herodes gebracht. Der Gefangene weiß, wie unberechenbar der Herrscher mit Menschenleben umgeht. Umso dringender sucht er Frieden für seine geängstigte Seele. Hat er selber seinen Auftrag erfüllen können? Hat Gott wahr gemacht, was er versprochen hat? Haben seine Augen den Heiland gesehen? Kann er Gefängnis und Todesdrohung ertragen in der Gewissheit, dass nicht uns trennen kann von der Liebe Gottes? Weil Gottes Liebe Gestalt und Leben gewonnen hat in Jesus von Nazareth? Johannes stellt keine Fragen, die mit theologischem Sachverstand zu beantworten wären. Er stellt Fragen des Herzens. Mit solchen Fragen, solchen Hilferufen des Herzens klammern sich Menschen an Jesus. Auf jeder Seite der Evangelien finden sich solche Begegnungen. Jesus nennt Menschen in solchen Lebenssituationen zusammenfassend die Mühseligen und Beladenen – mühselig und beladen, unabhängig davon, ob sie in einer römischen Offiziersuniform, im feinen Zwirn eines Oberzöllners oder in den Lumpen der Leprakranken und blinden Bettler daherkommen. Das Interesse an Jesus

kommt zu seinen Lebzeiten aus einer eindeutigen Hauptrichtung. Es kommt von unten, wenn man die Gesellschaft nach arm und reich, ehrbar und anrühlich, mächtig und bedeutungslos einteilen will. Ausnahmen bestätigen diese Regel; aber der Trend ist nicht zu leugnen. Hirten statt Herren, anrühliche Frauen statt Palastdamen, Behinderte statt Erfolgsmenschen. Persönlichkeiten aus der religiösen und politischen Chefetage finden sich eher unter denen, die Jesus loswerden möchten – Jesus, eine Gefahr für Gott und für ihre Welt.

Wahrscheinlich überhören wir viel wirkliches Interesse am Evangelium, Interesse vom Gewicht der Johannes-Frage, weil wir in diese Richtung einfach nicht horchen. Uns allen, vom Bischof bis zum braven Christenmenschen, liegt einiges daran, dass uns die Klugen und Mächtigen gelten lassen, besser noch, ernstnehmen. Viel Geld und viel Arbeitskraft in unserer Kirche wirkt in diese Richtung. Ich will nicht dagegen zu Felde ziehen. Schließlich hat auch Jesus ein Urteil über die öffentlichen Dinge seiner Zeit: er anerkennt den Cäsar und zieht ihm seine Grenze; er macht weder den höchsten Priester lächerlich noch den Statthalter Pilatus. Aber das andere Ohr der Gemeinde muss frei bleiben. Und da wir nicht zu den Tieren gehören, die mit zwei beweglichen Ohren gleichzeitig in zwei verschiedene Richtungen hören können, müssen wir sogar den Kopf drehen. Hören und sehen gehen bei uns zwangsläufig in eins. Aus Gehörtem werden schließlich Bilder, unzählige Male in einem Menschenleben. Aus dem, was der isolierte Gefangene Johannes von Jesus hört, werden die Bilder, die schließlich die abschließende Frage seines Lebens reifen lassen, „als Johannes im Gefängnis von den Werken Christi hörte.“

Die zweite so ungeheuer einfache Beobachtung: selbst bei Jesus sind es nicht die Worte für sich allein, sondern die gewaltigen Veränderungen, die sie im Leben von Menschen bewirken, eben diese Werke Christi, die von Mund zu Mund gehen, die seine Worte einschließen, aber niemals ohne die Zeugnisse von konkreten Heilungstaten, Rettungen, Siegen über Dämonen und Naturgewalten. In Jesu Nähe ist die alte Welt aus den Fugen geraten, zum Heil der Mühseligen und Beladenen. Eine Gemeinde, in deren Lebenskreis nichts, aber auch gar nichts mehr geschieht von den Werken Christi, sie mag immer noch aller Ehren wert sein. Sie mag Heimat bieten und Geborgenheit. Aber kein Johannes oder auch nur ein ganz gewöhnlicher verzweifelter Mensch wird auf die Idee kommen, dort den rettenden, den anerkennenden Gott oder einen Neuanfang zu suchen.

Ich bin heute nur ein Gast in eurer Gemeinde. Ich weiß nicht, wie viel von den Werken Christi in dieser Gemeinde lebt, jenseits evangelischer Ordnung und Routine. Aber wir können den Test versuchen. Denn Jesus gibt den Gesandten des Johannes ja eine Antwort. Er sagt nicht Ja oder Nein und legt trotzdem, wie wir sagen, seine Karten auf den Tisch: „Sagt Johannes wieder, was ihr hört und seht.“ Es folgt eine Aufzählung atemberaubender Dinge. Und doch sind es ziemlich genau dieselben, die Jesus später seinen Jüngern selbst zu tun aufträgt. Jedem dieser Stichworte entsprechen eine Reihe weltbekannter und viele unbekannte Nachahmungstaten in der Geschichte der Kirchen. Checkliste nennen wir so etwas heutzutage. Checklisten sollen, jenseits von Gerede, zu konkreten Resultaten führen. Jesu Checkliste zur Meinungsbildung, zur Glaubens-Meinungsbildung der Johannes-Jünger: Blinde sehen und Lahme gehen. Jesus befreit die Abgeschriebenen, die am vollen Leben Gehinderten aus der bitteren Isolation der Almosenempfänger.

Ich sehe die bewegenden Bilder vor mir, die immer wieder auch einmal im Fernsehen mitzuerleben sind, wie die Werke der ärztlichen Mission viele, viele Armutsblinde aus ihrer Nacht befreien. Ich sehe die Kinder, denen Landminen einen Fuß abgerissen haben, mit Begeisterung und einfachen Prothesen Fußball spielen. Leprakranke werden rein. Das Entscheidende war ja nicht nur die medizinische Heilung, sondern dass die Gesellschaft die Menschen wieder aufnahm. Und ich verfolge seit Jahren, wie die Kirchen in den von Aids gezeichneten Ländern, ungleich schlimmer gezeichnet, als es die Lepra je vermochte, wie diese Kirchen es nach und nach gelernt haben zu predigen und zu praktizieren, dass Aidskranke rein sind vor Gott und dass sie deshalb auch für die Gemeinde Jesu nicht unrein sein können. Tote stehen auf, und Armen wird die frohe Botschaft gepredigt. Ach, ich weiß von so vielen Menschen, die sagen, dass sie tot waren. An was kann ein Mensch nicht alles den seelischen Tod sterben! Und schlimmer als der Hungertod ist der Hunger selbst – und den eigenen Kindern nicht geben zu können, was sie unbedingt brauchen. Sie alle, in der Nachbarschaft und in der Ferne, bilden das Heer der Armen. Sie alle sehen und hören von Jesus: Gott steht hinter uns und neben uns. Nicht um uns einzulullen, sondern um uns aufzurichten, um mit uns in die Zukunft zu gehen. Johannes, Bruder Johannes im Todes-trakt, finde daraus die Antwort, die dich hält! Statt den Kopf zu schütteln und in deiner Seelennot zu verharren.

Was ergibt die Checkliste, wenn ihr das Leben eurer Gemeinde auf die Wiedererkennbarkeit der Werke Christi befragt? Wenig? Allzu wenig? Am Neubeginn steht unser Gebet: „Ich glaube, Herr, hilf meinem Unglauben“. Und wahrscheinlich findet sich gerade in dieser Jahreszeit dann rasch das erste Lehrstück, an dem wir uns in den Werken Christi üben können – damit die Neugier auf Jesus bei anderen von neuem erwacht.

Die kanaanäische Frau

Und Jesus ging weg von dort und zog sich zurück in die Gegend von Tyrus und Sidon. Und siehe, eine kanaanäische Frau kam aus diesem Gebiet und schrie: Ach Herr, du Sohn Davids, erbarme dich meiner! Meine Tochter wird von einem bösen Geist übel geplagt. Und er antwortete ihr kein Wort. Da traten seine Jünger zu ihm, baten ihn und sprachen: Lass sie doch gehen, denn sie schreit uns nach. Er antwortete aber und sprach: Ich bin nur gesandt zu den verlorenen Schafen des Hauses Israel. Sie aber kam und fiel vor ihm nieder und sprach: Herr, hilf mir! Aber er antwortete und sprach: Es ist nicht recht, dass man den Kindern ihr Brot nehme und werfe es vor die Hunde. Sie sprach: Ja, Herr; aber doch fressen die Hunde von den Brosamen, die vom Tisch ihrer Herren fallen. Da antwortete Jesus und sprach zu ihr: Frau, dein Glaube ist groß. Dir geschehe, wie du willst! Und ihre Tochter wurde gesund zu derselben Stunde.

(Matthäus 15, 21-28)

Was war verletzend – das Verhalten Jesu oder die Tat unseres kop-tischen Glaubensbruders Nakoula Basseley Nakoula, derzeit in den USA in U-Haft? Nach allem, was die Welt weiß, produzierte er einen Film, der den Propheten der Muslime in den Dreck ziehen und seine Anhänger in die Raserei treiben sollte. Ein mehr als peinlicher Glaubensbruder! Aber wie sagte mein früherer Superintendent, wenn´s unter unseren Leuten mal ganz dicke kam: „Das ist der Unterschied: Freunde sucht man sich aus. Brüder hat man.“

Aber ist es am Ende nicht verletzend, wie Jesus von Nazareth sich verhält in der Begegnung, die das Sonntagsevangelium beschreibt? Verletzen-

der, nicht blindwütiger wie dieser Fanatiker. Jesu Begegnung – zunächst ist es eher ein Zusammenstoß – mit der Frau aus der Glaubensgemeinschaft der Kanaanäer hätte natürlich keine Welle des Todes hinter sich hergezogen, so wie es der Film-Fanatiker und mögliche Hintermänner wollten. Aber wäre es bei dem geblieben, was Jesu Worte anzurichten im Begriff waren, dann wäre ein Mensch nicht durch ein anonymes Medium gekränkt, sondern von Angesicht zu Angesicht in seiner Würde zerrissen zurückgelassen worden.

Nein, solange wir uns an die Regeln und Gesetzmäßigkeiten halten, die im Miteinander des wirklichen Lebens gelten, ist das, was diese Frau erleben muss, wohl bitterer. Sie wird Mut gebraucht haben, den jüdischen Rabbi Jesus von Nazareth um Hilfe zu bitten. Der Graben zwischen Kanaanäern und Juden war tief. Tiefer als der zwischen Christen, Muslimen und Juden heute. Denn Kanaanäer halten fest an der vorisraelitischen Götterwelt Palästinas, ohne dass wir Genaueres wüssten. Sie sind „Heiden“, nicht abtrünnige Verwandte wie zum Beispiel die Samaritaner. Heiden, mit einer frommen Feindseligkeit zur Kenntnis genommen, wie sie mir fremd geworden ist. Einfach, weil die meisten netten und eindrucksvollen Menschen, die ich kennenlerne, meinen Glauben nicht teilen. Soviel „Feinde“ könnte ich mir seelisch gar nicht leisten, wie mich Nichtchristen umgeben, gelassene und auch militante. Die Anrede, die die hilfeschuchende Kanaanäerin wählt, stammt nicht aus dem Knigge. „Herr“ heißt nicht etwas altertümlich: „Mein Herr“. In Israels Glaubenssprache ist das Wort ganz nah beim unaussprechlichen Gottesnamen. Ich übersetze es mal mit „Du Gottähnlicher“. Mehr geht kaum. Und das aus dem Mund einer, die draußen steht!

Lassen wir das Mutmaßen über Motive. Ein Motiv ist sonnenklar: die Liebe der Mutter zur nervenkranken Tochter. Die Antwort: Schweigen. Wir wissen, dass man Menschen totsichweigen kann, seelisch – und dann sogar körperlich. Und was die Jünger dann machen, nennen wir heutzutage Mobbing. Schick sie weg, denn sie schreit uns hinterher, uns, der ganzen Jesus-Gruppe. Auf das Schweigen folgt eine grausam-korrekte Erklärung: „Ich bin nur gesandt zu den verlorenen Schafen des Hauses Israel.“ Prüfe deine Zuständigkeit und verneine sie. Eigentlich ein ironisch gefärbter Satz. Aber er leuchtet uns im Zeitalter des religiösen *do it yourself* irgendwie ein. Jeder hat mit sich erst mal genug zu tun. Und ein Schelm, wer Aktuelles zitiert: Wer keinen Kirchenbeitrag zahlt, darf bei uns auch keine Glaubenswunder erwarten.

Jesus, reingefallen auf das Mobbing seiner Leute. Die Initiative der Liebe scheint er verloren zu haben. „Du Gottähnlicher, hilf mir!“ Die heidnische Mutter auf den Knien provoziert ihn. „Es ist nicht in Ordnung, dass man den Kindern das Brot wegnimmt und wirft es vor die Hunde.“ Hunde sind in der rabbinischen Auslegung nun mal Objekte frommen Ekels, ganz im Gegensatz zu dem Trallala, das wir hier um Hunde machen. Was eine fühlt, die den Hunden gleichgesetzt wird, versteht man leichter, wenn man sich die Anrede „Drecksau“ auf der Zunge zergehen lässt: gewollte Geringschätzung und Verachtung, ob das dem armen Tier nun gerecht wird oder nicht.

Jesus hat sein Pulver verschossen. Er kann die Begegnung im Sinne der Bergpredigt nicht mehr retten. Das kann nur diese Mutter. Und sie tut es: „Du hast recht, du Gottähnlicher, und doch fressen die Hunde von den Abfällen, die vom Tisch ihrer Herren fallen.“ Das ist wohl mehr, als auch Jesus in dieser Situation für möglich halten konnte. Die Frau lässt dem Volk Gottes, dem Volk der Bibel seine grausamen Regeln, seine Dogmatik, seine Sicht von drinnen und draußen, von Dazugehören und Außenseitern. Aber ihr Herz vertraut auf eine Gnadenordnung des Lebens, eine Gnadenordnung Gottes, die noch größer ist – groß genug, um ihre Not zu heilen. Soll ich sagen, sie erst macht Jesus in diesem Moment zum Heiland? Zum Träger einer Friedensbotschaft, die wirklich allen Menschen geschenkt ist? „Frau, dein Glaube ist groß. Dir geschehe, wie du willst!“ Die Bekehrung Jesu, seine Befreiung zum Verkünder des entgrenzten Gottesreiches, sein stummes Staunen darüber, was diese Frau ihm offenbart: das macht diese Geschichte, zusammen mit einigen vergleichbaren Begegnungen, auch für uns zu einem Schlüssel-erlebnis des Glaubens.

Wir leben in derselben Gefahr, der Jesus um ein Haar erlegen wäre, die überaus wichtigen Gesetze der Glaubensgemeinschaft zu wenden gegen die, die nicht dazu gehören. „Du nicht! Ihr nicht!“ Wenn es um Lebensrecht und Menschenwürde geht, dann sind das unerträgliche Urteile. Darum steht diese im Sinn der Glaubenslehre ungläubige Frau am Anfang von Allem. Hätte ihre Liebe zu ihrem Kind nicht die Engstelle im Herzen Jesu überwunden, dann wären seine Worte „Verkündet die Gute Nachricht allen Menschen“ eine Farce. So sind sie ein Auftrag.

Diese Predigt wurde um einige Sätze gekürzt, die sich auf den eingangs erwähnten Film beziehen und heute unverständlich sind.



Mein Gott, warum hast Du mich verlassen
Markus 15, 34

„König der Juden“

Und oben über seinen Kopf befestigten sie ein Schild mit dem Grund seines Todesurteils: Das hier ist Jesus, der König der Juden.

(Matthäus 27, 37)

Dieses Frühjahr ist die Zeit der 60 Jahre alten Bilder. Nur noch für eine Minderheit von uns heutigen Deutschen eingebrannt in die persönliche Erinnerung. Aber der große Abstand macht es den Jungen wiederum leichter, unbefangen zu fragen, wie es denn gewesen ist – und wie es dazu kommen konnte. Zu den Bildern jener Katastrophenmonate, als der Raub- und Mordkrieg an seinen Ausgangsort zurückkehrte, gehört auch dieses: an den Straßenlaternen der Berliner Innenstadt hängen die Leichen junger deutscher Soldaten – aufgehängt von Mordkommandos, die mit nackter Willkür wüten. Ein berühmt gewordenes Foto zeigt eines der Opfer mit einem Pappschild um den Hals, darauf geschmiert: „Ich habe mit den Bolschewisten paktiert.“ Umgebracht auf offener Straße; aufgeknüpft, gleich gruppenweise und, damit die Abschreckung auch funktioniert, das Schild um den Hals. Der junge Mann in deutscher Uniform hat in den letzten Stunden des Krieges ebenso wenig mit dem Feind paktiert, wie Jesus von Nazareth den Kaiser in Rom von seinem Thron stoßen wollte. Aber um sie, die da umgebracht werden, geht es gar nicht. Es geht um die, die zu Augenzeugen werden, in der Trümmerwüste von Berlin-Mitte wie auf dem Hinrichtungsplatz vor den Toren Jerusalems: so endet einer, der so redet und handelt. Also sieh dich vor. Und es funktioniert. Die Passanten halten sich den Folttertod Jesu vom Leibe, indem sie das Opfer höhnen und verspotten: Zeig, was du kannst! Für Gottes Sohn ist es doch ein Klacks, von einem Kreuz los zu kommen. Das Volk und seine

frommen Wortführer verhalten sich diesbezüglich genau gleich. Nur, dass die Gesetzeslehrer und Ratsherren zusätzlich ein Gottesurteil vorschlagen: „Er hat Gott vertraut; der erlöse ihn nun, wenn er Gefallen an ihm hat.“ Das denunzierende Schild über Jesu Kopf hat mich schon als Kind beschäftigt. INRI steht da in lateinischer Abkürzung auf den meisten Kreuzfixen. INRI für *Jesus Nazarenius Rex Judaeorum*, Jesus von Nazareth, König der Juden. Meist deuten die Maler oder Holzschnitzer an, dass es sich um ein Schild aus so etwas wie Papier handelt. Die Buchstaben sind säuberlich gesetzt, in Schönschrift, nicht selten in Goldbuchstaben ausgeführt – natürlich in bester frommer Absicht. Ich denke, wer sich dem Karfreitag Jesu annähern will, sollte eher an das Schild um den Hals der deutschen Soldaten vor 60 Jahren denken. So wie in Berlin auch in Jerusalem hingeschmiert von einem Mitglied des Exekutionskommandos, weil es so befohlen war bei dem Delinquenten in der Mitte. Bei den anderen beiden, Kriminellen, war kein Kommentar nötig. Das hingeschmierte Schild zur Abschreckung all derer, die sich vielleicht beim Einzug dieses Menschen in Jerusalem die Lunge aus dem Hals gebrüllt hatten vor Begeisterung. Damit die Affäre Jesus von Nazareth auch wirklich ein für allemal zu Ende ist.

Jesu Kreuzestod als abschreckendes Beispiel für alle, die sich nach diesem Gott sehnen, von dem Jesus spricht, in dessen Namen er Liebe und Brot ausgeteilt hat. Aus seiner Verhörakte vor dem Gouverneur wird zitiert, was so sicher zum Todesurteil führt wie im April 1945 die Behauptung, einer habe nicht mehr auf die Russen schießen wollen. Pilatus als Behörde entscheidet auf *crimen maiestatis*, auf Beleidigung und Herausforderung des Cäsar. Pilatus als Mensch hatte dabei ein ganz schlechtes Gefühl. Er wäscht, wie wir wissen, seine Hände in aller Öffentlichkeit in Unschuld. Aber Rom ist ein Rechtsstaat. Wenn ein Todesurteil in Judäa um des inneren Friedens willen sein muss, dann mit einer ausreichenden formalen Begründung! Aber hat er es wirklich so gesagt? Das ist die einzige Frage, die der Evangelist Matthäus aus dem Verhör Jesu wörtlich wiedergibt: „Bist du der König der Juden?“ Antwort: „Du sagst es.“ Kein Wort mehr. Auf keine der weiteren Fragen. Und Pilatus versucht wirklich, diesen Jesus zum Reden zu bringen, im Guten. So steht nur das Wort vom „König der Juden“ im Protokoll.

Pilatus weiß ganz offensichtlich, wie es nicht gemeint ist, nämlich als machtpolitische Kampfansage. Aber wenn er den Dingen seinen Lauf lässt, muss er sich für diese Urteilsbegründung entscheiden: „König der Juden.“

Seine Anordnung wider besseres Wissen wird so Bestandteil unserer Kruzifixe. Jesus von Nazareth, König der Juden? Der Evangelist Matthäus zeigt Jesus nicht anders als jede gequälte menschliche Kreatur, die im Namen eines Gesetzes ums Leben gebracht wird. Ein verzweifelter Satz und ein wortloser Schrei, mehr nicht aus sechs Stunden Todeskampf. „Mein Gott, mein Gott, warum hast du mich verlassen?“ Größere Fassungslosigkeit, tiefere Verzweiflung ist kaum in Worte zu fassen für einen, der die Worte des Vaterunsers formulieren konnte. Da wird das „König der Juden“-Schild wirklich zum Hohn. Und der wortlose Todesschrei des letzten Augenblicks ist ohne Antwort. Selbst die beiden anderen Sterbenden spielen bei Matthäus neben der bloßen Erwähnung keine Rolle. Jeder stirbt für sich allein, in des Satzes furchtbarster Bedeutung.

Anders etwa als die Todesopfer der studentischen Widerstandsgruppe „Weiße Rose“. Der Film „Sophie Scholl – Die letzten Tage“ setzt diese wenigen Augenblicke ins Bild, wie drei junge Menschen es schaffen, einander zu umarmen und sich Kraft zu geben für den letzten Schritt auf einem Weg, den sie so und nicht anders gehen mussten. Der „König der Juden“ stirbt keinen Tod der Erfüllung, sondern der Verzweiflung. Er ist ein König ohne Volk. Und was war das für ein Volk, das ihn im Herzen trug: Leprakranke, Blinde, Geisteskranke, Frauen mit schlechtem Ruf, Bettler, unmündige Kinder, Arme, Betrüger – Gesindel eben, das vom heiligen Gott und seinem Gesetz keine Ahnung hat. Solchen Leuten ist leicht weiszumachen, dass der gerechte und helfende König, der den Gottesbund wieder in Kraft setzt und Israels Wunden heilt, auf einem Esel in Jerusalem einzieht. Und hat sich Jesus nicht ausdrücklich zu dieser Art Volk bekannt? Das hat er nun davon! Er stirbt als König ohne Volk. Aus dem engsten Jüngerkreis ist nach Matthäus niemand Zeuge der letzten Stunden Jesu.

Die Kirche des Auferstandenen, ja eigentlich schon der Evangelist Johannes in seinem ganz anders erlebten Karfreitagsbericht hat das Abschreckungsschild über dem Kopf Jesu zum Siegeszeichen umgedeutet. Missverstanden und missbraucht, führt das bis hin zu den schrecklichen Irrtümern der Kirchengeschichte, nämlich dass die Kirche im Namen dieses Königs zur Weltherrschaft und zur Herrschaft über die Gewissen berufen sei. Das hat Ungezählte ihrerseits zu Opfern von Scheiterhaufen und Galgen gemacht. Ich weiß nicht, ob Gottes Barmherzigkeit groß genug ist, den Kirchen diesen Missbrauch des Schildes am Kreuz jemals zu vergeben. Mein Glaube wird durch dieses Wissen immer wieder erschüttert.

Der Karfreitag des Jesus von Nazareth, das ist der schreckliche Widerspruch zwischen dem Abschreckungsschild über seinem Kopf und dem Anklageschrei „Mein Gott, mein Gott, warum hast du mich verlassen?“ Ein Leben ohne Gott hat für ihn seinen Sinn verloren. Und doch ist das die Bilanz der letzten Stunde: Gott hat mich verlassen. Ich fürchte mich vor solch einer Wahrheit. Es gibt viele Menschen, denen sie erspart bleibt. Sie können sterben in der Gewissheit, dass ihr Leben erfüllt war und ihr Tod darum leicht. Ihnen ist es gegeben, in Frieden zu sterben. Aber kann ich wissen, in welchem Leid und in welchem Aufruhr der Seele mein Leben zu Ende geht?

Wenn am Ende alles ins Wanken gerät, dann geht es mir so wie Jesus. Wahrscheinlich steht auf dem Schild, das mein Leben verspottet, etwas sehr anderes. Aber es verkündet Scheitern – so wie bei Jesus. Das meint Paulus sicher auch, wenn er von dem Eins-Werden mit dem Tod Jesu spricht. So endet der Karfreitag vor den Toren Jerusalems mit der furchtbaren Tatsache, dass dieser Jesus alles erlitten hat, was ein Menschenleben erdrücken kann. Aber ohne von Ostern etwas zu ahnen, sagt der Hauptmann des Hinrichtungskommandos: „Wirklich, der hier ist Gottes Sohn gewesen.“

Geht hin in alle Welt

Aber die elf Jünger gingen nach Galiläa auf den Berg, wohin Jesus sie beschieden hatte. Und als sie ihn sahen, fielen sie vor ihm nieder; einige aber zweifelten. Und Jesus trat herzu und sprach zu ihnen: Mir ist gegeben alle Gewalt im Himmel und auf Erden. Darum gebet hin und machet zu Jüngern alle Völker: Taufet sie auf den Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes und lehret sie halten alles, was ich euch befohlen habe. Und siehe, ich bin bei euch alle Tage bis an der Welt Ende. (Matthäus 28, 16-20)

Diese Worte sind uns vertraut – und sie haben es in sich. Vertraut aus den Taufgottesdiensten. Früher gehörte „Matthäi am letzten“, der Missions- und Taufbefehl Jesu am Schluss des Evangeliums auch zum eisernen Bestand von Bibelstellen, den Konfirmanden auswendig können mussten. In sich haben es diese Worte, weil sie den Lebensweg ungezählter Menschen in allen Generationen der Kirche bestimmt haben. Das Bild einer seit der Antike immer größer werdenden Welt, in der so viele Menschen die Botschaft Jesu nicht kennen beziehungsweise sie links liegen lassen: immer wieder haben Christinnen und Christen das als Herausforderung und persönliche Berufung empfunden. Sie gingen „in die Mission“ – mit überwältigender Mehrheit in ferne Weltgegenden. Immer wieder entdeckten missionarische Erneuerungsbewegungen, aber auch die Heimatregion ihrer Kirchen als Missionsfeld, weil der Glaube zur bloßen Karikatur oder toten Tradition verkommen schien.

Junge Kirchen in Asien und Afrika rechnen die allzu menschliche Mission heute zu ihrer Geschichte. Historische Missionarsgräber sind selten ungepflegt – obwohl die Ankunft der Missionare oft mit der Ankunft der

Kolonialfahne ihres Heimatlandes einherging; obwohl die Missionare die historischen Spaltungen der Kirche in Europa konkurrierend in die koloniale Welt exportierten; obwohl die Missionare Europäer oder Nordamerikaner blieben, mit ihren kulturellen und sozialen Wertmaßstäben.

Auch heute ist kein Mangel an Menschen, die den Missionsbefehl als Ruf zum persönlichen Aufbruch hören. Über manche muss ich den Kopf schütteln – zum Beispiel wenn US-Amerikaner in Massen als Missionare in den Irak oder nach Russland drängen: Länder, in denen uralte Kirchen zu Hause sind. Die brauchen heute keine besserwissende Konkurrenz, sondern bescheidene ökumenische Partnerschaft. Aber ich kenne auch viele Menschen, die heute ihre Kenntnisse in technischen, medizinischen, sozialen Berufen den Kirchen in den Armutsregionen der Welt zur Verfügung stellen; die diesen Kirchen dadurch helfen, der Botschaft Jesu von der Liebe und Gerechtigkeit Gottes noch mehr Glaubwürdigkeit zu verleihen. In seltener werdenden Einzelfällen sind auch Theologinnen und Theologen gefragt, meist in Ausbildung und Beratung. Denn die Verkündigung von Mensch zu Mensch bleibt besser Sache derer, die selber Teil der Gemeinschaft sind, zu der sie sprechen.

Aber wer wollte bestreiten, dass unsere vordringlichsten Aufgaben vor der eigenen Haustür liegen. Im Drei-Kilometer-Umkreis um diesen Altar und diese Kanzel leben Tausende von Menschen, die es im Leben schwer genug haben, und nicht wenige immer schwerer. Und wir trauen uns nicht zu oder wir wissen wenigstens nicht, *wie* wir ihnen die Lebenshilfe unseres Gottes nahebringen können. Ich denke, wir haben Anlass, uns ganz konkret zu fragen, worin die einladenden Aktivitäten dieser Gemeinde in der unmittelbaren Nachbarschaft bestehen. Denn Mission ist zuerst einmal erkennbar von Liebe getragene Einladung. Die Hoffnungsgemeinde im Norden der Stadt hat sich zum Beispiel auf die vielerorts bekannte Aktion „neu anfangen“ eingelassen. Ungeheuer viel Arbeit für viele, aber es scheint sich zu lohnen.

Nun, nehmen wir die Elf auf dem Berg in Galiläa mal als ältestes Bild einer Kirche, die in die Mission geschickt wird. Was lässt sich an ihr ablesen? Zunächst ganz simpel: sie sind da, sie sind nur da als Gemeinschaft, weil Jesus sie wieder zusammengeholt hat. In der Nacht von Gethsemane hatten sie sich ja in alle Winde zerstreut. Der Auferstandene bringt sie wieder zusammen, niemand sonst. Verlassen wir uns nicht darauf,

dass Jesus lebt und uns verbindet, dann können wir uns alle Aktionsprogramme sparen.

Im Kreis derer, die da gemeinsam angesprochen werden, sind einige, die zweifeln – an der Sache, an Jesus. Einige sind bei nur Elf eine ganze Menge. Aber sie werden nicht beschimpft oder gar ausgeschlossen. Der Zweifel ist der Zwilling des Glaubens und hat seinen Platz innerhalb der Gemeinde – nicht außerhalb. Die Zweifler von heute mögen die überzeugenden Sprecher von morgen sein – und umgekehrt. Und wenn sie ihr Leben lang als Zweifelnde in der Kirche lebten, leisten sie ihr doch einen guten Dienst; denn sie sind eine ständige Warnung vor allzu flotten Reden, die die Menschen, um die ja schließlich Gott selber wirbt, nicht wirklich ernst nehmen.

„Mir ist gegeben alle Gewalt im Himmel und auf Erden!“ Schrecklich oft ist der Sinn dieses Satzes von geistlichen und weltlichen Machthabern der Kirchengeschichte auf den Kopf gestellt worden. Und Menschen wie du und ich sind ihnen dabei gefolgt. Als hätte Jesus nicht unmissverständlich klar gemacht, dass sein Reich nicht von dieser Welt ist und mit politischer Macht nichts zu tun hat. Für die Geltungsbereiche Himmel und Erde beansprucht Jesus nicht die Verfügungsgewalt über Armeen und Börsen. Die Gewaltfrage stellt sich anders. Die alte Frage der Theologen Israels: Hat dieser das Recht, Sünden zu vergeben? Ja, er hat! Hat er das Recht, die Barmherzigkeit über das fromme Gesetz zu stellen? Ja, er hat! Hat er das Recht, eine Wahrheit wie die vom Barmherzigen Samariter oder die vom Verlorenen Sohn zu erzählen? Ja, er hat! Durfte er die Feindesliebe zum Lernziel des Glaubens proklamieren? Ja, er durfte! Hatte er Recht, sich als Werkzeug der Liebe Gottes, als Erfüllungsgehilfen seiner Verheißungen zu begreifen? Ja, damit hatte er Recht. Seit seiner Auferstehung ist und bleibt die alles durchdringende Macht der Liebe Gottes, der Liebe Gottes zum Leben in der Welt – und niemand kann sie trennen vom Namen dessen, der dafür alles gegeben hat.

„Geht hin in alle Welt und macht zu Jüngern alle Völker.“ Auch dieser Auftrag richtet keinen Machtanspruch auf. Im Gegenteil, er spricht den Völkern des Erdkreises zu, was ihnen bisher vorenthalten schien. Nicht mehr ein einzelnes auserwähltes Volk darf sich der Liebe Gottes freuen. Alle Völker bilden seit Ostern das eine Volk Gottes. Und natürlich bedeutet „alle Völker“ nicht einen totalitären Bekehrungsanspruch: 100 Prozent Christen-

tum – erst dann ist Gott zufrieden. Schon während der langen Jahrhunderte, in denen nur der Bund vom Sinai galt, waren niemals alle Israeliten ihrem Gott ergeben. Im Gegenteil: nicht selten war es nur eine Handvoll. „Alle Völker“, das meint: Jesu Botschaft erreicht Menschen in aller Welt – und das tut sie.

So kann auch die Taufe auf den Namen des Vaters, des Sohnes und des Heiligen Geistes keine Zwangsmaßnahme sein. Die Zwangstaufen der Kirchengeschichte klagen an. Gleiches gilt für Bekehrungspredigten, die der Seele Gewalt antun, statt liebevoll einzuladen. Taufen, das heißt, einem Menschen ein unvergessliches Zeichen geben, dass ihn oder sie nichts mehr trennen kann von der Liebe Gottes. Deshalb stehe ich persönlich der Tradition der Mündigentaufe nahe.

„Lehrt sie alles halten, was ich euch befohlen habe.“ Gemeint sind nicht die gesammelten Beschlüsse der christlichen Dogmengeschichte. Gemeint ist das „einfache Evangelium“, wie es ein verstorbener Freund in seinen Büchern nannte: die Leitlinien der Bergpredigt, das Gebot der Gottes- und Nächstenliebe, Jesu knappe Feststellungen zum Geld und zur Waffengewalt: das reicht fürs erste. Menschen, die diese Orientierungen einige Jahre oder Jahrzehnte auf sich wirken lassen, die gegebenenfalls immer neu damit anfangen, können sich das Kleingedruckte christlicher Lehre gewiss ersparen.

„Und siehe, ich bin bei euch alle Tage bis an der Welt Ende.“ Diese Zusage umschließt alle Tage unseres Lebens und das Leben derer, die nach uns kommen in Familie und Gemeinde. Seit dieser Zusage gibt es keine gottlosen Zustände und Zeiten mehr. Daran können wir uns halten, wie Ungezählte vor uns und mit uns in dieser Zeit.

Mission

Aber die elf Jünger gingen nach Galiläa auf den Berg, wohin Jesus sie beschieden hatte. Und als sie ihn sahen, fielen sie vor ihm nieder; einige aber zweifelten. Und Jesus trat herzu und sprach zu ihnen: Mir ist gegeben alle Gewalt im Himmel und auf Erden. Darum gebet hin und machet zu Jüngern alle Völker: Taufet sie auf den Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes und lehret sie halten alles, was ich euch befohlen habe. Und siehe, ich bin bei euch alle Tage bis an der Welt Ende.

(Matthäus 28, 16-20)

Die Himmelfahrtsgeschichte des Evangelisten Matthäus: es gibt nichts zu sehen, keine Wolke, die Jesus aufnimmt, keine Engel. Dafür ein Wort, das wie wenige andere Jesusworte dem Leben vieler Menschen eine bestimmte Richtung gegeben hat: „Geht hin und macht zu Jüngern alle Völker. Tauft sie... Lehrt sie alles zu halten, was ich euch befohlen habe!“ Der Missionsbefehl, der Taufbefehl. In früheren bibelgeschulten Generationen musste der Prediger nur das altertümliche Stichwort „Matthäi am Letzten“ fallen lassen – und die ganze Gemeinde wusste, was gemeint war. Der Missionsbefehl, der Taufbefehl. Wenn ich die beiden Begriffe abwäge, ist deutlich, welcher stärker in das Leben unserer Kirche, ja sogar in das politische Leben hinein gewirkt hat. Selbst wenn wir nicht weiter als nur 200 Jahre zurückblicken, war der geographisch gedeutete Missionsbefehl einer der kraftvollsten Impulse, die auf unsere Gemeinden nach der Reformation des 16. Jahrhundert eingewirkt hat.

Heidenmission, das war eine ganz große Sache. Die mittlerweile ehrwürdige Geschichte unserer großen Missionsgesellschaften begann ziemlich ungestüm, leidenschaftlich, als kaum unter Kontrolle zu haltende Bürgerinitiative

christlicher Gruppen. Bischöfe und Landesherren waren keineswegs immer begeistert. Die Welt war um 1800 voller Heiden. Der Weg zu ihnen war weit, an Bord von Segelschiffen, anschließend auf Ochsenkarren und zu Fuß. Die erweckten Christinnen und Christen im Missionsdienst, in der sogenannten Pioniermission, waren überzeugt, dass es galt, Seelen zu retten. Das war, wenn es Gottes Wille war, den Preis des eigenen Lebens wert.

Zum Missionsbefehl „Matthäi am Letzten“ gehörten wie selbstverständlich auch noch in meinem Konfirmandenunterricht vor 55 Jahren die frommen Heldengeschichten der berühmten Pioniermissionare, auch solche, in denen sage und schreibe Menschenfresser vorkamen. Da lief es uns heiß und kalt den Rücken herunter. Sollte es auch! Unser Missionsopfer wurde dann in die berühmte Nickneger-Box geworfen, die mit dem schwarzen Jungen, dessen Kopf bei jedem Einwurf dankbar nickt. Was an dieser Begegnung „deutscher Kindergottesdienstjunge – afrikanischer Nickneger“ schief war, mächtig schief, habe ich erst deutlich später verstanden. Auch das Zwielficht, in das die Mission überall dort geriet, wo sie sich unter den Schutz oder gar in die Interessengemeinschaft der Kolonialregime begab, war uns heißblütigen kleinen Missionsfreunden noch unsichtbar. Noch viel länger hat es bei mir gedauert, ein wenig zu erkennen, wie unglücklich sich viele Importe kirchlicher Gebräuche, Regeln und Dogmen, die allesamt mit dem Kern der Botschaft Jesu nichts zu tun haben, auf die durch Mission entstandenen Gemeinden im Süden der Welt ausgewirkt haben. Tiefschwarze afrikanische Pastoren in schwarzen deutschen Talaren oder ein ächzendes Harmonium unter einem Affenbrotbaum sind da noch wirklich harmlose Beispiele. Missionsbefehl ausgeführt – auf menschliche, allzu menschliche Weise? Wären die Missionarinnen und Missionare des 18. bis 20. Jahrhunderts besser zu Hause geblieben? Fragen wir die, denen ein Urteil zusteht, die Christinnen und Christen der Kirchen, deren Ursprung auf missionarische Aktivitäten aus unserem Teil der Welt zurückgeht.

Ich habe es erlebt in verschiedenen Ländern. Man wird als Besucher bei sich bietender Gelegenheit an Missionarsgräber geführt. Sie sind wohl erhalten und liebevoll gepflegt, auch wenn keine Besucher aus Deutschland ins Haus stehen. Schwarze oder braune Bischöfe oder Synodalälteste betonen, dass hier auch für sie ein ganz wichtiger Ort sei. „Diese Toten sind Teil unserer Geschichte. Wir sind Christen. Wir wollen unserem Land und seinen Armen den Liebesdienst Jesu erweisen. Und deshalb sind wir auch dankbar

für die Anfänge.“ Wenn sie wollten, könnten sie Nächte lang Geschichten erzählen, bei denen die alten weißen Missionare gar nicht gut aussehen. Aber sie tun es nicht. Denn Gott schreibt auch auf krummen Linien gerade.

Weiße Flecken im geografischen Sinn gibt es auf dem Atlas der Weltkirche heute nicht mehr. Menschen, die im Auftrag Jesu reden und handeln, finden sich in buchstäblich in aller Herren Länder, natürlich meist als Minderheit unter ihren Landsleuten. Per GPS lässt sich jeder christliche Versammlungsort auf Erden auf den Meter genau lokalisieren. Die Delegierten für die großen christlichen Weltkonferenzen haben heute Flugpläne im Aktenkoffer. Wichtiger: christliche Verkündigung und Lehre sind längst keine Einbahnangelegenheit mehr. Nehmen wir nur den Sammelbegriff „Theologie der Befreiung“. Von Südkorea bis Brasilien, von Indien bis nach Südafrika gehören dazu ganz und gar eigene Anwendungen des Evangeliums auf das Leben der Armen unserer Zeit. „Lehrt sie halten alles, was ich euch befohlen habe.“ Eine Kirche, die das tun will, muss mit beiden Beinen im Leben ihres Volkes stehen. Unsere Art, christliche Theologie auf das Leben anzuwenden, ist heute in der Weltkirche nur noch eine von vielen und nicht mehr die des Lehrmeisters.

Also noch einmal: Missionsbefehl ausgeführt? „Mission accomplished“, wie der US-Präsident auf einem Riesenbanner an Bord eines Flugzeugträgers verkünden ließ, als das Kriegselend im Irak gerade erst losging. Nein, völlig abwegig ist der Vergleich nicht. Denn wer die Berichte liest, die in früheren Generationen das Herz der Missionsfreunde wärmen sollten, findet viele Anklänge an Kriegssprache. Heiliger Krieg um Menschenherzen eben. Die kirchengeschichtliche Epoche, in der Deutsche auszogen, um Afrikaner zu bekehren, ist aufs Ganze gesehen wirklich vorbei. Aber die weiten Wege, auf die Jesus seine Botinnen und Boten schickt, sind darum nicht kürzer und einfacher geworden.

„Gehet hin“, sagen wir mal in die Welt der jungen Leute, die in meinem Dorf gerade noch den betonierten Parkplatz des Supermarktes haben, um sich zu treffen und sich zuzudröhnen? Wer kennt in meiner Gemeinde überhaupt den Weg zu ihnen, zu ihren Gefühlen, Gedanken und Träumen? „Gehet hin“, in die Welt der neuen Armut in unserer Nachbarschaft. Wie viel weiß meine Gemeinde am Stadtrand von Magdeburg von den Alltagsorgen der alleinerziehenden Mutter, die mit Hartz IV klarkommen muss; die entweder einen verzweiferten Kampf kämpft oder – hinter einer anderen

Wohnungstür – schon aufgegeben hat und an der Flasche hängt? Damit wir uns recht verstehen: in meiner Gemeinde gibt es, wie bei euch, nicht wenige engagierte, ihren Mitmenschen zugewandte Christenmenschen. Aber die meisten von uns leben doch eher in gesicherten Verhältnissen. Da denkt und fühlt und hofft man anders als dort, wo alles sowieso keinen Zweck zu haben scheint. Jesu „Geht hin“ wird in solcher Situation zu einem Auftrag, dessen Erfüllung überhaupt nicht leicht fällt. „Gehet hin“ zu den Leuten, die bei uns zu den Prügelknaben der Frustrierten werden: die Farbigen mit und ohne Dokortitel, die jüngeren Menschen mit den charakteristischen schwarzen Haaren, einerlei ob Flüchtling, deutscher Staatsbürger, Dönerverkäufer oder Schwarzarbeiter. Ich weiß nicht, in wie vielen der Gemeinden rund um Magdeburg die Christenmenschen wirklich eine Vorstellung davon haben, was für ein Land das ist, in dem man nicht unbefangen auf die Straße gehen kann. „Gehet hin!“ Ich weiß von einer Gemeinde in der Nähe, die das bewusst tut. Sie ist zur Heimat für Menschen aus vieler Herren Länder geworden – und wächst dabei selber an Zahl und innerer Kraft. Dies sind Beispiele für ferne, auf uns verschlossen wirkende Länder, Lebensräume, auf keiner Landkarte verzeichnet, nebenan und so weit entfernt wie auf einem anderen Stern. Gott sei Dank, mögen wir noch hinzufügen.

Die Sehnsucht in die geografische Ferne schweifen lassen, ist eine ziemlich leichte Sache. Und preiswert dazu, wenn man einen Blick für Schnäppchen hat. Gerade wer mehr als einmal knüppelvolle, von Leben, um nicht zu sagen von *action* berstende Gottesdienste im Süden der Welt miterlebt hat, mag spirituelle Fluchtendenzen entwickeln. Aber Jesus sagt heute, was die Kilometer beim missionarischen Einsatz angeht: „Hier geblieben!“ Unser eigenes Land und Volk umschließt mehr oder weniger verborgen die Welten der Not und der Hoffnungslosigkeit, in die sich unsere Kirche aufs Ganze gesehen erst noch hineintrauen muss. Mühsame, lange, vielleicht auch an Enttäuschungen reiche Wege. Aber sie beginnen damit, dass eine Gemeinde den ersten Schritt wagt. Diese ersten Schritte sind so verschieden, wie die Lebensumstände von Gemeinden sich unterscheiden. Nur einfach sitzen bleiben: damit ist Jesus nicht einverstanden. Jesus geht mit, und ihm gehört „alle Gewalt im Himmel und auf Erden“. Das ist kein weltlicher oder geistlicher Totalitätsanspruch, nein das ist die Proklamation: Der Liebe und Barmherzigkeit Gottes gehört auf Erden das letzte Wort. Das gilt Generationen und menschliche Zeitalter übergreifend: „Ich bin bei euch alle Tage, bis an der Welt Ende!“

Das Sabbatgebot und andere Gebote

Und es begab sich, dass er am Sabbat durch ein Kornfeld ging, und seine Jünger fingen an, während sie gingen, Ähren auszuraufen. Und die Pharisäer sprachen zu ihm: Sieh doch! Warum tun deine Jünger am Sabbat, was nicht erlaubt ist? Und er sprach zu ihnen: Habt ihr nie gelesen, was David tat, als er in Not war und ihn hungerte, ihn und die bei ihm waren: wie er ging in das Haus Gottes zur Zeit Abjatars, des Hohepriesters, und aß die Schaubrote, die niemand essen darf als die Priester, und gab sie auch denen, die bei ihm waren? Und er sprach zu ihnen: Der Sabbat ist um des Menschen willen gemacht und nicht der Mensch um des Sabbats willen. So ist der Menschensohn ein Herr auch über den Sabbat.
(Markus 2, 23-28)

Ganz Europa schüttelt die Köpfe, wenn die Bilder alle Jahre wieder über die Bildschirme flimmern. Ältere Männer, häufig wohlbeleibt, dekoriert mit breiten orangefarbenen Schärpen, marschieren kolonnenweise mit finsternen Gesichtern durch bestimmte Stadtviertel nordirischer Städte. Die Menschen am Straßenrand sind gar nicht amüsiert. Britische Polizei und Armee haben Großeinsatz. Denn die protestantischen Oranierorden marschieren wieder einmal demonstrativ durch katholische Stadtviertel, um einen Schlachtensieg zu feiern. Da hat ein protestantischer Fürst vor Jahrhunderten einen katholischen aufs Haupt geschlagen; und heute noch nutzen bornierte Gläubige dieses Datum, um ihren Mitbürgern zu drohen über die Grenzen christlicher Kirchen hinweg. Okay, wir Evangelischen in Deutschland sehen die Sache mit unseren katholischen Nachbarinnen und Nachbarn nicht mehr so eng. Aber so lange ist es noch nicht her, dass katholische Jungs und evangelische Mädchen auf keinen Fall mit dem Segen

ihrer Eltern rechnen konnten. Heute haben wir längst begriffen, wo die eigentliche Grenzlinie verläuft: nicht zwischen unseren Kirchen, sondern zwischen denen, die sich an Jesus halten und denen, für die er Luft ist – oder gar eine Gestalt aus einer Welt, die sie bewusst hinter sich gelassen haben, die sie mit Verachtung strafen.

Hand aufs Herz, wenn wir jetzt sofort einem Nachbarn, einer Kollegin erklären sollten, was heute noch typisch evangelisch ist und auch bleiben soll, dann gerieten viele von uns ins Stottern. „Allein aus Gnade, allein durch den Glauben“ die Grundlage der Beziehung Mensch und Gott? Luthers zentrale theologische Entdeckung vor knapp 500 Jahren? Das bringen viele hoch angesehene katholische Theologen und Amtsträger heute selber ohne Stottern über die Lippen – und katholische Christenmenschen sowieso. Der Machtanspruch des Papstamtes? Auch viele Katholiken haben ein kritisches Verhältnis dazu und gehen im Gewissenskonflikt ihren eigenen Weg, zum Beispiel wenn es um die Teilnahme an unseren Abendmahlsfeiern geht oder um Entscheidungen in der Sexualethik. Das Zölibatsgesetz für die Priesterschaft? Die katholische Kirche hat ein Riesenproblem damit. Die Personalchefs evangelischer Landeskirchen kennen ein anderes Problem: die Scheidungsrate evangelischer Pastorenfamilien. Sie ist aus nachvollziehbaren Gründen eher höher als im Durchschnitt der Bevölkerung, nicht etwa niedriger. Bleibt die Stammtischmeinung: evangelisch ist weniger streng als katholisch. Und dies Urteil sollte uns eher peinlich sein.

Wir haben also reichlich Anlass, uns zu fragen, ob uns etwas von der Reformation des 16. Jahrhunderts heute noch harte Münze ist. Deshalb die Jesusgeschichte vom Anfang. Ältere Christenmenschen kennen das Motiv von großen Farbdrucken, die früher im Goldrahmen über manchen Ehebetten hingen: Jesus, blond in wallendem Gewand im Kornfeld, zusammen mit den Jüngern, die nach den reifen Ähren langen. Eine eher belanglose Alltagsszene, wenn nicht Sabbat wäre mit seinen strikten Ruhegeboten. Essen zubereiten und pflücken gehört dazu und ist untersagt. Ein paar Handgriffe werden zur Gotteslästerung, aus der Sicht derer, die sich als Sachwalter Gottes verstehen. Jesus antwortet auf den Vorwurf der Religionswächter zunächst mit einem Hinweis auf die Zwänge des wirklichen Lebens und dann mit einer umstürzenden Schlussfolgerung. Das gab es durchaus schon, dass fromme Menschen gezwungen waren, die Speisegebote des Sabbats zu übertreten. Jesus zitiert einen berühmten

Fall aus der Geschichte des Königs David, als er noch nicht König war, sondern ein verfolgter Aufständischer. Er requirierte sogar die exklusive Priesterspeise, die gottgeweihten Brote aus dem Heiligtum. Und die Erinnerung daran ging ein in die Geschichte Israels. Und deshalb die umstürzende Schlussfolgerung: „Der Sabbat ist um des Menschen willen gemacht und nicht der Mensch um des Sabbats willen.“

Umstürzend? Wer in die vielen menschenfreundlichen Sabbatregeln des Alten Testaments schaut, der erkennt dort, wie gut Gott es meint mit den hart arbeitenden Menschen und sogar mit ihren Last- und Zugtieren. Sie sollen ausruhen können und sogar ein verbrieftes Recht darauf haben. Aber aus dem Recht ist eine Last geworden, zusammengesetzt aus Hunderten von haarspalterischen Einzelgesetzen. Deren absichtliche oder gar versehentliche Verletzung löst angeblich den Zorn Gottes aus. Jesus weist den Weg zurück zum Urgrund der Sabbatruhe. Es ist Gottes liebevolle Fürsorge für alle, die es schwer haben im Lebenskampf. Deshalb ist der Sabbat für den Menschen gemacht und nicht umgekehrt.

Nun ist die Sorge um die längst angeknabberte Sonntagsruhe vielleicht nicht unsere erste Sorge, wenn wir an die Zukunft unserer Kinder denken. Aber wir sind schon auf einer ganz wichtigen Fährte. Die Überzeugung, dass Gehorsam gegenüber Gottes Gesetzen Wohl und Wehe der Menschen bestimmt, ist heute gewiss nicht mehrheitsfähig. Aber niemand denke, dass dadurch in unserer Welt so etwas wie ein Machtvakuum entstanden ist. Ersetze Gottes Gesetz durch die Gesetze der globalisierten Wirtschaft – und wir sind im Jahr 2004 angekommen. Keine unternehmerische Entscheidung, keine wirtschaftspolitische Weichenstellung, bei der uns zum Trost nicht gesagt würde, es sei alles rechtens, es ginge nicht anders, und sich dagegen zu stellen, sei sinnlos oder gar verantwortungslos. Nicht nur der biblische Glaube, alle Religionen, alle Politik und Wissenschaft, die ganze Zukunft des Menschen werden einem Gesetz ohne Gewissen unterworfen. Und dieses Gesetz ist nicht weniger diktatorisch als jedes Religionsgesetz, das den Lebensraum der Liebe verlassen hat. Du musst nicht den Namen Gottes im Munde führen, um den Menschen ein Joch aufzuerlegen, das alle Gottesgebote an Unerbittlichkeit in den Schatten stellt.

Wahrhaft unerbittlich, denn wir wissen alle längst, dass der Gott der Globalisierung viele seiner Kinder frisst, viel mehr als der Götze Moloch, der der Abscheu Israels war. Dieser Götze frisst an den Seelen der Menschen bei

uns, die um ihre Arbeitsplätze fürchten, an den Seelen der jungen Leute, wenn sie merken, dass sie eigentlich überflüssig sind. Er frisst an unseren Nachbarschaftsbeziehungen in der Nähe und weltweit, denn er stößt uns alle in eine unmenschliche Konkurrenz, die am Ende nicht anders kann, als Feindbilder zur Welt zu bringen. Wir beginnen erst zu ahnen, unter welcher Knute uns dieser Götze anonymen wirtschaftlicher Macht mit Anspruch auf die Weltherrschaft noch zwingen kann. Auf absehbare Zeit wird es die Menschen bei uns noch nicht das nackte Leben kosten. Andere Menschen unserer Tage sind längst in dieser Situation. Ein einziges Beispiel für ungezählte, die ich erzählen könnte: Jedes Kind in Indien kennt die Berichte über die massenhaften Selbstmorde verzweifelter Kleinbauern, denen der globalisierte Agrarmarkt mit seinen Patenten, mit unbezahlbar gewordenem Saatgut und Agrarchemie jede Hoffnung geraubt hat. Millionen Opfer zeugen bereits gegen diesen Götzen Moloch unserer Tage. Und doch sollen wir uns täglich unter ihn beugen und ihm opfern, wonach er allein verlangt: Gewinn an den Börsen und auf den Konten.

So wahr Jesus lebt, so wahr sein Wort unser Denken und Handeln heute leitet, die Schlussfolgerung ist zwingend: dem Moloch Mammon gilt es entgegenzurufen, nicht der Mensch ist für die Wirtschaft gemacht, sondern die Wirtschaft für den Menschen. Wenn die Wirklichkeit diesem Kernsatz Hohn spricht, wissen Christenmenschen, dass hier etwas in eine sehr falsche Richtung läuft. Zumal man noch nicht einmal Wirtschaftswissenschaften studiert haben muss, um zu wissen, dass Alternativen möglich sind.

Evangelisch, reformatorisch war und ist es, den Gott zu entdecken, wieder zu entdecken, der sich auf die Seite des geängstigten, geschundenen Menschen stellt; der ihm Lasten abnimmt, statt ihm immer noch welche drauf zu packen. Evangelisch, reformatorisch war und ist es, die Götzen zu nennen, innerhalb und außerhalb der Kirchen. Was in der Bilanz nicht für den Menschen ist und für Gottes Schöpfung, für alle Menschen wohl gemerkt, nicht nur für uns, was Seele und Körper vieler Menschen zum Vorteil Weniger versklavt, das hat sein Urteil schon empfangen. Das gilt für alle Bereiche des Lebens und für alle großen Glücksversprechen, die uns heute umschwirren.

Hier, erst hier und nur hier richtet Jesus von Nazareth einen Wahrheitsanspruch auf: „So ist der Menschensohn ein Herr auch über den Sabbat.“ Dieser Anspruch hat ihm keine Krone, keine Präsidentschaft eingetragen,

sondern das Kreuz. Aber Gott hat seinem Urteil Gültigkeit beigelegt, bis heute. Der Verkünder der Liebe Gottes, seiner Gerechtigkeit und Barmherzigkeit ist Herr nicht nur über einen menschenfeindlich gewordenen Sabbat. Er ist Herr über alles, das Heil verspricht und Unheil bringt. Wer dieser Stimme folgt, ist ein freier Christenmensch im Zeitalter der Globalisierung; frei, mit anderen zusammen die Wege zu suchen, die wirklich den Menschen dienen. Ich halte das für evangelisch und reformatorisch. Auch wenn wir Evangelischen diese Wahrheit Gott sei Dank nicht gepachtet haben. Sagen wir es deshalb einfacher: Ich halte das für christlich.



Ihr seid das Licht der Welt
Matthäus 5, 14

Taubstumm

Und als er wieder fortging aus dem Gebiet von Tyrus, kam er durch Sidon an das Galiläische Meer; mitten in das Gebiet der Zehn Städte. Und sie brachten zu ihm einen, der taub und stumm war, und baten ihn, dass er die Hand auf ihn lege. Und er nahm ihn aus der Menge beiseite und legte ihm die Finger in die Ohren und berührte seine Zunge mit Speichel und sah auf zum Himmel und seufzte und sprach zu ihm: Hefata! das heißt: Tu dich auf! Und sogleich taten sich seine Ohren auf und die Fessel seiner Zunge löste sich, und er redete richtig. Und er gebot ihnen, sie sollten es niemandem sagen. Je mehr er's aber verbot, desto mehr breiteten sie es aus. Und sie wunderten sich über die Mäßen und sprachen: Er hat alles wohl gemacht; die Tauben macht er hörend und die Sprachlosen redend. (Markus 7, 31-37)

Vor 55 Jahren, im Theologiestudium, da war das noch ein heißes Eisen: Gibt es so was tatsächlich? Dass da einer mit ein paar magischen Manipulationen einen mehrfach Schwerbehinderten heilt und in ein normales Erwachsenenleben entlässt? Die bibelwissenschaftlichen Kommentare, aber auch allerlei Broschüren für die Hand des „normalen“ Christenmenschen boten reichlich Pro und Contra. Unsere akademischen Lehrer sprachen uns als angehende Prediger ausdrücklich frei von der Verpflichtung, solche Wundergeschichten wörtlich nehmen zu müssen. Das Leitwort der Bibelwissenschaften hieß „Entmythologisierung“. Heute, da das menschengeschichtlich so entscheidende 21. Jahrhundert voll ins Rollen gekommen ist, haben die dramatischen Dispute von damals für mich ihre Bedeutung verloren. Ich weiß längst, dass unser Gott mit uns in der Bibel über Sinn und Ziel unseres Lebens spricht, uns Mut und Hoffnung schenkt und

dass einfache naturwissenschaftliche Fragen andere Adressaten haben. Ich weiß freilich auch, dass Menschen zu jeder Zeit die unglaublichsten Befreiungsgeschichten aus den körperlichen und sozialen Gefängnissen schlimmer Krankheiten erleben. Jesus gehörte ohne jeden Zweifel zu diesen gesegneten Befreiern. Also was soll's?

Die Vorgeschichte des Taubstummen erleben wir Zeitgenossinnen und Zeitgenossen kaum noch mit; einfach weil sehr viele Schwerbehinderte der besseren Pflege wegen längst in Anstalten wie etwa Bethel leben. Bethel war mein erster kirchlicher Arbeitsplatz, und es hieß auch ganz offiziell „Anstalt“. Ansonsten war Bethel toll. Auch wenn die Zusammenballung Schwerbehinderter etwas Unnatürliches behält – zwangsläufig. Taubstumme, wobei sich die zweite Behinderung häufig, aber nicht immer, aus der ersten ergibt, lebten auch Mitte des vorigen Jahrhunderts nicht mehr viele in Bethel. Ihre Integration in den gesellschaftlichen Alltag war auch damals schon das Ziel. Und wer heute im Bus Zeuge des lautlosen Geschnatters einer Gruppe Gehörloser in Gebärdensprache wird, mag sich vorstellen, wie diese temperamentvollen Sätze durch den ganzen Wagen schallen würden, wenn Stimmbänder und Kehlkopf mitspielen würden.

Eine unbarmherzig stumme Welt? Keine vertrauten, schönen oder dramatischen Geräusche? Keine Stimmen, die ich liebe, die ich unbedingt wieder hören möchte, keine Musik – solange es nicht dieses Zeug ist, bei dem ich mir die Ohren zustopfen möchte? Und dann: mit meiner eigenen Stimme nicht am Leben teilnehmen können? Keine Liebeserklärung, keine Frage, keine Auseinandersetzung, kein Lied? Die Biologie lehrt mich, dass wir viele Mitgeschöpfe haben, die wegen schwacher Augen noch viel mehr als wir auf Gehör und Stimme angewiesen sind. Aber an den äußersten Rand der Gemeinschaft drückt dich dieses Schicksal schon. Das wichtigste verbleibende Guthaben dieses Schwerbehinderten bleibt die Hilfsbereitschaft der Nachbarinnen und Nachbarn. Das zeigt sich immer wieder in den Jesusgeschichten. Die Männer, die ihren gelähmten Freund unter Inkaufnahme schwerer Sachbeschädigung durch ein Loch im Flachdach Jesus vor die Füße legen – sie sind nur die Prominentesten einer ganzen Kolonne mitfühlender Leute. So auch hier. Der Taubstumme wird einfach abgeschleppt und zu Jesus gebracht. Liebe Schwestern und Brüder, in diesem Sinn notleidende Menschen aus dem Dunkel, der Anonymität, ans Licht holen und zu Jesus bringen, das sollte ein naheliegendes

Programm sein für diese Gemeinde und unsere ganze Kirche. Nichts ist naheliegender!

Auch diesmal ist es nicht die Erwartungshaltung des Behinderten sondern das Vertrauen seiner Nachbarn, das Jesus antreibt. Er legt buchstäblich Hand an den Kranken, auch mit der eigenen Spucke. Und dann legt er dieses Leben mit seiner Last in Gottes barmherzige Hand: „Hefata“. Dieser Ein-Wort-Satz lebt fort als Name mehrerer Einrichtungen unserer Diakonie, in Bethel und anderenorts. „Hefata“ ist keine Zauberformel à la Simsalabim, sondern ein vernünftiger Satz in der aramäischen Muttersprache Jesu, den alle Umstehenden verstanden haben: „Tu dich auf!“

Und Jesu Schweigegebot an die Augen- und Ohrenzeugen der Heilung scheitert wieder einmal an der Lebensregel, dass der Mund übergeht von dem, wovon das Herz voll ist. Auch wo Christenmenschen und ihre Hilfswerke heute das anpacken, womit die Welt sich längst abgefunden hat, kehrt dieses Staunen zurück: Mit dem Mut ihres Glaubens haben sie es gut gemacht, Versöhnung gestiftet, Hunger gestillt, Tyrannen widersprochen, den Sprachlosen eine Stimme gegeben. Kein Satz nur über Christen, beileibe nicht, aber auch über Unseresgleichen. Soweit die Dreiecksgeschichte zwischen dem Schwerbehinderten, seinen mitfühlenden Nachbarn und Jesus – samt einigen deutenden Zutaten, die für den Evangelisten Markus typisch sind.

Aber Jesusgeschichten haben die Eigenschaft, sich immer wieder selbstständig zu machen, über die einfache Erzählung hinaus. Und dann erzählen sie dir und mir auf einmal Geschichten, die nur für dich oder mich bestimmt sind; die zunächst einmal niemand sonst hören kann, solange ich nicht darüber rede. Mit mir redet die Geschichte vom Taubstummen darüber, dass ich mit diesem Gottesdienst die letzte regelmäßige Predigtverpflichtung meiner Pastorenjahre beende, seit dem ersten Versuch 1960 in der Universitätskirche von Münster. Die Leute, die mir all die Jahre in einer dreistelligen Zahl von Kirchen zugehört haben, haben mir hin und wieder gesagt, dass sie sich nicht gelangweilt hätten. Und ich habe später mit einem gewissen Schuss Arroganz meinen jüngeren Amtsgeschwistern manches Mal gesagt, das 11. Pastorengebot würde lauten: „Du sollst nicht langweilen!“ Aber ich bin mir ganz sicher: das ist alles Schall und Rauch! Gäbe es so etwas wie eine unparteiische Evaluierung lebenslanger Predigerarbeit in der Evangelischen Kirche in Deutschland, das Ergebnis müsste

wohl lauten: taubstumm, außen Nuss, innen taub. Ich bin nicht vergesslich genug, um heute ausblenden zu können, dass ich mein gerütteltes Maß Anteil hatte an dem Verfalls- und Auflösungsprozess unserer Kirche seit der Nazizeit, nach 1945. Persönliche Pflichterfüllung oder Faulheit haben damit offensichtlich nicht viel zu tun. Wir, auch ich selber, haben offensichtlich über mehrere Generationen in Deutschland nicht gehört, was wir hätten hören müssen. 1994, nach den Völkermord-Massakern in ihren Kirchen haben die Protestanten im afrikanischen Ruanda ernsthaft überlegt, ihre Kirchen aufzulösen und bei Null wieder anzufangen. Eine solche Fragestellung ist mir nach Auschwitz aus dem Mund deutscher Kirchenleute nicht bekannt geworden – obwohl ich als Landessynodaler meiner Heimatkirche all diese furchtbaren Ergebnisadressen an das Mordregime in Händen gehalten habe, die es nie hätte geben dürfen.

Deshalb, und wegen vorausgegangener und nachfolgender Lebenslügen, haben wir als Kirchen, wenigstens im Westen, nicht die Worte beziehungsweise die Botschaft proklamieren können, die die Herzen der Nachgeborenen hätten bewegen können, die unsere Kirche wirklich zur liebevollen und ehrlichen Helferin der Menschen gemacht hätte. Und diese Zeit lähmender Taubstummheit scheint noch nicht Vergangenheit zu sein. Ich konnte sie auch in den Jahren als Helfer eurer Gemeinde nicht überhören. Ich habe Episoden aufbrechender Gemeinden miterlebt, ja – aber es waren Episoden und wahrlich wurde da mit Wasser gekocht, aber letzteres ist gewiss der Normalfall. Ich erkenne unter uns noch nicht die Kirche nach einem neuen „Hefata“ Christi. Ob es die Kirche in ihren heutigen Outfit sein kann, die wider besseres Wissen von dem aufwändig organisierten Reformationsjubiläum 2017 eine Belebung erhofft? Ich weiß es nicht. Nicht jeder Taubstumme lässt sich von wohlmeinenden Nachbarn zu Jesus schleppen. Er hilft sich lieber selbst, recht und schlecht.

So gebe ich eurer Gemeinde meinen Helferauftrag zurück mit dem Wunsch und der Fürbitte, dass auch für uns die Erfahrung eines „Hefata“ nicht mehr fern ist. Christus handelt dabei ja im eigenen Interesse. Er braucht euch, frei von alten Lasten, so begeistert von den Hoffnungen auf Gerechtigkeit, Frieden und die Bewahrung der Schöpfung, dass ein Schweigegebot Jesu euch nicht bremsen könnte.

Verrat an Jesus – „Bin ich´s?“

Und als sie bei Tisch saßen und aßen, sprach Jesus: „Wirklich, ich sage euch: Einer unter euch, der mit mir isst, wird mich verraten. Und sie wurden traurig und fragten ihn, einer nach dem andern: „Bin ich´s?“

(Markus 14, 18-19)

Das, wovor sich diese Männer fürchten, kann uns nicht mehr zustoßen. Wir können den Rabbi, Jesus aus Nazareth, der als Sohn des Josef bekannt war, nicht mehr verraten. Das war ihre Schreckensvision, nicht unsere. Sicherlich auch die der Frauen aus seiner Begleitung, wenn man sie aufgegriffen und ausgequetscht hätte. Wir wissen: es ist wirklich so gekommen. Einer hat ihn verraten, einmalig, so wie das Kreuz Jesu einmalig in der Geschichte steht; so wie wir alle Tag für Tag einmalige Entscheidungen treffen.

Die eigentliche Tat des Verrates ist merkwürdig banal. Den Rabbi Jesus zu verhaften, das wäre für die Tempelpolizei ja wohl eine Kleinigkeit gewesen. Der Verrat durch die orientalisch Begrüßungsgeste des Kusses dient lediglich dazu, die Sache so geräuschlos wie möglich abzuwickeln – durch eine Behörde, die an ihre Leute weder Fahndungsfotos noch Phantombilder ausgeben kann. Das taktische Einsatzziel lautet, wie wir wissen: kein Aufhebens – kein Tumult. Judas Iskarioth enttarnt niemanden, der im Untergrund lebt. Er erleichtert nur einen polizeilichen Zugriff, der jederzeit möglich ist. Einem Täter mit diesem Profil dürfte es eigentlich nicht schwer fallen, das Maß seiner Schuld und Verantwortung klein zu reden: „Sie hätten ihn doch sowieso festgenommen. Und so ist niemand anderes zu Schaden gekommen!“ Judas hat kein Rechtfertigungsinterview gegeben.

Da haben ungezählte Andere ganz andere Taten zu beschönigen versucht. Wir wissen: Judas ist trotzdem daran zerbrochen.

Gemäß den Gesetzen von Zeit und Zeitgenossenschaft können wir den Rabbi Jesus nicht mehr verraten. Aber was die Männer bei diesem Passahmahl, das zum Urbild unserer Tischgemeinschaft mit Jesus Christus geworden ist, quält, das peinigt Frauen und Männer zu allen Zeiten und auch heute an vielen Orten auf Erden: sie könnten zu Verrätern an ihren Freundinnen und Freunden werden, an ihren Weggefährten im Kampf um eine gerechte Sache! In dieser Woche war in manchen Zeitungen das Foto von Ewald-Heinrich von Kleist zu sehen. Das bullige Gesicht eines 90-jährigen, der jetzt gestorben ist. Er war der letzte noch Lebende aus dem Kreis der Attentäter vom 20. Juli 1944; damals ein 22-jähriger Leutnant, ein bekennender Gewissenstäter, was diese Sache angeht. Er wurde schnell verhaftet und hat unglaublicherweise überlebt. Viele der Gefangenen der Gestapo haben in ihrer Einsamkeit – vor und nach dem 20. Juli – nichts mehr gefürchtet als den eigenen Verrat unter der körperlichen und seelischen Folter. Den Gefangenen anderer Schreckensregime geht es nicht anders. Was weiß ich von den Grenzen meiner Widerstandskraft – besonders dann, wenn mir sowieso ein ängstlicher Geist im Nacken sitzt?

Damals in Jerusalem behält am Ende nicht Simon Petrus recht mit seiner Selbstüberschätzung: „Wenn auch alle anderen – ich jedenfalls nie!“ Die anderen, die sich selbst nicht über den Weg trauen, sie sind die Realisten. Für große Treuegesten ist nicht die Zeit, wenn es um Leben und Tod geht. „Da verließen ihn alle und flohen.“ Sie entziehen sich einer Personenfeststellung mit unkalkulierbarem Ausgang. Einer hat ihn aktiv verraten. Die Übergänge sind fließend. Den Gekreuzigten können wir nicht mehr verraten. Den Auferstandenen schon. Das ist unser Risiko. Das ist unsere Angst, je mehr uns am Christsein liegt.

Der Heilige Geist hat die Botschaft Jesu in Kraft gesetzt, nach den Stunden von Golgatha, nachdem Jesu Todesschrei „Mein Gott, mein Gott, warum hast du mich verlassen!“ auch den Ort größter Gottverlassenheit aus der Gottverlassenheit erlöst hat. Allen Sünden und Widersprüchen der Kirchengeschichte zum Trotz sind mit dem Auferstandenen die Verheißungen von Feindesliebe, Gerechtigkeit, Frieden, geteiltem Brot auferstanden. Die Botschaft von Gottes alternativem Reich lebt durch Worte und Taten begeisterter Menschen vieler Generationen – auch durch das, was sie sich

weigerten zu tun. In der Summe nennen wir das die „Kirche Jesu Christi“ auf Erden. Und wir vertrauen darauf, dass ihr der Lebensatem nicht ausgehen wird, auch wenn einzelne Körperteile nur schwache Lebenszeichen zeigen. Könnten am Ende aber gerade wir es sein, die dem Auferstandenen und seiner Kirche den Boden unter den Füßen wegziehen? Bin ich es, der Menschen dazu bringt, über die Kirche Jesu Christi und ihren Herrn endgültig den Stab zu brechen? Nicht, weil sie einen Trend nachplappern; das wäre schon schlimm genug. Schlimmer, weil böse Enttäuschungen mit mir sie dazu treiben? Denn machen wir uns nichts vor: die ehrbaren Leute von Diesdorf mögen der Kirche Jesu Christi mehrheitlich offiziell fernstehen, wie sich das nach bald drei Generationen Faschismus und Sozialismus gehört. Nach Botschaften, wie sie wirklich „Mensch sein“ können, hören sie trotzdem nicht auf zu suchen. Darum behalten sie auch diesen ehrwürdigen Ort ihrer Geschichte im Auge, und vor allem uns, die wir hier gesehen werden.

Die Sache Jesu ist nach wie vor offen, in Diesdorf und auf Erden. Unser Gott will unverrückt, „dass allen Menschen geholfen werde.“ Ihm dabei in die Quere zu kommen, wäre schlimm, ist schlimm. Darum die Frage aus tiefer Verunsicherung des Glaubens: „Bin ich es, der den Jesus der Bergpredigt im Regen stehen lässt?“ Durch mein liebloses Urteil über einen Nächsten? Oder durch die unterlassene Hilfe, auf die jemand so sehr gewartet hat, jemand, den Gott gut kennt? Durch mein unübersehbares Vertrauen auf den Mammon und den Schutz der Waffen, was so gar nicht zu Jesus passen will? Durch den fehlenden Glaubensmut zu einem Nein, wo die meisten Ja sagen? Durch christlichen Religionstrott, der träge bleibt, wo Christus zum Aufbruch ruft?

„Bin ich es?“ Eine Frage für Erwachsene! Eine Frage für Christenmenschen, die sich selbst, ihre Nächsten, ihren Namensgeber Jesus Christus ernst nehmen. Eine Frage für Menschen, die sich nichts über sich selbst vormachen; die wissen, dass sie durch bittere Niederlagen gehen. Eine Frage für Menschen, die sich dabei auf eines verlassen können: dass Jesus, der Lebendige, ihnen die Treue hält und sie abholen wird, wohin auch immer sie sich verlaufen haben.

Die Eine-Welt-Krippe Das Lumpenproletariat Gottes

1989 haben ehrenamtliche Unterstützer des Herner Zentrums die ersten Figuren der Krippe aus Lumpen und Altpapier hergestellt – angeleitet von Sabine und Erich Füllgrabe, einem Herner Künstlerehepaar. Die Krippe wurde in den ausleihenden Gemeinden jährlich erweitert und aktualisiert – bis heute.

Diese Figurensammlung transponiert die Weihnachtsgeschichte in die heutige Welt der Armen. Maria ist eine Indigena aus den Anden, Josef kommt aus Anatolien. Sie haben in einer Slumhütte Zuflucht gefunden. Sie sind nicht nur von Ochs und Esel umgeben, sondern auch von Hühnern und anderen Haustieren armer Leute. Auf der Müllhalde nebenan wühlen Kinder im Abfall. Die Hirten und Hirtinnen sind ein bunt gemischtes Volk aus aller Herren Länder. Die Weisen bringen überlebenswichtige Geschenke: Reis, Linsen, Öl, Feuerholz und sauberes Trinkwasser. Das Minenopfer, die Afrikanerin mit HIV, die Kindersoldatin, die Stadtstreicherin und der Skinhead sind auch dabei. Eine Besonderheit: der Kindermord von Bethlehem ist durch die Figur des Herodes und seiner Soldateska angedeutet. Der Weihnachtsstern ist ein Judenster.

Die Idee zu dieser Eine-Welt-Krippe stammte von Harald Rohr. Sie gehört zu seinen Herzensschätzen. Oft hat er zu den Ausstellungseröffnungen in Ost und West am 1. Advent gepredigt.

Weihnachtsgerüche

(Textbezug Weihnachtsgeschichte Lukas 2, 1-21)

Wie riecht Weihnachten? Nach Tannenduft, Spekulatius und Gänsebraten? Oder nach Schafsmist, ungewaschener Kleidung und Notunterkunft? Sicherlich nach beidem. Und ich stehe nicht hier, um euch die traditionellen Weihnachtsfreuden madig zu machen, die lockenden Gerüche, die schönen Klänge, die vertrauten Sitten, die ganz privaten Traditionen jeder Familie. Auch nicht die Geschenke, so sie denn wirklich Ausdruck menschlicher Zuwendung unter uns sind. Aber um es unter uns Christenmenschen auf den Punkt zu bringen: auf die Gerüche der ersten Art, Tannenduft, Spekulatius und Gänsebraten, könnten wir notfalls verzichten, ohne Weihnachten zu verlieren. Viele Christenmenschen mussten oder müssen heute auf das schöne Weihnachtsbeiwerk verzichten – und tragen doch das Weihnachtsgeschenk Gottes unverlierbar im Herzen. Auf den Gestank und Mief von Schaf, Ziege und ungewaschener Kleidung können wir nicht verzichten. Den haben wir zwar nicht selbst in der Nase. Aber andere waren davon umgeben – alle Tage ihres mühseligen und beladenen Lebens. Und ihrem Zeugnis verdanken wir Anlass und Berechtigung, Weihnachten zu feiern.

Das Leben Jesu, der Entschluss Gottes, das Leben der Menschen zu teilen, beginnt, wo es riecht nach den Mühen und Lasten der kleinen Leute. Gott vertraut seinen Menschensohn kleinen Leuten an, die von den Herren ihrer Zeit herumgeschubst werden, wie kleine Leute zu allen Zeiten. Das Gebärendenschicksal der Maria ist an Banalität kaum zu überbieten. Abermillionen werdenden Müttern unter den Armen und Entwurzelten der Welt geht es so, gewiss auch der einen oder anderen jungen Frau in Magde-

burg. Jede und jeder von uns weiß, dass es noch viel schlimmer kommen kann und täglich kommt als im Stall von Bethlehem. Nicht zu vergessen: Maria hat immerhin einen verlässlichen Partner. Wie immer wir uns diesen Platz für eine Geburt vorstellen, kleine Leute sind und bleiben sie. Maria und Josef, kleine Leute, die in der Welt der Macht, des Geldes und auch der Religion keine Rolle spielen. Sie sind so bedeutungslos, wie die meisten Menschen sich fühlen. Kein Hahn kräht nach ihnen. Gott wohl auch nicht. Eine gemischte Schaf- und Ziegenherde, wie im Orient üblich, wird man in der Dunkelheit gewiss eher riechen als sehen. Aber der ehrbare Durchschnitts-Israelit ist eh auf Abstand geblieben. Hirten sind undurchsichtiges Gelichter, umgeben von Gerüchten und Geschichten, über die anständige Leute sich erregen können.

Wer unter euch sich vorstellen will, welche Sorte Menschen Augen- und Ohrenzeugen der himmlischen Proklamation in der Heiligen Nacht geworden sind, der sollte in seiner persönlichen Beliebtheitsskala ziemlich weit nach unten gehen. Hirten spielen für uns keine Rolle mehr. Aber wie wäre es zum Beispiel mit Zigeunern, unheimlich wirkenden jungen Ausländern, angeblich Arbeitsscheuen und so weiter. Jeder hat da so seine Werturteile. Menschen, die man sich damals vom Leibe hält, Gott kommt ihnen ganz nahe, beschenkt sie, setzt sie in Bewegung. Solange wir Weihnachten feiern, dürfen wir nicht verschweigen, dürfen wir noch nicht einmal unter allerlei Brauchtum verschleiern, worum es im Kern geht. Gott beginnt seinen Weg zu den Menschen dort, wo es am meisten mangelt an Menschenwürde, an Hoffnung, an Macht, am täglichen Brot. Es bleibt das ewige Handicap derer, die ohne Sorgen sind, das nicht verstehen zu können.

„Friede auf Erden“ für die Menschen, an denen Gott Gefallen findet. Und Gott hat einen ganz eigenen Geschmack. Ihm gefallen die Menschen, die damals wie heute bei keinem Feine-Leute-Empfang zugelassen wären. Gott gefallen Menschen, deren ganze Freude, deren ganzer Schatz er sein kann. „Gottes Ehre“ ist bei den Hirten, ist bei dem bedeutungslosen jungen Elternpaar in besten Händen. Die Gerüche ihres Lebens gehören unbedingt zu Weihnachten. Denn sie erinnern uns an den Alltag unseres eigenen Lebens. Unbedeutend, was den Lauf der großen Welt angeht. Mehr oder weniger mühselig, voller Scheitern, Ängsten und Selbstzweifeln. Hirtinnen und Hirten eben, die sich schlecht und recht durchs Leben schlagen;

Menschen wie Maria und Josef, die teilhaben an der Freude des Lebens – aber voller Sorge, was der morgige Tag bringen wird. Uns, Menschen, denen es so geht, ist heute der Heiland geboren. Wir, solche Menschen, bekommen vom Himmel eine Anerkennung zugesprochen, die kein Mensch und kein Gesetz uns wieder aberkennen können. Unser Alltag ist ein für alle Mal verändert, weil Gott durch diesen Jesus jeden unserer Wege mitgeht. Am anderen Fixpunkt seines Lebens steht das Kreuz, wie es die Eine-Welt-Krippe im Vorraum der Kirche so bewegend ausdrückt. Denn auch Gewalt und Tod trennen uns nicht von der Liebe Gottes.

Menschen, die sich ansprechen lassen, wie die Akteurinnen und Akteure der Heiligen Nacht, tragen schließlich und endlich die Kirche Jesu Christi auf Erden. Weil sie nicht zum Schweigen zu bringen sind wie die Hirten. Weil ihr Herz ihnen Antworten gibt wie der Maria. Weil sie sich nicht von ihrer Klugheit, sondern von ihrem Stern führen lassen, wie die Hirten.

Weihnachten darf gern riechen, wie es das in unserer deutschen Weihnachtstradition tut. Aber Gottes Geist mache uns empfänglich für diese anderen Gerüche – weil sie uns versichern, welche Wege Gott auch heute zu den Herzen der Menschen sucht – genauer gesagt, zu deinem Herzen. Darüber nachzusinnen, mit der Seele zu schnuppern, dazu will euch die Eine-Welt-Krippe anleiten, die von jetzt an bis Ende Januar im Vorraum der Kirche steht. Ihr werdet Zeit genug haben, euch einmal allein oder mit anderen davorzusetzen für einen Schnupperkurs der Seele. Nach dem Leben riecht es da. Und nur im ersten Moment nach dem Leben anderer, fremder Leute. Es riecht nach dem wirklichen Leben, nach deinem Leben. Und in das ist Gott eingetreten.



Ein Ausschnitt aus der Eine-Welt-Krippe

Maria in der Eiseskälte

Und sie gebar ihren ersten Sohn und wickelte ihn in Windeln und legte ihn in eine Krippe. Denn sie hatten sonst keinen Raum in der Herberge.

(Lukas 2, 7)

Einer der wenigen Sätze aus der Bibel, den wohl noch ein paar Millionen Deutsche auswendig hersagen können. Zur Dramatik unserer Krippenspiele gehört auch die „Herbergssuche“, eine Szene menschlicher Kälte, die die Volksfrömmigkeit der Geburtsgeschichte von Bethlehem hinzugefügt hat. Die Moral: eine Gebärende lässt man einfach nicht draußen stehen, egal wie gelegen oder ungelegen es kommt. Wer wollte es unseren Vorfahren und auch uns selbst verdenken, dass wir der Heiligen Familie in unseren Legenden und Bildern am Ende doch etwas mehr warme Geborgenheit im Notquartier von Bethlehem wünschen, bis hin zum wärmenden Atem von Ochs und Esel. Die kommen in unserer Original-Weihnachtsgeschichte ja gar nicht vor, wie Bibelleserinnen wissen. Sie sind aus alten Prophetenreden und der Bauernkultur vergangener Generationen in unsere Krippen „eingewandert“. Ja, wir wünschen uns Bethlehem etwas freundlicher, als es vielleicht war – ohne genau zu wissen, wie es wirklich war. Nein, der denkbar schlechteste Ort, ein Kind zu gebären, kann unser heiliger Stall nicht gewesen sein. Immerhin handelt es sich ja wohl um ein festes Gebäude, verstrichener Lehm oder Lehmziegel, mit oder ohne ein Gerüst aus geflochtenen Zweigen, Flachdach mit Außentreppe, sicherlich nur ein Raum, fensterlos, etwas Tageslicht durch die Türöffnung.

Wenn's so gewesen wäre: die jungen Flüchtlingsfamilien des syrischen Bürgerkrieges würden gerade jetzt Schlange stehen, um aus dem Schnee

und Schlamm der Zeltlager in so ein Quartier umziehen zu können. Wenigstens von unten trocken. Außerdem halten Lehmwände die Wärme fest, wenn man mit getrocknetem Mist, ein paar Zweigen oder brennbarem Müll ein kleines Feuer anzünden kann. Raus aus dem Lager! Die Mitarbeiter der Partnerorganisationen unserer Kirche in Jordanien berichten, dass die meisten Familienväter versuchen, genau dieses Kunststück irgendwie zuwege zu bringen. Irgendein Raum in einem festen Gebäude. Die ewig nassen und eiskalten Zelte bringen ewig nasse Kleidung, nasse Kälte und damit die tödlichen Erkältungskrankheiten der Kinder. In den schlimmsten Nächten der letzten zwei Wochen sind Kinder aber auch ganz einfach erfroren. Was wir ohne weiteres Nachdenken für eine wonnig warme Urlaubsgegend halten, erlebt an Weihnachten 2013 die schlimmste Kältewelle seit Menschengedenken. In den Bergen des Libanon sind die Winter allerdings immer lausig kalt, seit biblischen Zeiten. Zelte sind dann völlig ungeeignete Schlafplätze.

Ein Wort zu den Größenordnungen: das Flüchtlingslager Za Atari nahe der syrisch-jordanischen Grenze – und ein Schwerpunkt des Nothilfe-Engagements unserer Diakonie – hatte vor einiger Zeit schon 150.000 sogenannte „Einwohner“. Ich weiß nicht, wie viel mehr es heute sind. Aber diese ungeheure Ansammlung von Zelten ist inzwischen die viertgrößte Stadt Jordaniens. Stadt in dem Wortsinn, dass sehr viele Menschen an einem Ort leben und überleben müssen. Ich stelle mir vor, Deutschlands viertgrößte Stadt wäre nicht Köln, sondern ein Millionen-Flüchtlingslager irgendwo in Grenznähe, bei Rosenheim in Bayern, bei Kehl am Rhein oder an der Oder. Unsere Gesellschaft würde komplett durchdrehen. Oder der kleine Libanon: offiziell eingerichtete Flüchtlingslager gibt es dort nicht. Das hat politische Gründe. Aber Syrien-Flüchtlinge, die sich Lager und Notunterkünfte organisieren, hat der Libanon kaum weniger als eine Million. Bezogen auf die einheimische Bevölkerung des Libanon führt das zu diesem realistischen Vergleich: stellt euch vor, wir Deutschen müssten in kurzer Zeit die komplette Bevölkerung der Niederlande bei uns aufnehmen – rund 17 Millionen Menschen, anteilig rund 50.000 davon allein in Magdeburg. Die nackten Zahlen übertreffen sogar die unvergesslichen Flüchtlingsströme am Ende unseres Hitlerkrieges.

Da ist kein Zweifel möglich: an den Weihnachtsfeiertagen 2013 werden nicht wenige junge Flüchtlingsfrauen an unmöglichen Orten, von Ängsten

gequält, kleine Mädchen und Jungen zur Welt bringen; viele ohne den Rückhalt ihrer Männer. Denn auch dieser Krieg hat die Familien auf der Flucht zerrissen. Maria, allein in der Eiseskälte! Maria, eine syrische Muslima, Maria, eine syrische Christin, beide trifft es.

Unsere nicht mit Jesus verbundenen Mitbürger, für die Weihnachten lediglich ein deutsches Familienfest ist, mögen sich damit entschuldigen, dass sie sich nicht um jede Not in der Welt kümmern können – und morgen noch hastig ihre letzten Einkäufe erledigen. Uns bleibt dieser Ausweg nicht. Wir feiern zu Weihnachten ja die frohe Botschaft von Gottes Liebe und Zuwendung zu den kleinen Leuten, zu denen, die der erwachsene Jesus die „Mühseligen und Beladenen“ nennen wird. Wir Christinnen und Christen feiern Gottes Zuwendung zu denen, die sich nach nichts mehr sehnen als nach Frieden auf Erden. Weil ohne Frieden auch Geburten keine Quelle der Freude sind, sondern sich verkehren in den Beginn un-menschlicher Ängste. Alles andere – jenseits dieser Frohen Botschaft für die kleinen Leute – ist für uns Christenmenschen weihnachtliche Zutat, mehr oder weniger passend. In diesem Jahr bin ich besonders erleichtert, dass wir zu Hause schon viele Jahre zu Weihnachten mit leichtem Gepäck reisen. Käufliche Geschenke unter uns Erwachsenen haben wir schon lange abgeschafft. Das schafft Freiraum in Kopf und Herz für das, was wirklich wichtig ist, was sich wirklich lohnt. Zum Beispiel mich damit auseinanderzusetzen, dass jene Herbergssuche unserer Krippenspiele in unserer Zeit ihre völlig unromantische brutale Entsprechung hat. In den meisten Jahren weniger schlagzeilenträchtig – in diesem Jahr von schlagzeilenträchtiger Dramatik.

Die frohe Botschaft für die Armen will wörtlich genommen werden. Was sonst? Wollte ich euch alles beschreiben, was im Einzelnen mit Geld aus unseren Quellen in den Lagern rund um die Grenzen Syriens finanziert wird, ihr müsstet euer Mittagessen verschieben. Jede von euch Frauen, die einmal Kinder großgezogen hat, wird sich erinnern, was unbedingt sein muss für die körperliche und seelische Gesundheit; was eine Mutter braucht, damit sie nicht zusammenbricht. Wie schafft man wenigstens in ein paar Ecken Trockenheit, Wärme? Wie soll sie kochen, wie Krankheit produzierenden Dreck bekämpfen? Hinter jeder dieser Fragen stehen Artikel des „täglichen Bedarfs“, die nicht fehlen dürfen. Die unentbehrlichsten müssen verteilt werden. Aber da sind auch Ausgabeposten, an die

wir nicht sofort denken. Auch in den überfüllten Kammern jordanischer und libanesischer Städte wird Miete fällig. Wie sollen arbeitslose Männer, die kein Hartz IV kennen, zahlen, wenn ihnen kein Hilfsfond unter die Arme greift?

Die Katastrophenhilfe unserer Diakonie ist ein wichtiger Akteur im Kreis der internationalen Nichtregierungsorganisationen, die sich an der Rettungsarbeit beteiligen. Die Diakonie wiederum wird die Aktion „Brot für die Welt“ um größere Beiträge bitten müssen. Übermorgen, in den Gottesdiensten am Heiligabend, ist die Kollekte überall im evangelischen Deutschland für die Aktion „Brot für die Welt“ bestimmt. Wer diese Gelegenheit nutzen will, tut das am besten mit einem Briefumschlag, auf dem „Brot für die Welt“ – Für Syrien – steht. Dieses Geld ist dann zweckgebunden, denke ich, und der 50/50-Regel entzogen, die viele finanzschwache Gemeinden inzwischen praktizieren: an Heiligabend 50 Prozent für ein wichtiges Vorhaben der eigenen Gemeinde – und nur noch die Hälfte für den Überlebenskampf unserer fernen Nächsten.

Hüten wir uns trotzdem vor Illusionen: der Skandal der „Marien in der Eiseskälte“ lässt sich nicht mit unseren Spenden aus der Welt schaffen. Er wurzelt ja in dem feindseligen Machtstreben von Gewaltherrschern und der Gefolgschaftstreue, die sie finden. Wer müsste das besser aus der eigenen Geschichte lernen können als wir. Aber auch die reine Größenordnung des Elends überfordert die Gemeinschaft der christlichen Hilfswerke. Ohne die politische Völkergemeinschaft, ohne ihre wirtschaftlich bärenstarken Mitglieder kann es nicht gehen. Ernährung, Wasser, Infrastruktur, Rechtssicherheit für eine Millionenbevölkerung von Flüchtlingen, das bleibt politische Pflichtaufgabe. Unseren Volksvertretern und Regierenden auf die Pelle zu rücken ist unbequemer als das Portemonnaie zu zücken, aber mindestens genauso nötig. Gelegenheit dazu werden wir in den nächsten Wochen auch in unserer Gemeinde haben.

Maria 2013, die in der Eiseskälte. Für sie aus der Ferne mit eintreten? Jesus will es, keine Frage. Aber soll ich mir dadurch mein deutsches Familienweihnachten ankratzen lassen? Ich will antworten mit einem abgewandelten weihnachtlichen Prophetenwort: „Ein Kind ist uns geboren. Ein Sohn ist uns gegeben. – Oder auch eine Tochter. – Und die Hoffnung ruht auf ihren kleinen Schultern.“

Hirtenfeld und Grenzmauer

Und es waren Hirten in derselben Gegend auf dem Felde bei den Hürden, die hüteten des Nachts ihre Herde. Und des Herrn Engel trat zu ihnen, und die Klarheit des Herrn leuchtete um sie; und sie fürchteten sich sehr. Und der Engel sprach zu ihnen: Fürchtet euch nicht! Siehe, ich verkündige euch große Freude, die allem Volk widerfahren wird; denn euch ist heute der Heiland geboren, welcher ist Christus, der Herr; in der Stadt Davids. Und das habt zum Zeichen: Ihr werdet finden das Kind in Windeln gewickelt und in einer Krippe liegen. Und alsbald war da bei dem Engel die Menge der himmlischen Heerscharen, die lobten Gott und sprachen: Ehre sei Gott in der Höhe und Friede auf Erden bei den Menschen seines Wohlgefallens. (Lukas 2, 8-14a)

Bibeltouristen im Heiligen Land können auch einen Besuch auf dem Hirtenfeld bei Bethlehem buchen, dem Ort, wo nach alter Überlieferung den Hirten bei Nacht die Geburt des Heilandes verkündet worden ist. Heute gehört Bethlehem politisch zu den Palästinensergebieten; freilich so nah an der von Israel gezogenen Grenze, dass der Anblick des Hirtenfeldes förmlich erschlagen wird von der neun Meter hohen Grenzmauer. Diese Mauer, höher als die in Berlin war, bestimmt den Alltag der Menschen, ist Quelle und Ausdruck ihrer Existenzängste. Auch Hirten zur Zeit Jesu waren durch eine unsichtbare Mauer sozialer Ausgrenzung von ihren Landsleuten getrennt. Die monströse Grenzmauer beim Hirtenfeld heute schneidet Menschen ab von ihren Arbeitsplätzen, nimmt ihnen Äcker und anderes Eigentum; trägt zur völligen Verarmung der Bevölkerung entscheidend bei.

Auch Millionen Mitmenschen bei uns in Deutschland leben durch eine unsichtbare Mauer sozialer Ausgrenzung von der Mehrheit getrennt.

Rund um Weihnachten 2007 war verhältnismäßig viel von ihnen die Rede, den armen Deutschen, den armen Magdeburgern – und vor allem ihren Kindern. Ich habe gut reden, dass mir käufliche Weihnachtsgeschenke ziemlich egal sind – sie sind es wirklich. Aber arme Menschen können kaum anders, als sich mit dem zu vergleichen, was üblich ist, was zum Beispiel die Kinder als scheinbar normal an Wünschen mit nach Hause bringen. Und dann spüren sie, dass sie wieder mal nicht mithalten können, dass sie sogar auf wirklich Wichtiges verzichten müssen. Und das gebetsmühlenartige Reden vom Aufschwung, der uns allen zugutekommt, hilft ihnen auch nicht weiter. Menschen hinter Mauern der Ausgrenzung: ich könnte meine Kanzelzeit damit füllen, auch nur die Erscheinungsformen solcher Ausgrenzung in unserer Zeit aufzuzählen. Und es gehört zum harten Kern der Weihnachtsbotschaft, dass der um das Vertrauen und die Liebe der Menschen werbende Gott bei den Ausgegrenzten beginnt. Christliche Missionsstrategen haben das gern genau umgekehrt gemacht: gewinne, bekehre die Menschen an der Spitze der Pyramide, dann werden die schon dafür sorgen, dass das Volk irgendwann folgt.

Die Erfahrung, die die Hirten machen, legt die Werbestrategie unseres Gottes frei. Aber ob Hirte oder König, der Botschafter des Himmels muss erst eine Brücke bauen: „Fürchtet euch nicht. Ich verkündige euch große Freude.“ Gottes Himmel ist sichtbar auch auf der anderen Seite der Mauer, egal ob aus Beton errichtet oder aus menschlichen Urteilen. Aber eine Begegnung mit Gott ist keine harmlose Angelegenheit. Gott ist heilig und deshalb mindestens potentiell lebensgefährlich. „Zieh deine Schuhe aus, denn der Boden, auf dem du stehst, ist heiliges Land.“ So die warnende Stimme an Mose aus dem brennenden Dornbusch. Und es gibt im Alten Testament mehr als eine Geschichte, wie Menschen sogar durch bloß fahrlässige Missachtung der Heiligkeit Gottes zu Schaden und ums Leben kommen. Auch ich habe als Kind im erzkatholischen münsterländischen Dorf noch solche Vorstellungen von der bedrohlichen Heiligkeit Gottes vermittelt bekommen. Da waren die Geschichten von Leuten, die mit Hostien oder Reliquien unehrerbietig umgingen und sich daraufhin alle möglichen bösen Leiden zuzogen. Nein, das „Fürchtet euch nicht“ ist keine nebensächliche Floskel, sondern ein Brückenschlag, eine Bitte Gottes um menschliches Vertrauen.

Wir Heutigen werden uns durch religiöse Requisiten oder Riten kaum noch bedroht fühlen. Im Gegenteil fänden es manche Mitchristen oder auch

Politiker richtig, Gott gleichsam vor Beleidigungen in Schutz zu nehmen, etwa durch verschärfte Gotteslästerung-Paragrafen. Diesem Vorschlag liegt nach meinem Verstehen ein Denkfehler zu Grunde. Kurz gesagt mit einem einschlägigen Psalm-Zitat: „Der im Himmel sitzt, spottet ihrer.“

Wie gesagt, nicht viele werden sich heute vor dem Gott der Bibel fürchten wegen einer lebensbedrohlichen dinglichen Heiligkeit. Meine Furcht vor Gott, deretwegen ich das beruhigende „Fürchte dich nicht“ dringend brauche, hat zu tun mit der Gewissheit, dass Gott mich andere Wege und Ziele anstreben lassen wird, als sie gemeinhin gelten und Anerkennung einbringen. Jesus lässt ja keinen Zweifel daran, dass sein Gott die Rang- und Wertordnungen unserer Welt auf den Kopf stellt. Die Armen kommen zu Ehren. Die Schwerter setzen Rost an. Leben ist tausendmal wichtiger als Mammon. Vergebung kommt vor Rache, Gerechtigkeit vor Gerissenheit. Sobald man das nicht nur in der Kirche sagt, sondern in der Gesellschaft beispielhaft praktiziert und fordert, kann es schnell eng werden. Da wir heute mit der Monstermauer am Hirtenfeld begonnen haben, nur das eine Beispiel: Friedensaktive aus Israel und Palästina, vor allem, wenn sie partout zusammenarbeiten wollen, leben gefährlich. Auf beiden Seiten sitzen die Schusswaffen locker.

Fürchtet euch nicht. Denn das neue Wort Gottes ist das ganz alte: Gott will sich mit seinen Menschenkindern des Lebens erfreuen. Das erste Wort der Erschaffung des Menschen bedarf der Bestätigung durch das letzte, das endgültige: „Euch ist heute der Heiland geboren“. Es ist alles gesagt. Aber noch nicht gesungen. Die Menge der himmlischen Heerscharen, wie Martin Luther sich ausdrückt, bringt eigentlich keine neue Botschaft, verglichen mit dem, was der Verkündigungsengel schon gesagt hat. Sie rühmen den Einklang zwischen Himmel und Erde, der mit Botschaft und Werk des Heilandes möglich wird, den Grund zur Freude, zur Lebensfreude.

Ehre sei Gott in der Höhe! Was seine Ehre angeht, ist der Gott der Bibel wählerisch. Schöne Gottesdienste durften sein im Tempel zu Jerusalem und in den Kirchen der Christenheit. Unseres Schönheitssinns, unserer Empfindungen in einem richtig schönen Weihnachtsgottesdienst brauchen wir uns nicht zu schämen. Aber wenn es eine Gemeinde Gottes an den Werken der Liebe, der Barmherzigkeit und der Gerechtigkeit fehlen lässt, dann können die Propheten, die Sprachrohre Gottes richtig grob werden. „Erspart mir das Geplärr eurer Lieder. Eure Gottesdienste stinken mir“.

Der Vater Jesu Christi sucht seine Ehre darin, dass sein Wille geschieht, im Himmel und auf Erden. Und dann mag unsere Gemeinde auch munter „O du fröhliche“ singen.

„Ehre sei Gott in der Höhe! Und Friede auf Erden bei den Menschen seines Wohlgefallens.“ Das eine nicht ohne das andere. Weil es leichter wird, dem Frieden unbeirrt nachzustreben, wenn wir verstanden haben, dass wir Gott anders nicht die Ehre erweisen können, die ihm gebührt. Es gibt ja tausend Argumente gegen den Frieden, den Familienfrieden, den sozialen, den politischen und militärischen. Was tun, wenn es dem bösen Nachbarn nicht gefällt? Frieden? Ja, aber erst nach dem Sieg! Lieber ein Ende mit Schrecken als ein Schrecken ohne Ende. Sozialer Friede? Dafür müssen erst mal die Bilanzen stimmen.

Ich weiß nicht, wie oft ich schon in Friedensdingen am Weg Jesu gezweifelt habe. Ich weiß genau, dass dieser Weg die größere Portion Mut erfordert. Und von Hause aus bin ich ein Angsthase. Aber worauf wollen wir denn wirklich hoffen? Worauf lohnt es sich bei klarem Verstand mehr zu hoffen als darauf, dass Menschen Gott die Ehre geben – und zu ihrem Teil beitragen, dass sein Wille geschieht, beispielhaft, an möglichst vielen Orten.

Darum sollten möglichst viele christliche Gemeinden 2007 auch dankbar zur Kenntnis nehmen, dass wir Christen dieses Jahr zum ersten Mal herzlich formulierte Weihnachtsgrüße von einer Gruppe von 138 berühmten islamischen Theologen aus allen Teilen der Welt und fast allen islamischen Konfessionen bekommen haben. Gott als unbedingter Freund des Lebens wird uns darin vor Augen gestellt. Und die gemeinsame Lebensverantwortung von Muslimen, Christen und Juden. Der Islam wird mir fremd bleiben, weil die Grundlage unserer Glaubenshoffnungen unvereinbar bleibt. Aber wer wollte in unserer Zeit einen offensichtlich ehrlich gemeinten Friedensgruß zurückweisen?

Wohin der erste Weg der Hirten in jener Nacht geführt hat, wissen wir. Vor das Verkündigen, in heutiger Sprache, vor die missionarischen Aktivitäten der Gemeinde stellt der Engel den Weg zur Krippe. Dieser Weg lässt sich im Glaubensleben nicht einsparen. Sehen, annehmen, was Gott nicht nur ganz allgemein getan hat, sondern für mich, um mein Leben zu erfüllen mit Freude und Hoffnung.

Heilige Nacht in Boomtown

Maria behielt alle diese Worte und bewegte sie in ihrem Herzen.

(Lukas 2, 19)

Weihnachten: brauchen wir das heute noch, um Christinnen und Christen zu sein? Christen-Weihnachten: ist dafür überhaupt noch Platz? Damit wir uns richtig verstehen: für mich ist das keine von diesen Fragen, die man als Redner stellt, um sie dann selbstverständlich im Sinn des Althergebrachten zu beantworten. Ein Kunstgriff, um Dampf abzulassen, damit der alte Kurs beibehalten werden kann. Nein, wie ich hier rede, so geht es mir wirklich; einem alten Mann, der Weihnachtsgottesdienste erlebt und später mitgestaltet hat, soweit die Erinnerung zurückreicht. Also: ist unser Glaube auf Weihnachten angewiesen? Eine Minderheit der Magdeburger mit größerem Sicherheitsabstand zu den Kirchen war in einer Straßenumfrage zwar der Überzeugung, die Christen feierten Weihnachten die Auferstehung Jesu. Aber dafür haben wir ja Ostern – mit deutlich weniger gefüllten Gottesdiensten als am Heiligabend. Also auf den Punkt gebracht: geht christlicher Glaube auch ohne die alljährliche Geburtstagsfeier für Jesus?

Die Menschen, die dem erwachsenen Jesus von Nazareth seinerzeit begegnet sind, hätten die Frage nicht verstanden. Das Volk kannte ihn allenfalls als den Sohn eines Josefs. Aber nicht ein einziger dieser Kranken, dieser Außenseiter, dieser Neugierigen, dieser Gott Suchenden, dieser Verzweifelten, dieser leidenschaftlichen frommen Gegner kannte die Geschichten, die in unsere Krippenspiele eingegangen sind. Glaube, Liebe und Feindschaft, alles war möglich ohne einen Hauch von Weihnachten. So wahr das Markus-Evangelium das älteste der vier Zeugnisse vom

Erdenweg Jesu ist, am nächsten dran an denen, die mit Jesus gelebt haben, direkt an der Quelle sozusagen: es enthält nicht einen Satz über Jesu Geburt und Kindheit. Und es wirbt trotzdem mit jedem Satz um Vertrauen zu diesem Jesus von Nazareth. Die Proportionen des Markusevangeliums haben einen wichtigen Merksatz inspiriert: „Die Evangelien sind eigentlich Passionsgeschichten mit ausführlicher Einleitung.“

Jesus, der Gekreuzigte und Auferstandene, das ist, um absichtlich einen aktuellen Begriff aus der Wirtschaft zu bemühen, der „Markenkern des christlichen Glaubens“. Was die Evangelisten Matthäus und vor allem Lukas an Kindheitsgeschichten sammeln und hinzufügen, ist eine von uns heiß geliebte Ergänzung, aber eben eine Ergänzung. Das weihnachtliche Sondergut mit Kaiser Augustus, Heiliger Familie, Krippe, Engelchören, Hirten und Weisen, was ist dann davon zu halten? Zunächst einmal: kein Tatort-Kommissar entscheidet darüber, ob diese Geschichten wahr sind oder nicht. Das tut unser Herz, so wie es oft entscheidet über den Wahrheitsgehalt eines wegweisenden Traumes, einer Sinn-Geschichte, einer Liebeserklärung. Weder so noch so können die Leute von der Historiker-Spusi den biblischen Weihnachtsüberlieferungen mit ihren Befunden etwas zugestehen oder wegnehmen.

Wenn das feststeht, bleibt trotzdem die Frage: können wir diese Extras, dieses biblische Bonus-Material über das Kleinkind Jesus angesichts des Chaos unserer Weihnachtszeiten heute wirklich gebrauchen? Geht da überhaupt noch was, wenn das großartige Glaubenslied „Vom Himmel hoch“, der Geburtsgeschichte entnommen, in Endlosschleife das Weihnachtsgeschäft beschallt; wenn Umsatzzahlen längst zur einzigen öffentlichen Freudenbotschaft geworden sind? Ist die feindliche Übernahme der bibelnahen Weihnachtsfrömmigkeit durch den Mammon und die Event-Industrie inzwischen unumkehrbar? Was soll ich etwa im Weihnachtsgeschäft mit dieser geradezu geschäftsschädigenden Maria anfangen, deren energische Stimme Sätze wie diese in die Welt ruft: „Meine Seele erhebt den Herrn. Denn er stößt die Gewaltigen vom Stuhl und erhebt die Niedrigen. Die Hungrigen füllt er mit Gütern und lässt die Reichen leer.“ Oder auch mit der anderen Maria, von der wir in der Geburtsgeschichte hören: „Sie behielt alle diese Worte und bewegte sie in ihrem Herzen.“ Eine laute Stimme oder ein bewegtes Herz, für keins von beiden scheint noch Platz zu sein. Beides scheint dem hemmungslosen Missbrauch preisgegeben.

Je kostbarer, je einladender und geheimnisvoller zugleich mir dieses biblische Bonusmaterial zu Weihnachten erscheint – nach dem Motto „Eine andere Welt ist möglich; Gott macht sie möglich“ – umso stärker erlebe ich die Notwendigkeit zur Verweigerung. Käufliche Weihnachtsfreuden unter Erwachsenen? Nein danke, schon seit vielen Jahren. Das schont nicht nur das Nervenkostüm, das macht einen nicht nur wieder zum Briefschreiber, das tut vor allem meinem Glauben gut. Aber ich brauche mehr. Ich möchte teilnehmen, mit Herz und Verstand, an diesem Prozess der Aneignung, der so alt ist wie die Kirche Jesu auf Erden. Jede christliche Generation in jeder Gesellschaft hat immer aufs Neue versucht, dieses Bild von der Menschwerdung der Liebe Gottes in ihre Welt und ihre Zeit zu holen – sich diesen Schuh anzuziehen, wie wir flapsig sagen. Ja ich bin überzeugt: schon die Weihnachtserzählungen im Neuen Testament selbst sind Urkunden dieses Glaubens. Was sie mit Jesus erleben, die Jüngerinnen und Jünger, das war zurückblickend von Anfang an da. Gott hat es so gewollt. Der Gott, der seine Ehre darin sucht, dass sein Wille geschieht auf Erden; der Gott, der Menschen friedensfähig macht.

Bethlehem wie immer. „Alle Jahre wieder“. Bethlehem zugleich immer neu, damit die Welt unserer Kinder nicht ohne Hoffnung dasteht. So gehen mir gewöhnungsbedürftige und zugleich herausfordernde Sätze durch den Kopf:

Es geschah, dass eine Richtlinie von den Herren des Geldes ausging, dass jeder Arbeitnehmer dort zu erscheinen hatte, wo er den größten Profit abwirft. Da machte sich auch Josef auf und kam nach Boomtown, weil er seine Arbeitskraft verkaufen musste. Und Maria legte ihr Kind in eine Apfelsinenkiste, denn sie fanden sonst keinen Platz in dem Abbruchhaus. Und da waren Wachmänner im Industriegelände, die drehten des Nachts ihre Runden. Und die Boten Gottes fanden auch 2011 Mittel und Wege, diesen Nachtschichtlern zu sagen, dass Gott sie in sein Herz geschlossen hatte. Und die Wachmänner liefen los und überzeugten sich in dem Abbruchhaus, dass sie nicht halluziniert hatten. Und die drei Nobelpreisträger kamen später auch noch und schenkten dem Kind eine Krankenversicherung, eine unbefristete Aufenthaltserlaubnis und einen Schutzengel. Und Maria bewegte all ihre Erlebnisse in ihrem Herzen und erkannte, dass wir die Welt nicht aufgeben dürfen, solange Gott sie nicht aufgibt. Und – nicht zuletzt – Josef bekam rechtzeitig im Traum einen Tipp von Gott. Er verließ das Abbruchhaus mit Frau und Kind rechtzeitig, bevor die fremdenfeindliche Schlägerbande kam.

Dass wir uns richtig verstehen: ich liebe die Worte der biblischen Weihnachtsgeschichte. Und kann sie auswendig, wie Viele von euch, die sie vielleicht Jahr für Jahr in ihren Familien aufgesagt haben. Aber ich wünsche mir von Gott das Weihnachtsgeschenk, dass die Geschichte von neuem geschieht in unseren Herzen; dass sie in unsere Zeit geht und in ihre Hoffnungslosigkeiten und Ungerechtigkeiten, dass sie ihren Unfrieden durchbricht. Mit Weihnachten ist das wie mit einem Foto: wenn es vollkommen ist, kann es eine ganze Liebesgeschichte einfangen – für immer. Es wäre wunderbar, dieses Bild der Gottesliebe wiederzufinden unter all dem Müll, den wir darauf geschüttet haben.

„Das Kind wuchs“ – Lebensmut

Aber das Kind wuchs und wurde stark, voller Weisheit, und Gottes Gnade war bei ihm.
(Lukas 2, 40)

Zweimal, in ähnlichem Wortlaut, benutzt der Evangelist Lukas diesen Satz, um seine Mitteilungen über die Geburt und die frühe Jugend Jesu abzuschließen. Lukas will aus dem Leben Jesu, seinem wirklichen Leben berichten. Trotzdem erinnert der Satz ein wenig an den vertrauten Schluss vieler Märchen: „Und sie lebten glücklich bis an ihr Lebensende. Und wenn sie nicht gestorben sind, dann leben sie noch heute.“ „Aber das Kind wuchs und wurde stark, voller Weisheit, und Gottes Gnade war bei ihm.“ Ein Satz, der feststellt, dass nach aufregenden und bedrohlichen Ereignissen nun alles aufgehoben ist in der guten Ordnung des Lebens. Lukas gebraucht diese Worte, nachdem Maria und Josef mit dem Säugling Jesus von Bethlehem über Jerusalem an ihren Wohnsitz Nazareth heimkehrt sind – und dann noch einmal nach den Aufregungen um den Zwölfjährigen, der sich bei einer Jerusalem-Pilgerreise von der Familie absetzt, um mit den Priestern im Tempel zu sprechen.

Bei Lukas, dem Überlieferer der eigentlichen Geburtsgeschichte, findet sich kein Wort von den Weisen aus dem Orient, ebenso wenig von dem furchtbaren Kindermassaker zur Liquidierung des Jesusknaben und der Flucht und dem Exil in Ägypten. Trotzdem: die Eltern haben ein gerütteltes Maß beängstigender Ungewissheit zu tragen, ob sie ihr Kind würden versorgen, behüten und aufziehen können – angefangen bei den atemberaubenden Umständen der Geburt selbst.

Wir Heutigen sind vielleicht die vierte, höchstens die fünfte Generation, für die es in diesem Teil der Welt normal geworden ist, dass Kinder

im Regelfall erwachsen werden und ihre Eltern überleben. Die eigenen Kinder zu begraben, die Hälfte von ihnen oder mehr, war zu biblischen Zeiten Elternschicksal und ist es in den Armutsregionen der Menschheit vielerorts noch heute. Die Gefährdungen des Kindeswohls, wie wir das heute nennen, waren in Jesu Kindertagen weniger skandalös oder kriminell. Sie waren elementar, als Hungersnot, als Gefahren des Alltags, als nicht heilbare Krankheit, als häufig mit den Jahreszeiten wiederkehrende kriegerische Gewalt.

Über solchen dunklen Lebenserfahrungen geht die Nachricht vom Gedeihen des Jesusknaben auf wie eine strahlende Morgensonne. „Aber das Kind wuchs und wurde stark, voller Weisheit, und Gottes Gnade war bei ihm.“ Keinesfalls ein Satz, der nur für dieses eine Menschenkind reserviert ist; vielmehr Ausdruck eines Glückes, das Eltern jener Zeit hin und wieder unglaublich staunend erlebten, gerade weil es alles andere als selbstverständlich war. Das nicht Selbstverständliche wird ganz von allein zum kostbaren Geschenk.

Jesus von Nazareth, Gott so nahe, dass wir ihn in menschlicher Bildersprache „Gottes Sohn“ nennen, ist ohne Abstriche ein Mensch. Auch darauf haben die frühen Christen nach leidenschaftlichen, mehrere Generationen andauernden Auseinandersetzungen bestanden. Ein Mensch, das heißt, er hat eine menschliche Kindheit und Jugend durchlebt wie wir alle. Und zwar gemäß den Gesetzen der Schöpfung oder der Evolution, ganz wie ihr wollt, die längste Kindheit und Jugend, die wir unter den vergleichbaren Lebewesen auf dieser Erde kennen. Wenn wir das Erwachsenenleben beginnen, haben viele bewundernswerte und lebensstüchtige Mitgeschöpfe ihren Lebenshöhepunkt schon lange überschritten. Die zwei Jahrzehnte, die bis zur vollen Teilhabe am Erwachsenenleben vergehen, sind wirklich ein staunenswerter Prozess der Schöpfung vom „dummen“ Vierteljahr, das überhaupt nicht dumm ist, über die ständigen körperlichen und geistigen Horizonterweiterungen der Kindheit, die unstillbare kindliche Neugier, den Erwerb von Wertmaßstäben, die Selbsterfahrungen der Pubertät, die Stärkung des Lebensmutes, all diese wunderbaren „Programme“ oder auch ihr Misslingen.

Kindheit und Jugend sind ein wunderbarer, aus kaum zählbaren Wachstums- und Reifeschritten bestehender Prozess. Alles wirklich Wichtige darüber war auch schon elterliches Erfahrungswissen der Zeitalter und der

Generationen vor unserem naturwissenschaftlichen und psychologischen Menschenbild. Aber alte Kulturen und von hohen Armutsrisiken geprägte Gesellschaften waren und sind noch sehr viel zurückhaltender, einem neu geborenen Kind eine glänzende Zukunft zu versprechen, als wir es in modernen Vorsorge- und Wohlstandsgesellschaften heute sind. Umso furchtbarer, wenn bei uns das Lebensglück des einzigen Kindes durch widrige Umstände oder gar brutale Schicksalsschläge zerbricht.

Wer heute unter uns als der Schmied des Lebensglücks der Kinder gilt, scheint ziemlich klar. Nicht eine segnende Schöpferhand ist gefragt, sondern elterliche Anstrengung, wenn nicht gar ihr Ehrgeiz und Geltungsbedürfnis. Alles für das Kind, damit sie oder er es eines Tages besser hat als Vater und Mutter. Gottes Segen lässt sich nur schlecht in Bildungs-Finanzierungspläne oder gar Aktien-Depots einpreisen. Dabei steht das Lebensglück *made by* Papa und Mama auf einem sehr wackeligen Fundament. Es kann gar nicht anders sein. Denn unsere Kinder müssen ihren Lebensmut und ihre Lebensziele ja gewinnen in der Auseinandersetzung mit uns Eltern. Die Entscheidung, uns in wichtigen Werturteilen und Lebenszielen gerade nicht zu folgen, ist eine wichtige Zutat des Erwachsenwerdens. Im Zusammenleben als Erwachsene muss das der Liebe später keinen Abbruch tun. Aber es kann dauerhaft Schaden anrichten, nicht anzuerkennen, dass mein Kind andere Wege gehen muss, als ich es dachte. Bibelleserinnen kennen ganz knappe, kurze, aber eindeutige Hinweise darauf, dass auch den Eltern Jesu von Nazareth diese Zerreißprobe nicht erspart geblieben ist: „Deine Mutter will mit dir sprechen.“ – „Wer ist meine Mutter? Wer den Willen meines Vaters im Himmel tut, der ist meine Mutter oder mein Bruder.“ Größer geht es kaum.

Während unsere Kinder erwachsen werden, decken sie dabei zwangsläufig unsere Schwächen und auch unsere Schuld, unser Schuldiggeblibensein auf. Das tut weh. Deshalb ist es so wohltuend, so heilend, dass uns der Zugang zu dieser Beobachtung des Lukas ja nicht verbaut ist: „Aber das Kind wuchs und wurde stark, voller Weisheit, und Gottes Gnade war bei ihm.“ Wie gesagt, das ist kein Satz, der für das Kind Jesus reserviert gewesen wäre.

Solange uns der Ehrgeiz nicht den Blick verstellt, bleiben das die kostbaren, die geschenkten Aha-Momente unseres Elternlebens: wenn immer und immer wieder etwas geschieht mit unseren Kindern, durch unsere

Kinder, was wir nicht gemacht haben, was uns geschenkt wird im Augenblick – in dieser einmalig langen Kindheit und Jugend, die der Schöpfer uns durchleben lässt, bis wir Verantwortung übernehmen können, wie es unsere Bestimmung ist. Ein Kind wird stark, selbst wenn es kein Talent zum Spitzensportler hat – stark im Geist, wie Heinrich Schütz bei seiner wunderbaren Vertonung dieses Satzes frei gedeutet hat. Und was mein Kind ab heute erst kann, was es noch nie zuvor fertig gebracht hat, das stellt meine Beziehung zu ihm immer auf eine neue Grundlage. Unterm Strich gibt es wohl keinen besseren Satz als diesen, der dies kostbare Erleben beschreibt: Gottes Gnade war bei ihm!

Feuer vom Himmel?

Es begab sich aber, als die Zeit erfüllt war, dass er hinweggenommen werden sollte, da wandte er sein Angesicht, stracks nach Jerusalem zu wandern. Und er sandte Boten vor sich her; die gingen hin und kamen in ein Dorf der Samariter, ihm Herberge zu bereiten. Und sie nahmen ihn nicht auf, weil er sein Angesicht gewandt hatte, nach Jerusalem zu wandern. Als aber das seine Jünger Jakobus und Johannes sahen, sprachen sie: Herr, willst du, so wollen wir sagen, dass Feuer vom Himmel falle und sie verzehre. Jesus aber wandte sich um und wies sie zurecht. Und sie gingen in ein anderes Dorf. (Lukas 9, 51-56)

Glaubenseifer – oder soll ich sagen, religiöser Fanatismus – will, dass Feuer vom Himmel fällt, auf die Feinde des einzig wahren Glaubens, die Feinde Gottes also. Ein Feind des wahren Gottes zu sein, gilt frommen Eiferern als todeswürdiges Verbrechen. So haben die Eiferer es gelernt, aufgesogen, oft von Kindesbeinen an. Sie haben es gehört aus dem Mund Respekt heischender Glaubenslehrer. Sie nannten sich Mullah, Rabbi, Guru, Priester – ja, manchmal auch Pfarrer. Im unserem konkreten Fall haben die Eiferer Namen, prominente Namen, mit festen Terminen im christlichen Heiligenkalender: Jakobus und Johannes, ehemalige Berufsfischer, Brüder, Jesus-Jünger der ersten Tage, nicht nur diesmal auffällig durch fromme Radikalität. In der für uns modernen Weltreisende eher kleinteiligen Welt Israels zur Lebenszeit Jesu stolpern sie fast unvermeidlich in die Falle einer frommen Erbfeindschaft, die schon viele Jahrhunderte andauert. Eine Erbfeindschaft unter nahen Verwandten, verwandt nicht nur im Sinn familiärer Stammbäume; auch in Glaubensdingen sind die hautnah beieinander. Solche Feindschaften sind die schlimmsten.

Die Samaritaner alias Samariter lieben und verehren denselben Gott wie die Gläubigen Israels. Aber sie sind davon überzeugt, dass man ihn auf dem heiligen Berg Garizzim anbeten müsse und nicht in dem von Menschen gebauten Tempel zu Jerusalem. Außerdem belassen sie es als Heiliges Buch des Gotteswillens bei den Fünf Büchern Mose, ohne die Propheten, die Psalmen und so weiter. Ausgerechnet in einem Dorf dieser Sippschaft suchen die Jesus-Leute ein Nachtquartier für ihren Meister. Dabei hätten sie es wissen müssen. Jemand, der wie Jesus zum verabscheuten Jerusalemer Tempel pilgert, kann nie und nimmer auf die Gastfreundschaft der Samaritaner rechnen. Der heilige Zorn der Abgewiesenen kocht hoch. Jakobus und Johannes erbitten von Jesus die Vollmacht zu einer Art Heiliger Inquisition, genauer die Vollmacht für eine Neuauflage des tödlichen Strafgerichts über Sodom und Gomorrha: „Herr, wenn du einverstanden bist, dann wollen wir Feuer vom Himmel herbeirufen, das sie verzehren soll.“ Wo Gott und seine Rechtgläubigen beleidigt worden sind, da kann und soll nur eine Stätte des Todes übrig bleiben und schauriges Zeugnis ablegen von diesem Frevel. Das ist nur folgerichtig, zwangsläufig, im geschlossenen Weltbild und Regelwerk eines Gottesstaates. Da mögen Außenstehende entsetzt mit dem Kopf schütteln. Der Inquisitor, der Feuer vom Himmel fallen lässt oder das Richtschwert zieht, bleibt unbeeindruckt: der Ungläubige wird sowieso nie begreifen. Sein Protest ist unerheblich. Er hat von der Heiligkeit Gottes keine Ahnung.

Jakobus und Johannes, die rachedurstigen Verteidiger der Ehre des abgewiesenen Jerusalem-Pilgers Jesus von Nazareth, ihres von Gott gesandten Herrn, kommen diesmal nicht zum Zuge. Aber die Kirchengeschichte quillt über von Mordtaten, die zur Verteidigung der angeblich verletzten Ehre unseres Gottes und seines Christus begangen worden sind – an taufunwilligen Ureinwohnern vieler Länder, durch die Jahrhunderte an sogenannten Sektierern, auch an berühmten unangepassten Söhnen und Töchtern der Kirche. Immer dieselbe tödliche Enge der Herzen und der Geister. Sie meinen Gott einen Dienst erweisen zu müssen, indem sie seine angeblichen Feinde vom Angesicht der Erde und aus der Glaubensgemeinschaft tilgen. Es gibt wenig anderes, was mich an meinem Jesusglauben öfter irre gemacht hat als diese Tatsache.

Heute, im Spätsommer 2014, agieren die Richter und Henker eines solchen schrecklichen Gottesstaates nicht im Zeichen des Kreuzes, son-

dem im Zeichen des muslimischen Halbmondes. Millionen Muslime sind wegen dieser frommen Vergewaltigung ihres Glaubens entsetzt. Und dennoch geschieht es derzeit, Tag für Tag. Die öffentliche Ermordung eines gefangenen US-Amerikaners ist nur ein gewollt dramatischer schriller Höhepunkt. Gemäß den Reaktionsweisen schockierter Menschenseelen soll dieses Verbrechen vor laufender Kamera gottgleiche Allmacht suggerieren und lähmendes Entsetzen verbreiten. Aber die eher alltäglichen Glaubensmorde davor und danach füllen den Kelch der Leiden für ganze Völkerschaften „Ungläubiger“, Jeziden wie Christen, auch Muslime der falschen Konfession beziehungsweise der falschen Glaubenshaltung.

Jeder Gottesstaat, in welches heilsgeschichtliche Drehbuch seine Idee auch immer hinein geschrieben wird, ist gemeingefährlich. Zunächst einmal virulent – wenn aber unverhofft an die Macht gekommen, wie auf noch unabsehbare Zeit in Syrien und dem Irak, dann mit kalter Geschäftsmäßigkeit verwirklicht von Menschen, die meinen, ihrem Gott als Henker einen Dienst zu erweisen. Wie konnten die Herren der christlichen Inquisition die Reaktion Jesu auf das erschreckende Ansinnen seiner beiden eifernden Jünger verdrängen? Aus seinem Mund keine Anerkennung für ihren Eifer, noch nicht einmal eine Diskussion. Stattdessen eine der wenigen überlieferten heftigen Reaktionen, die kaum zu dem „lieben Herrn Jesus“ passen. Jesus „wies sie zurecht“, übersetzt die aktuelle Lutherbibel den alten Text so höflich wie möglich. Das ist keine freundliche Korrektur mehr, sondern ein unmissverständliches „So nicht!“ Im Umgang zwischen Mensch und Mensch, konkret zwischen Jesus und uns, ist das ein klares Stoppschild. Wer mir nachfolgen will, ruft gefälligst kein Sodom und Gomorrha auf anders Glaubende vom Himmel herab. Und ein Teil der Handschriften, auf denen unser Neues Testament beruht, überliefert dann noch eine Fortsetzung der Reaktion Jesu mit wörtlichem Zitat: „Wisst ihr nicht, wes Geistes Kinder ihr seid? Der Menschensohn ist nicht gekommen, das Leben der Menschen zu vernichten, sondern zu erhalten.“

„Wisst ihr nicht, wes Geistes Kinder ihr seid?“ Jesu Frage klingt, wie rhetorische Fragen zu klingen pflegen. Eigentlich müsste die Sache ja klar sein. Aber für alle Fälle: ihr wisst doch hoffentlich, wes Geistes Kinder ihr seid. Kinder des Geistes, der Frieden und Versöhnung zu den Menschen tragen will; des Geistes, der in jedem Menschen das Kind Gottes, einen möglichen Täter, eine Täterin seines Willens zu sehen vermag. Des Geistes, der in

„Ungläubigen“ wie dem Barmherzigen Samaritaner und dem heidnischen Hauptmann von Kapernaum vorbildliche Söhne Gottes erkannte – statt sie einer mörderischen Zwangsbekehrung zu unterwerfen. Leben vernichtende Mission, wie konnte es so etwas in Kenntnis dieser Jesusworte jemals geben?

Auch in den Tagen der mörderischen IS-Mission im Nordirak kann ich nicht anders, als diese Frage zuerst an die Gemeinschaft meiner eigenen weltweiten Kirche zu richten. Wir können nicht anders, als auch allen Anfängen zu wehren. Jeder missionarischen Aktivität, die mit dem Mittel der seelischen Angst Menschen für das Evangelium gewinnen möchte, sollten wir mit dem Jesus-Zitat des Tages begegnen: „Wisst ihr nicht, wes Geistes Kinder ihr seid?“

Aber das darf uns nicht daran hindern, den bösen Geist der blutbefleckten IS-Mission ohne Wenn und Aber beim Namen zu nennen. Fromme Muslime machen um den Namen Gottes womöglich noch mehr Aufhebens als wir Juden und Christen, wenn wir uns an das Erste Gebot halten. Und wer Allah – die arabische Gottesnennung für Muslime und Christen gleichermaßen – mit Inbrunst den „All-Erbarmen“ nennt, der muss schon in widergöttlichem Wahn gefangen sein, wenn er im Namen dieses „All-Erbarmers“ Leichenberge auftürmt.

Darum, lasst uns beten für die prominenten und die ungezählten namenlosen Muslime, die mit aller Kraft ihres Glaubens und aller Schärfe ihres Geistes diesen gottesstaatlichen Mördern die Stirn bieten. Sie tun mehr und Wichtigeres als all die kriegesischen Notbehelfe, die in diesen Tagen gegen den IS-Gottesstaat zusammengekratzt werden. Jesus, wie er sich uns heute wieder zu erkennen gegeben hat, zieht jedenfalls auch gegen IS nicht in den Kreuzzug, weil es Kreuzzüge für ihn so wenig gibt wie irdische Gottesstaaten. „Wisst ihr nicht, wes Geistes Kinder ihr seid? Der Menschensohn ist nicht gekommen, das Leben der Menschen zu vernichten, sondern zu erhalten. „Herr wir glauben, hilf unserem Unglauben!“

Das große Gastmahl

Jesus sprach: Es war ein Mensch, der machte ein großes Abendmahl und lud viele dazu ein. Und er sandte seinen Knecht aus zur Stunde des Abendmahls, den Geladenen zu sagen: Kommt, denn es ist alles bereit! Und sie fingen an alle nacheinander, sich zu entschuldigen. Der erste sprach zu ihm: Ich habe einen Acker gekauft und muss hinausgehen und ihn besehen; ich bitte dich, entschuldige mich. Und der zweite sprach: Ich habe fünf Gespanne Ochsen gekauft und ich gebe jetzt hin, sie zu besehen; ich bitte dich, entschuldige mich. Und der dritte sprach: Ich habe eine Frau genommen; darum kann ich nicht kommen. Und der Knecht kam zurück und sagte das seinem Herrn. Da wurde der Hausberr zornig und sprach zu seinem Knecht: Geh schnell hinaus auf die Straßen und Gassen der Stadt und führe die Armen, Verkrüppelten, Blinden und Lahmen herein. Und der Knecht sprach: Herr, es ist geschehen, was du befohlen hast; es ist aber noch Raum da. Und der Herr sprach zu dem Knecht: Geh hinaus auf die Landstraßen und an die Zäune und nötige sie hereinzukommen, dass mein Haus voll werde. Denn ich sage euch, dass keiner der Männer, die eingeladen waren, mein Abendmahl schmecken wird.

(Lukas 14, 16-24)

Kardinal Lehmann, der Sprecher von Deutschlands Katholiken, nimmt es ziemlich gelassen: „Gott wird nicht sterben, nur weil er in der neuen EU-Verfassung ungenannt bleibt.“ Bruder Lehmann hat recht. Aber für viele Christenmenschen ist die Vorstellung dennoch gewöhnungsbedürftig. Da geht in diesen Zeiten ein muslimisch geprägtes Land nach dem anderen dazu über, das Religionsrecht, die Scharia, zum Grundgesetz zu

erheben, nach dem sich das ganze Leben von Bürgern und Gesellschaft zu richten hat. Und längst nicht alle Scharia-Staaten praktizieren die Toleranz gegenüber Andersgläubenden, für die es ja in der Geschichte des Islam eindrucksvolle Beispiele gibt. Drakonische Scharia-Strafen, bei denen es uns kalt den Rücken herunterläuft, werden immer wieder verhängt. Sie erinnern uns zwangsläufig an die ungezählten Scheiterhaufen, die unter Missbrauch des Namens Jesu in der Geschichte angezündet worden sind. Trotzdem, was ist eine EU-Verfassung ohne Bezug auf den Gott der Bibel für ein Signal an die Welt, zum Beispiel an die muslimische? Heißt das nicht im Klartext: Europas Politiker können so etwas in ihrem Verhandlungspoker beschließen, weil der Gott der Bibel die heutigen Europäerinnen und Europäer in ihrer Mehrheit herzlich wenig kümmert?

Suchen wir im Gleichnis Jesu vom großen Festmahl nach einem Kommentar zu dieser erstaunlichen Situation. Der Gastgeber, von dessen Erfahrungen mit seinen Gästen hier die Rede ist, ist Gott selber. Mit Gott an einem Tisch sitzen dürfen, das ist ein Bild, mit dem biblische Texte immer wieder die Nähe, die Gott selber sucht, beschreiben. Die Nähe und auch seine besondere Einladung, seine Erwählung. Gott selbst beschließt in seinem Herzen, wen er an seinem Tisch sehen möchte. Immer und immer wieder rufen die geistlichen Führer Israels das ihren Landsleuten in Erinnerung. Nicht ihr habt Gott erwählt. Nicht ihr habt Gott durch irgendetwas verpflichtet oder gar gezwungen, sich euch zuzuwenden. Nach Maßstäben weltlicher Macht wart ihr ein Nichts. Gott hatte einfach Freude daran, mit euch einen Bund der Liebe und des Rechtes zu schließen.

Ein Zeichen dieses Bundes sind die Mahlzeiten, bei denen die Gläubenden ihren Gott in ihrer Mitte wissen. Angefangen hat das mit Mahlzeiten, die die Israeliten regelmäßig anlässlich ihrer Opfergottesdienste hielten – richtige Sättigungsmahlzeiten wohlgemerkt – anders als unsere Mahlfeiern. Warum wer in Jesu Gleichnisgeschichte auf der Einladungsliste für das Festmahl steht, erfahren wir nicht. Der Gastgeber entscheidet, er allein. Aber was aus der Einladung wird, hat er nicht in der Hand. Bei aller Großzügigkeit ist er darauf angewiesen, dass seine Einladung angenommen wird. Und diesmal bekommt er eine Absage nach der anderen. Allerdings sind es keine Bagatellen, derentwegen sich die Eingeladenen entschuldigen. Wichtige geschäftliche Entscheidungen, Landkauf, Investition in Zugvieh – damals als es noch keine Motoren gab – und erst recht die eigene Hochzeit. Das wird

der Gastgeber verstehen, das wird er verstehen müssen! Das berufliche, das wirtschaftliche Vorankommen, gerade in schwierigen Zeiten, das hat Priorität. Das hat seine eigene Gesetze und Spielregeln. Da können die Zehn Gebote und erst recht die Bergpredigt Jesu rasch im Wege stehen. Wie gesagt, der Gastgeber im Gleichnis ist Gott selber. Aber die Leute, die große Investitionen tätigen können, egal ob in Aktienpakete oder in Ochsenge-spanne, sind wahrscheinlich zu allen Zeiten eine Minderheit. Heiraten tun auch die kleinen Leute. Und wie's im ganz Privaten zugeht, das geht niemanden etwas an. Aber ich will das Gleichnis Jesu nicht verbiegen. Es kommt ja gar nicht darauf an, wie verantwortungsbewusst jener frischgebackene Ehemann seine Ehe zu führen gedenkt. Wir erfahren nichts darüber – nur seine Absage.

Aber dieser Fingerzeit auf unsere Zeit ist doch nicht zu übersehen: im größten Teil Europas mit seiner von Bibel und Kirchen geprägten Geschichte laufen dem himmlischen Gastgeber die Gäste weg, sofern jede Taufe – halbwegs ernst genommen – so eine Einladung in Gottes Familie und an seinen Tisch bedeutet. Die meisten Einladungen landen im Papierkorb. Und die meisten Abmeldungen erfolgen schweigend und mit weniger Bitten um Verständnis.

Noch einmal: als der Gastgeber das enttäuschende Echo auf seine Einladung erfährt, reagiert er nicht mit Vorwürfen, in dem Sinne: Alles Ausreden, welche Undankbarkeit oder Ähnliches. Darum ist es auch nicht unser Auftrag, unseren Mitmenschen, die das Kapitel Glauben ad acta gelegt haben, mit Vorwürfen zu begegnen. Trotzdem ist vom Zorn des Gastgebers die Rede. Denn er sieht das Fest des Lebens in Gefahr. Das Fest, das Gott nicht mit sich allein feiern will. Das kann er überhaupt nicht. In dieser Rolle des düpierten Gastgebers ist der Allmächtige nicht allmächtig. Aber der Gastgeber schickt keine Strafexpedition aus wie bei Matthäus, sondern neue Einlader – Bitter könnte man sagen – so wie frühere Generationen den ländlichen Hochzeitsbitter kannten. Neu ist die Zielgruppe. Nicht mehr die Investoren, die, die in geregelten Verhältnissen leben. Jetzt sind Arme, Kranke, Behinderte die Zielgruppe, um ein charakteristisches Wort unserer Beziehungssprache zu benutzen. Ein überaus ungewöhnliches Bild wird dieses Bankett abgeben. Und wo die wirklich armen Teufel zusammenkommen, riecht es auch nicht nach Hugo Boss. Ein erster Schwung dieser außergewöhnlichen Gäste ist schon nachgerückt, erfährt der Gastgeber.

Aber es ist noch Platz. Jetzt will der Gastgeber es wissen: „Geht hinaus an auf die Landstraßen und an die Zäune ...damit mein Haus voll werde.“

Wie viel von diesem Austausch der Gäste am Tisch Gottes mag sich in unserer Zeit abspielen? Etwas bestimmt. Dadurch dass Christinnen und Christen im EU-Europa den Platz an Gottes Tisch nicht mehr nutzen, ist es an ihm nicht leerer geworden. Der fest geprägte Begriff von der „Kirche der Armen“ steht für Abermillionen, die im Elend Mut und Hoffnung schöpfen aus der Botschaft Jesu. Aber auch in unserem Land gibt es neue Zellen dieser Kirche der Mühseligen und Beladenen, die wissen, was sie an Jesus haben.

Arm und gelähmt, das ist darüber hinaus keineswegs immer eine Frage des Kontostandes oder der ärztlichen Diagnose. Es kann jede und jeden treffen. Und wer von uns das am besten weiß, soll auch wissen, dass unser Platz an Gottes Tisch nie schon besetzt ist. Wir nehmen niemandem diesen Platz weg. Und niemand kann uns unseren wegnehmen.

Und die, die fernbleiben? Sie werden nicht bestraft. Jedenfalls nicht in dieser Version des Jesus-Gleichnisses. Sie haben sich einfach selbst um ein wunderschönes Erlebnis gebracht. Wer nicht am Tisch sitzt, kann nicht schmecken, nicht genießen, nicht satt werden, nicht seine Nachbarn kennenlernen. Grund genug, die Fernbleibenden doch immer wieder einzuladen.

Wie gesagt, Kardinal Lehmann erinnert uns, dass Gottes Gegenwart und Kraft nicht vom Papier der EU-Verfassung abhängen. Politiker sind in dieser Sache schlicht unzuständig – und die klugen unter ihnen werden das wissen. Welche Rolle Gott in unserem Leben spielt, welche Rolle Gott spielt, wo unser Leben Auswirkungen hat auf das Leben anderer und der ganzen Schöpfung, das entscheiden wir selbst. Äcker und Ochsen kaufen, sogar heiraten, nichts dagegen zu seiner Zeit. Solange uns nichts über Gottes Einladung geht.

Die zehn Aussätzigen

Und es begab sich, als er nach Jerusalem wanderte, dass er durch Samarien und Galiläa hin zog. Und als er in ein Dorf kam, begegneten ihm zehn aussätzige Männer; die standen von ferne und erhoben ihre Stimme und sprachen: Jesus, lieber Meister, erbarme dich unser! Und als er sie sah, sprach er zu ihnen: Geht hin und zeigt euch den Priestern! Und es geschah, als sie hingingen, da wurden sie rein. Einer aber unter ihnen, als er sah, dass er gesund geworden war, kehrte er um und pries Gott mit lauter Stimme und fiel nieder auf sein Angesicht zu Jesu Füßen und dankte ihm. Und das war ein Samariter. Jesus aber antwortete und sprach: Sind nicht die zehn rein geworden? Wo sind aber die neun? Hat sich sonst keiner gefunden, der wieder umkehrte, um Gott die Ehre zu geben, als nur dieser Fremde? Und er sprach zu ihm: Steh auf, geh hin; dein Glaube hat dir geholfen.

(Lukas 17, 11-19)

Ihr Leben ist ein Leidensweg, seit der Stunde der Diagnose: Lepra! Egal, wer sie vorher waren, was sie besaßen, welches Ansehen sie genossen. Wenn der Priester-Arzt diese Diagnose stellt, ist alle Normalität zu Ende. Die Gesellschaft weiß sich angesichts dieser ansteckenden und unheilbaren Krankheit nicht anders zu helfen als durch Isolation der Opfer für den Rest ihres Lebens. Gewiss, der Priester-Arzt kann auch Heilung feststellen. Aber das gehört wirklich in den Bereich der Wunder.

Abstand halten, das wird von ihnen verlangt – und die Betroffenen haben es gelernt. Stellt euch das vor: die Gruppe der Kranken drüben am Zaun des Friedhofs, Jesus hier auf dieser Straßenseite. Da reicht die Zimmerlautstärke nicht, wenn man um jeden Preis gehört werden will.

„Jesus, lieber Meister“, rufen sie ihn an. Ob Höflichkeit verzweifelter Bittsteller oder Ausdruck wirklichen Vertrauens, wer kann das wissen oder beurteilen; Meister, also Rabbi, sind viele. Wie sie von Jesu Durchzug erfahren haben, wissen wir nicht. Zuruf funktioniert ja in alle Richtungen. Und die panische Angst vor Ansteckung schließt ja nicht aus, dass es da Menschen gibt, die es mit den Kranken gut meinen. „Jesus, lieber Meister, erbarme dich unser!“ Wir sind uns sicher, dass sie mit diesem Zuruf um ihre Heilung bitten. Schließlich kennen wir die ganze Geschichte. Aber ich weiß nicht recht, Menschen, die nichts mehr haben, bitten um etwas, um irgend etwas. Alles oder Nichts, das ist nicht ihre Art. Ein paar Schritte in ihre Richtung, eine Geste der Freundlichkeit, ein öffentliches Wort, ein Almosen, alles würde ja zählen. Alles wäre Barmherzigkeit.

Zum Rufen gehört eigentlich das Hören. Jesus soll hören. Das ist ja auch unsere Erwartung, wenn wir ihn im Gebet anrufen. Nicht gehört werden, das kann Menschen zur Verzweiflung bringen, Gott sei Dank gilt auch das Gegenteil. Da fällt mir schon auf, welche Worte der Evangelist Lukas wählt: „Und als Jesus sie sah, sprach er zu ihnen...“ Es geht nicht darum, ob die Kranken sich im allgemeinen Durcheinander schlecht verständlich machen konnten – möglich, aber nicht entscheidend. Denn es ist längst nicht das einzige Mal in den Jesusgeschichten, dass Jesu Augen die Hauptrolle spielen. Denkt nur an die Männer, die ihren gelähmten Freund durch ein Loch im Dach zu Jesus abseilen. „Als Jesus ihren Glauben sah...“ heißt es da. Oder auch seine Reaktion auf die Menschenmenge am See Genezareth, die etwas zu essen braucht: sie geht über die Augen.

Gott hat uns geschaffen als Augenwesen. Nicht nur im oberflächlichen Sinn, dass wir unseren Weg finden und die Zeitung lesen können. Wenn Jesus etwas sieht, dann versteht er mit dem Herzen. Er kann sehen, was wahr ist: dass die Blumen auf dem Feld Zeugnis ablegen von Reichtum und Schönheit der Schöpfung und der Liebe des Schöpfers; dass die Glucke mit ihren Küken von Gott redet, genauso wie die Straßenkötter, die dem Lazarus seine Geschwüre ablecken. Gott spricht mit uns über die Augen. Das Bild, die sichtbare verzweifelte Leidenschaft der dahinsiechenden Männer verwandelt sich für Jesus in ein Wort, in einen Auftrag Gottes.

Ich bin hin- und hergerissen. Einerseits möchte ich laut rufen „Ja, so ist es“. Ich habe viele Bilder gesehen in meinem Leben, die für mich Geltung, Gültigkeit, Wahrheit erlangt haben – in dem Moment, da ich sie sah.

Mein ganzer Lebensarbeitsweg im Entwicklungsdienst unserer Kirche hat mit solchen Bildern zu tun. Ich erinnere mich der Tage 1967/68, als wir unser erstes properes Baby hatten. Da hinein schlugen die Fernsehbilder von der Hungerblockade des Biafra-Krieges im afrikanischen Nigeria. Der Kontrast war scheußlich. Ich habe versucht, irgendwie Geld zusammenzukriegen für die Hilfsprogramme, an denen unsere Kirche beteiligt war. Zu Hause ein Wonnepropfen und in der Zeitung die Bilder so gerade noch lebender Kinderskelette, das ging einfach nicht.

Aber ich bin nicht naiv, jedenfalls nicht mehr so sehr wie in jungen Jahren. Gerade weil Bilder so durchdringen, versucht jede Generation von Machthabern, sie zu manipulieren. In Diktaturen werden gestürzte Funktionäre sorgfältig aus Gruppenfotos wegretuschiert. Und in diesen Wahlkampftagen treibt noch die scheinbar belangloseste Kleinigkeit im Erscheinungsbild der Kandidaten den Beratern Schweißperlen auf die Stirn. Und in der Werbung? Da wird mit Bildern gelogen, dass sich die Balken biegen. Wir wissen das und zappeln doch wie die Fliegen im Netz der Spinne. Bilder lügen nicht, aber sie werden zum Lügen benutzt, unzählige Male jeden Tag.

Jesus hält mich aber davon ab, einem Zynismus der Bildkritik zu verfallen; etwa nach dem Motto „Traue keinem Bild, das du nicht selbst manipuliert hast.“ Noch ist die überwältigende Mehrheit aller Bilder, die wir sehen, wahr – aller Bilder von Freude, Schönheit, Verzweiflung, Einsamkeit, Verbrechen, Not. Es ist gut und wichtig, wenn ich denen vertrauen kann, die mir in unserem Medienzeitalter ein Bild vor Augen stellen. Aber dieses Vertrauen ist ja auch oft genug gerechtfertigt, zum Beispiel im Nachrichtenaustausch unserer Weltkirche.

Lassen wir uns einfach nicht ins Bockshorn jagen. Die Bilder, die man sehen kann vor den Türen der Magdeburger Tafel im Bahnhof Buckau oder auf den Fluren des Sozialamtes – sie sind wahr. Der Anblick des einsamen Menschen, den wir besuchen, seine Freude, sie ist wahr. Jede von uns kann diese Liste fortsetzen. Und Jesus lebt uns vor, dass Bildern etwas in Bewegung setzen sollen in unseren Herzen – und anschließend auch unsere Stimmen und Hände. Sehen – Urteilen – Handeln heißt eine viel zitierte Anleitung zum praktischen Christsein in unserer Zeit. Sie kann sich, wie unsere Geschichte zeigt, unmittelbar auf Jesus berufen.

Jesus hat gesehen und verstanden, in der Tiefe des Herzens. Darum empfangen die zehn Männer kein Almosen. Er schenkt ihnen die Rückkehr ins

Leben. Streng nach den Regeln des öffentlichen Gesundheitsdienstes weist Jesus sie an: „Geht hin und zeigt euch den Priestern.“ Auf das Nötigste reduziert erfahren wir: „Und als sie hingingen, wurden sie rein.“ Jesus hat gut reden, mögen wir denken. Jesus ja, aber wir? Nun, die Wirkungsgeschichte dieser Heilung war gewaltig. Den Sieg über die Lepra haben Menschen eingeleitet, die in diesem Gruppenbild „Zehn plus Einer“ ihren Lebensauftrag erkannt haben. Über mehrere Generationen der ärztlichen Mission hinweg haben sie für das Lebensrecht und die Menschenwürde der Leprakranken gelebt und gearbeitet. An ihren Gräbern wird heute der medizinische Sieg über die Lepra gerühmt. Und die soziale Rehabilitierung der Betroffenen ist ein erreichbares Ziel. Das gibt Hoffnung für den Kampf der Weltkirche gegen die Armutskrankheit Aids. Was die soziale Ausgrenzung der Opfer angeht, gleicht sie ja der Lepra vergangener Zeiten wie keine andere Krankheit.

Was nun folgt, hat sich mir schon im Kindergottesdienst und im Religionsunterricht eingeprägt. Vergiss nicht zu danken! Sei nicht so wie die Neun, die undankbar ihrer Wege ziehen. Religionspädagogisch vielleicht nicht allzu überzeugend, scheint mir heute. Denn wer von uns Kindern hatte auch nur von ferne so einschneidende Erfahrungen gemacht wie diese Geretteten? Was man uns damals eingebläut hat, das hatte wohl mehr mit Höflichkeitserziehung zu tun als mit Sensibilisierung für die Dankbarkeit des Herzens. Ich tue mir heute noch ein wenig leid, wenn ich an die vielen Dankbriefe denke, die ich für die zur Konfirmation geschenkten Taschentücher schreiben musste.

Jesus fragt nach den Neun, mit Bedauern. Aber auch nicht mehr. Das kommt vor, dass menschliche und göttliche Wohltaten – und wer will die säuberlich trennen? – in Vergessenheit geraten. Wichtiger für uns zum Merken und Beherzigen scheint mir, was wir über den dankbaren Geheilten erfahren. Er ist einer, der eigentlich nicht dazugehört, ein Samaritaner. Ein Glaubender der Gemeinschaft, die nach dem Gesetz des Mose lebt, aber den Tempel in Jerusalem und die Schriften der Propheten nicht gelten lässt. Den Juden nahe, aber eben abtrünnig. Solche Feindschaften zwischen Konfessionen – würden wir heute sagen – können die erbittertsten überhaupt sein. Wir Christenmenschen haben entsetzliche Erfahrungen damit gemacht.

So einer kommt zurück und schüttet sein dankbares Herz aus. Und Jesus versichert es diesem Irrgläubigen – einem weniger prominenten Bruder des berühmten Barmherzigen Samariters – mit Brief und Siegel: „Steh auf,

geh hin, dein Glaube hat dir geholfen.“ Dass wir das keinen Moment vergessen in einer Zeit, da die Versuchung wächst, uns wegen Glaubensdingen global an die Gurgel zu gehen: x-mal bescheinigt unser Jesus sogenannten Ungläubigen, dass sie das Entscheidende zwischen Himmel und Erde begriffen haben, Gott alles zuzutrauen, von ihm alles zu erwarten. Und Jesus muss nicht mehr dazu tun, als diesen Glauben zu sehen. Dann urteilt sein Herz, und sein Mund und seine Hände handeln. Gibt es eine bessere Schutzimpfung gegen das tödliche Virus von Vorurteilen und Hass gegen Menschen, die Gott einen anderen Weg geführt hat als uns selbst?



Ein Ausschnitt aus der Eine-Welt-Krippe

Jesus weint

Und als er nahe hinzukam, sah er die Stadt und weinte über sie und sprach: Wenn doch auch du erkennst zu dieser Zeit, was zum Frieden dient! Aber nun ist's vor deinen Augen verborgen. Denn es wird eine Zeit über dich kommen, da werden deine Feinde um dich einen Wall aufwerfen, dich belagern und von allen Seiten bedrängen und werden dich dem Erdboden gleichmachen samt deinen Kindern in dir und keinen Stein auf dem andern lassen in dir; weil du die Zeit nicht erkannt hast, in der du heimgesucht worden bist.

Und er ging in den Tempel und fing an, die Händler auszutreiben, und sprach zu ihnen: Es steht geschrieben: Mein Haus soll ein Bethaus sein; ihr aber habt es zur Räuberhöhle gemacht. Und er lehrte täglich im Tempel. Aber die Hohenpriester und Schriftgelehrten und die Angesehensten des Volkes trachteten danach, dass sie ihn umbrächten, und fanden nicht, wie sie es machen sollten; denn das ganze Volk hing ihm an und hörte ihn.

(Lukas 19, 41-48)

Den „Israel-Sonntag“ nennen Christenmenschen, die mit unseren Gottesdienst-Traditionen vertraut sind, diesen 10. Sonntag der Trinitatiszeit. Weshalb, das ist allen unter uns klar, die die beiden Lesungen aus dem Römerbrief des Paulus und aus dem Lukasevangelium aufmerksam angehört haben. Der Israel-Sonntag konfrontiert uns mit den vielleicht schlimmsten Folgen irrender christlicher Bibelauslegung – mit der primitiv-theologischen Begründung des Antisemitismus und der Verbrechen, die nahezu in jedem Jahrhundert aus ihm entsprungen sind. Die Schuld dafür können wir weder dem Juden Paulus noch dem Evangelisten Lukas, der wahrscheinlich kein Jude war, in die Schuhe schieben.

Paulus ist mit jeder Faser seines Herzens in der jüdischen Gemeinde verwurzelt. Er teilt ihr Bekenntnis, ihre Hoffnung, ihr religiöses Selbstbewusstsein. Deshalb tut er sich so schwer mit der Erfahrung, dass die meisten seiner Glaubensgenossen in den jüdischen Diasporagemeinden des Römischen Reiches sein Vertrauen in die Offenbarung des Messias Jesus von Nazareth nicht teilen. Man muss wohl ein so leidenschaftlicher Sohn Israels sein, um sich so bittere und zugleich hoffnungsvolle Gedanken um den weiteren Gottesweg Israels zu machen.

Und der Evangelist Lukas? Überlieferungen behaupten, er habe zu der ersten Generation von Christenmenschen gehört, die vorher keine Juden waren. Aber sein Blick zurück auf das Leben ist mitbestimmt von der religiösen und nationalen Katastrophe, die Israel mit der Zerstörung des Jerusalemer Tempels durch römische Truppen traf – eine Generation nach Jesu Tod und Auferstehung. Lukas stand unter der seelischen Notwendigkeit einer Deutung, so wie wir unsere Geschichte nicht betrachten können, ohne uns zu fragen, welchen Sinn der Untergang des Nazi-Reiches für unser Deutschsein hat. Natürlich sind die beiden historischen Vorgänge in Verantwortung und Dimension ganz verschieden. Gemeinsam ist, dass betroffene Menschen auf geschichtliche Katastrophen für sich eine Antwort finden müssen. Darum ist es verständlich, dass Lukas die Erinnerung an verzweifelte Worte über das künftige Schicksal Jerusalems besonders herausstellt.

Dabei ist Jesus ja beileibe nicht der Einzige, der vor Gott seine Verzweiflung ausschüttet, wenn er das künftige Schicksal menschlicher Gemeinschaften erahnt, die sich auf einem verhängnisvollen Weg befinden. Wir denken an Abrahams tollkühnen und zugleich verzweifelten Handel mit Gott um das Schicksal von Sodom und Gomorrha – das Schicksal von Städten, in denen es nach unseren Moralvorstellungen ungleich ärger zugeing als rund um den Jerusalemer Tempel. Wir denken an die widerwillige und schließlich doch erfolgreiche Rettungsmission des Jona für Ninive – beides Ereignisse, die Jesus in seinen Reden an das Volk erwähnt. Nach Abraham, nach Jona und Jesus waren hellsichtige Menschen aller Jahrhunderte immer wieder verzweifelt, weil sie Städte und Völker als Konsequenz menschlicher Blindheit unweigerlich einer Katastrophe entgegengehen sahen. Ihre Warnungen waren den Mächtigen selten erträglich. Das Nazi-Terrorssystem trieb jedenfalls gewaltigen Aufwand, um jeden Christenmenschen mindestens ins KZ zu bringen, der gegenüber Dritten oder

sogar vor einer Gemeinde einen Zusammenhang herstellte zwischen dem Hitler-Krieg und einem bevorstehenden Untergang von Stadt und Staat.

Dabei haben die verzweifelte Warner nichts zu tun mit Traktate verteilen- den fanatischen Sektierern. Sie nennen keine Termine für den Weltuntergang. Sie überhäufen ihre Mitmenschen nicht mit Schimpf und Schande. Sie sind mitleidige und mitleidende Menschen. So wie der weinende Jesus. „Wenn du doch erkennen würdest, was in dieser Zeit dem Frieden dient.“

Frieden: für uns ist das ein großes Wort. Und doch, unser deutsches Wort gibt nur einen Teil von dem wieder, was das entsprechende Wort im Alten Testament enthält. Wir übersetzen das hebräische Wort „Schalom“ mit Frieden und denken unwillkürlich an das Gegenteil von Krieg. Aber um dem Gewicht von Schalom gerecht zu werden, müssten wir zugleich an Rechtsfrieden, an sozialen Frieden, an Frieden in den zwischenmenschlichen Beziehungen, an Frieden zwischen den Generationen, an Frieden für unsere Mitgeschöpfe denken. Jede Gestalt, die die Beziehungen zwischen Menschen und die unsere Beziehung zu Gott annehmen können, steht unter der Verheißung und dem Gebot des „Schalom“. Und die Verwirklichung dieses Schalom-Friedens ist Existenzbedingung der großen Stadt Jerusalem wie aller Städte und Gemeinschaften.

Jerusalem des Jahres 2008, was können wir deinen Menschen mehr wünschen als die Erkenntnis, was einem tragfähigen Schalom, auf Arabisch Salaam, dient? Und mehr noch den Wagemut, solcher Erkenntnis in der schier ausgeweglosen politischen Realität zu folgen.

Aber wir brauchen keinen neuen Martin Luther, um zu verstehen, dass der Name der Stadt Jerusalem auswechselbar ist – nein, dass er ausgetauscht werden muss gegen den Namen der Stadt, in der wir leben: Magdeburg, London, Peking, Rio, Kapstadt – Abertausende von Namen. Die Angst Jesu um sein Jerusalem ist nicht seine erste und letzte. So wahr er unter uns lebt, gilt seine Angst, gelten seine Tränen allen von Gott geliebten Gemeinschaften, die in unserer Zeit drauf und dran sind, die Lebensgrundlage des Schalom-Friedens zu verlieren.

Dieser Verlust kann eine Stadt auch treffen ohne die Katastrophe des Krieges. Mörderische Waffengewalt – so sehen es immer wieder die Propheten – ist nur die letzte Konsequenz eines Zerstörungsprozesses, der die Gemeinschaft schon seit langem untergräbt. Wie es den Armen geht, welche Klagen sie vor Gott bringen, in der Bibel ist das ein unmittelbarer

Gradmesser für die Friedfertigkeit einer Gemeinschaft. Gott macht sich sein Bild vom Zustand der Stadt nicht aus den Hochglanzprospekten für Investoren. Er hält sich an die im Dunkeln – ob sie beten oder nicht.

In Jerusalem hat Jesu Kreuz gestanden. Wenn die Errichtung dieses Kreuzes etwas mit Schuld zu tun hat, dann müssen wir die ersten sein, die jede Phantasie einer jüdischen oder sonstigen „Kollektivschuld“ aufgeben, erst recht über Jahrtausende hinweg. Wie sollten wir sonst mit unserer eigenen christlichen Schuld umgehen? Wie könnten wir jemals für das Wohl unserer Stadt hier in Deutschland zu Gott beten? Taten unter Missbrauch des Namens Jesu haben unendlich viele Städte in den Untergang geführt, auch weil Menschen und ihre Kirchen nicht rechtzeitig „nein“ gerufen haben, wenn der Friede Gottes mit Füßen getreten wurde.

In dieser Woche ist wegen der Verhaftung des ehemaligen Machthabers Karadzic viel an den Massenmord an Tausenden muslimischer Männer im bosnischen Srebrenica erinnert worden. Die Wahrheit gebietet es zu sagen, dass sich die Serbisch-Orthodoxe Kirche ungeheuer schwer damit tut, nackten Mord Mord zu nennen und die christliche Friedenspflicht über den Nationalcharakter ihrer Kirche zu setzen.

Bis heute wissen die Kirchen in Ruanda nicht, wie sie künftig leben werden mit der Tatsache, dass etliche ihrer schmucken Kirchen beim Völkermord von 1994 von vermeintlichen Zufluchtsorten zu Schlachthäusern geworden sind. Stellt euch 200 Leichen auf dem Boden dieses Kirchenraumes vor. All dem gilt es ins Auge zu blicken. Und dennoch: das Furchtbarste bleibt der immer neue Missbrauch dieser Überlieferung von den Tränen Jesu über Jerusalem in der Verbrechensgeschichte des Antisemitismus. Bis vor etwa 200 Jahren brauchten solche Pogrome eine pseudo-religiöse Begründung. Und jedes Stadtarchiv einer Stadt mit nur etwas Geschichte liefert die Beweise – für beides, die Verbrechen und die biblisch-antisemitischen Begründungen.

Kirchen, die zur Zerstörung des Friedens Gottes in ihrer Stadt schweigen, werden zu der sprichwörtlichen Räuberhöhle. Die Verkäufer frommer Bedarfsartikel im Tempelbezirk von Jerusalem werden gar nicht gewusst haben, wie ihnen geschah, als der erzürnte Jesus über sie herfiel. Aber ihr Erlebnis erinnert uns an unsere erste Christenpflicht: für den Frieden unserer Stadt einzustehen – im vollen Sinn des Wortes. Zuerst mit dem Gebet. Und dann mit der Tat.

Dein Wille geschehe

Nicht mein, sondern dein Wille geschehe.

(Lukas 22, 42)

Der Kreuzestod Jesu, an einem Freitag im dritten Jahrzehnt unserer Zeitrechnung, auf dem ständigen Hinrichtungsplatz vor den Toren Jerusalems. Jesus als einer von drei Verurteilten: in den Justizakten des Römischen Reiches eher eine Randnotiz. Nicht vergleichbar mit den extralegalen Morden unserer Tage. Da lassen staatliche oder halbstaatliche Todesschwadronen missliebige Menschen, unter ihnen auch leidenschaftliche Christinnen und Christen, einfach verschwinden, auf Nimmerwiedersehen zu Lebzeiten. Ihre geschundenen Leiber werden dann irgendwo und irgendwann gefunden und sollen Schrecken verbreiten – oder auch nie. Keine Nachricht, kein Grab. Dann leiden Mütter noch nach 30 Jahren an der Ungewissheit, wie die Tochter seinerzeit wohl gestorben ist.

Nein, die Hinrichtung Jesu war für heutige Begriffe das Ende eines „Falles“ mit Akten und gewollter Öffentlichkeit. Die Hinrichtung sollte von vielen gesehen werden und dadurch wirken: So endet einer, der beansprucht, „der Juden König“ zu sein. Eine Hinrichtung, die den Menschen in die Glieder fahren soll, so wie im Iran, wenn die Machthaber Drogenhändler in Stadien an Baukränen hängen lassen. Nach den Buchstaben ihrer Gesetze – und es soll den Leuten in die Glieder fahren. Dennoch ist Jesu Hinrichtung kein Fall zur direkten Vorlage am Kaiserhof. Da müssen an einer Stelle des Reiches schon 300 statt drei Kreuzen stehen, wie es oft genug der Fall war.

Kein Beteiligter konnte es anders sehen an jenem ersten Karfreitag, höchstens fühlen, ahnen wie der Kommandant des Hinrichtungskom-

mandos. Er macht das wahrscheinlich nicht zum ersten Mal und kann vergleichen. „Ja, dieser ist ein frommer Mensch gewesen“, sagt er nach der Überlieferung des Lukas. Von manchen, die in Nazigefängnissen die Todeskandidaten bewachten, sind ähnliche Worte des Respektes überliefert, ohne dass dies am Schicksal der Opfer etwas geändert hätte.

Und die nächsten Anhänger, Freunde, Verwandte dessen an dem mittleren der drei Kreuze von Golgatha? Die vier Evangelisten berichten sehr unterschiedlich davon, wer sich in die Nähe getraut hat; vor allem sind es wohl Frauen, wie am Ostermorgen. Das letzte definitive Wort über den harten Kern seiner Anhänger lautete bekanntlich: „Da verließen ihn alle Jünger und flohen.“

Heute muss ein Drittel der Menschheit, die nach Sinn, Weg und Ziel des Lebens fragt, eine Antwort darauf finden, was diese sechs Stunden der öffentlichen Hinrichtung Jesu für sie bedeuten. Aber auch schon, als es nur um einen winzigen Bruchteil solcher Menschenmassen ging, war die Frage da: Warum? Warum, wenn doch die Gemeinschaft der wenigen Dutzend, der wenigen Hundert, der wenigen Tausend von und in der Überzeugung lebte, dass Jesus nicht Vergangenheit war, sondern ihre tägliche Gegenwart. „Der Herr ist auferstanden, er ist wahrhaftig auferstanden.“

Der Osterglaube, zuerst abgetan als Produkt weiblicher Hysterie, dann das Fundament der Hausgemeinden und der Antrieb der Missionare, er stellt ganz unvermeidlich diese eine Frage: Warum? Wenn Jesus mit allem, was er tat und sagte, „der Weg, die Wahrheit und das Leben“ ist, warum musste er dann Folter und Tod erleiden? Warum zuerst das Kreuz und erst danach der Glaube, der Bestand hat?

Die Antwort, die ich als Kind in Gemeinde und Familie aufgenommen habe, lautet in wenigen Worten: „Weil Gott es so gewollt hat.“ Gott opfert den einen Menschen, der ihm so nahe steht, dass er ihn seinen Sohn nennt. Er gibt ihn dem Tod preis, damit meine und aller Menschen Sünden damit getilgt sind. Der Gedanke als solcher war mir nicht zu schwierig. „Ein Lämmlein geht und trägt die Schuld“ ist eines der Karfreitagslieder, die diesen Opfergedanken in Worte fassen. Opfertiere kannte ich aus meiner Kinderbibel. Nun, und was Gott bei Abrahams Sohn Isaak noch abwendete, das musste er bei Jesus um meines Seelenheils willen zulassen. Später, heranwachsend und Bibel lesend, haben ich dann wie Millionen anderer Christinnen und Christen entdeckt, dass besonders der erste über-

ragende Theologe der Christenheit, Paulus von Tarsus, den Versöhnungs- und Opfergedanken mit dem Kreuzestod des Auferstandenen in Beziehung setzte. Aber auch er, wie wir alle, er kannte zuerst den Auferstandenen, bevor er das Kreuz zu verstehen suchte.

Ich konnte diesen Opfergedanken des Karfreitags verstehen. Geliebt habe ich ihn nicht. Und was mir im Konfirmandenunterricht als die „Perle des Evangelischen“ nahe gebracht wurde, war ja auch etwas anderes: Ich kann glücklich sein, nicht weil Gott für mich ein Menschenopfer gebracht hat – sondern, weil ich Gott recht bin, wenn ich mich ihm nur ganz anvertraue. Diese offene Tür des Vertrauens hat Jesus mir geöffnet. Deshalb und dafür kann ich ihn lieben.

Hat Gott Wohlgefallen daran, Jesus am Kreuz zugrunde gehen zu sehen? Sieht er das gern? Ich kann dazu nicht „Ja“ sagen. Und ich bin überzeugt, ich muss es auch nicht. Gottes Wohlgefallen gilt nicht dem Folttertod. Gottes Liebe, Gottes Dankbarkeit gilt dem Gesandten, der seinem Auftrag treu bleibt. Die erste Stunde des Kreuzestodes Jesu ist ja eigentlich die letzte, in der er noch die Wahl hat. Das Gebet – in meiner Kindheit lernte ich den Begriff „der Gebetskampf von Gethsemane“ – „Nimm diesen Kelch von mir – doch nicht mein, sondern dein Wille geschehe.“

Der Evangelist Johannes überliefert diese entsetzlich schwere Entscheidung zwischen Flucht und Bekenntnis nicht. Das überrascht aufmerksame Bibelleser nicht. Denn er beschreibt den Kreuzestod als Einziger nicht als elendes Zugrundegehen, sondern als vorzeitigen österlichen Sieg, gipfelnd in dem Siegesruf: „Es ist vollbracht.“

„Mein Leib, mein Blut“ – mein Leben also, „für euch gegeben“, deutet Jesus das Passahmahl, Stunden vor seinem Tod. Der Kern der Erinnerung Israels am Passah-Abend gilt der Befreiung aus Knechtschaft. Die Befreiung zählt. Das Opferlamm hatte die Aufgabe, die Häuser derer zu kennzeichnen, die zur Freiheit bestimmt waren. Wenn es sein muss, mein Leben für die Botschaft von eurer Befreiung, von eurer Freiheit, will Jesus sagen. Nicht ein rechnender Gott will es – ich will es. Ich kenne etwas, ich bringe etwas, ich stehe für etwas, das ist den Preis des Lebens, meines Lebens wert. Das darf nicht verloren gehen durch Widerruf, durch Schweigen, durch Untertauchen.

Wir wissen, was Jesus damit meint: Freiheit für die Gefangenen, Brot für die Hungernden, dass der, der den ersten Stein wirft, selbst ohne Schuld

sein muss; dass die Liebe über dem Gesetz steht; dass alle Menschen bei Gott eine offene Tür finden; dass „Auge um Auge, Zahn um Zahn“ nicht mehr gilt; dass den Kindern das Reich Gottes gehört; dass Feindesliebe erlernbar ist und so weiter und so weiter. Alle die Proklamationen Jesu, die von den Statthaltern Gottes auf Erden genau richtig eingeschätzt wurden: Wenn diese Sätze gelten würden, wäre das das Ende jeder Religion von „Gesetz und Gehorsam, von Lohn und Strafe“.

Um dieser wahrhaft umstürzenden Botschaft willen – und wir haben heute um keinen Deut eine andere – sagt der abwägende oberste Priester: „Es ist besser, dass ein Mensch stirbt, als dass das ganze Volk zugrunde geht“ – in einem Chaos der Werte, meint er. Ein Urteil, nüchtern, vielleicht ohne persönlichen Hass gefällt, dafür umso unausweichlicher. Diesem Urteil kann Jesus nur entgehen, in dem er im Verhör über die goldenen Brücken geht, die man ihm baut. Bist du der Messias? Der religiöse Titel meint alles, was Jesus gesagt und getan hat. Weil Jesus weiß, dass seine Botschaft Gottes Wort war, geht er nicht über die Brücke. Das ist sein Opfer. Dieses Opfer nimmt Gott an. Trauen wir uns, es so zu sagen: für dieses Opfer, kein befohlenes, ein in freier Herzensentscheidung gebrachtes Opfer ist Gott dankbar.

Der Preis ist ein entsetzliches Leiden, in dem Jesus nicht nur das Leben verliert, sondern auch den unerschütterten Glauben. „Mein Gott, mein Gott, warum hast du mich verlassen?“ Kein heiliges Drama, bei dem der Regisseur schon das gute Ende kennt und nur sein Publikum schockieren will. Wirkliches Leben, wirkliches Sterben, wirklich zerbrechender Glaube.

Viele haben das Opfer ihres Lebens gebracht, viele nach Golgatha auch im Vertrauen auf Jesus. Freude am Leiden der Treuen hat Gott nicht. Nein, aber Gott schöpft Hoffnung für unsere Welt aus jedem Leben, das sich an seine Zusagen klammert.

Osterbegegnungen

Aber am ersten Tag der Woche sehr früh kamen sie zum Grab und trugen bei sich die wohlriechenden Öle, die sie bereitet hatten. Sie fanden aber den Stein weggewälzt von dem Grab und gingen hinein und fanden den Leib des Herrn Jesus nicht. Und als sie darüber bekümmert waren, siehe, da traten zu ihnen zwei Männer mit glänzenden Kleidern. Sie aber erschrakten und neigten ihr Angesicht zur Erde. Da sprachen die zu ihnen: Was sucht ihr den Lebenden bei den Toten? Er ist nicht hier, er ist auferstanden. Gedenkt daran, wie er euch gesagt hat, als er noch in Galiläa war: Der Menschensohn muss überantwortet werden in die Hände der Sünder und gekreuzigt werden und am dritten Tage auferstehen. Und sie gedachten an seine Worte. Und sie gingen wieder weg vom Grab und verkündigten das alles den elf Jüngern und den andern allen. Es waren aber Maria von Magdala und Johanna und Maria, des Jakobus Mutter, und die andern mit ihnen; die sagten das den Aposteln. Und es erschienen ihnen diese Worte, als wär's Geschwätz, und sie glaubten ihnen nicht. Petrus aber stand auf und lief zum Grab und bückte sich hinein und sah nur die Leinentücher und ging davon und wunderte sich über das, was geschehen war.

(Lukas 24, 1-12)

„Was sucht ihr den Lebendigen bei den Toten?“ Einer der provozierendsten Sätze in der Bibel. Was können Menschen auf dem Friedhof anderes suchen – erfüllt von Trauer und Liebe – als ihre Toten? Gewiss, sie sind gestorben, aber doch nicht ganz tot. Denn das Herz ist voller Erinnerungen, als wäre es gestern. Aber es gibt eben keine gemeinsame Zukunft mehr. Das ist der Schmerz, das Unabänderliche. Auf diesen Abschiedsschmerz gilt es Rücksicht zu nehmen, wenn wir Trauernden begegnen. „Was sucht

ihr den Lebendigen bei den Toten?“ Niemand hatte bis zu diesem Moment je ein Osterlied gesungen, eine Osterkerze angezündet; bis zu diesem Moment, als die Frage der Engel die Frauen aus der Gruppe des gekreuzigten Jesus überfällt. Sie sind zum Friedhof gegangen in rückwärtsgewandter Liebe – wie wir alle.

Der Schrecken der Frauen wird eher zurückhaltend beschrieben. Sie ziehen sich innerlich und körperlich zusammen. Sie hören die zurechtweisend klingende Frage der Gottesboten. Und als einzige Erklärung diesen Hinweis: Ihr hättet es wissen können. Denn hier hat sich nur erfüllt, was Jesus selber prophezeit hat: Leiden, Kreuzestod und Auferstehung. An diesem Morgen hat sich erfüllt, was für Jesus selbst festgestanden hat; festgestanden als Gottes Wille für sein Leben. Engel haben ja kein Geschlecht – auch wenn hier von der Wahrnehmung zweier männlicher Wesen die Rede ist. Und ein wenig wirkt es auf mich, wie wenn Männer im traditionellen Bewusstsein von Überlegenheit mit Frauen reden. Ja, und die Frauen erinnern sich an seine Worte. Frauen waren von Anfang an vollwertige Ohrenzeuginnen des predigenden Jesus. Diese Erinnerung an Jesu eigene Worte – den Eindruck vermittelt uns der Evangelist Lukas – weckt in den Frauen so viel Vertrauen in die Engellerscheinung, dass sie ihr Erlebnis umgehend der trauernden und verängstigten Jesus-Gruppe berichten. Weil sie als Zeuginnen wichtig sind, werden ihre Namen festgehalten. Sie bleiben wichtig für alle nachfolgenden Generationen. Aber sie können nicht überzeugen. Andere Evangelisten überliefern, die Frauen selbst hätten am leeren Grab Jesu der Auferstehungsbotschaft nicht geglaubt – weil ja alle Lebenserfahrung dagegen steht. Aber Lukas beschreibt es so, als hätten sich die Frauen doch als überzeugte Zeuginnen der Auferstehung auf den Weg gemacht. Aber sie ernten nur Kopfschütteln. Geschwätz! Deutlicher noch „Frauengeschwätz“.

Das Ergebnis ist dasselbe, ob nun überzeugte oder nur geschockte Frauen vom leeren Grab Jesu wegrennen: ein Leichnam, der nicht mehr an Ort und Stelle liegt, einschließlich einer Engellerscheinung reicht nicht für den Osterglauben. An keiner Stelle der unterschiedlich erzählten Evangelien ist das so. Alle Berichte vom leeren Grab samt Engelbotschaft enden in einer Sackgasse des Kopfschüttelns.

Eigentlich ist das verwunderlich, denn Totenaufweckungen als durchschlagendster Beweis der Macht Gottes in der Welt der Menschen: sie wer-

den gar nicht so selten bezeugt, im Alten Testament schon, dann von den Jüngern Jesu – aber auch in nichtbiblischen Glaubensüberlieferungen. Fast will es mir scheinen, als hätten die Gläubigen früherer Zeitalter darauf gewartet, dass so etwas in Ausnahmesituationen geschieht. Und sei es, um den Glauben anzufachen. Wir erinnern uns. In Jesus Gleichnis bittet der verlorene Reiche Mann den Abraham, seine Brüder durch eine Auferstehungserscheinung von ihrem Mammon-Weg abzubringen.

Um es klipp und klar zu sagen: gäbe es nur die Überlieferungen von dem leeren Felsengrab, wir feierten heute nicht Ostern. Die Engelbotschaft hätte sich im Streit der Meinungen verflüchtigt wie ein Rauchwölkchen im Wind. Ostern beginnt, der Osterglaube setzt sich durch immer dann und immer dort, wo Jesus selbst den Neuanfang macht. Die Schauplätze sind verschieden: die verängstigte Trauerversammlung der Jesus-Leute hinter Sicherheitsschlössern, die Begegnung der Maria Magdalena mit dem Auferstandenen, bei der sie ihn zuerst für den Friedhofsgärtner hält, die Zwei auf dem Weg nach Emmaus mit ihrem Wegbegleiter, die Jüngergruppe am Ufer des Sees Genesareth. Und einer, der am Ostermorgen nicht dabei war, Paulus aus Tarsus, rechnet ganz selbstverständlich seine viel spätere Begegnung mit dem Auferstandenen vor den Toren von Damaskus unter die Ostergeschichten; und er redet summarisch davon, dass viele andere seiner ersten christlichen Generation ihre persönliche Jesus-Begegnung gehabt hätten. So verschieden die Umstände, so zwingend, so gesetzmäßig das Geschehen: nur die und der, denen Jesus den Osterglauben persönlich ins Herz pflanzt, wird zur Bekennerin und zum Bekenner. Der Auferstandene bezeugt sich selbst. Kein leeres Grab, selbst kein Engel in göttlicher Mission nimmt ihm das ab.

Und was immer die christliche Gemeinde an ernsthafter Autorität – Autorität, nicht Macht – wahrzunehmen hat in der Gesellschaft der Menschen und der Reiche, ist direkt und ausschließlich Auftrag des Auferstandenen: Sünden vergeben, das heißt Menschen und Gemeinschaften heraus helfen aus den Sackgassen der Schuld, Sünden behalten, das heißt Unrecht und Unmenschlichkeit beim Namen nennen, solange sie andauern. Das ist die österliche Verankerung der Orientierungsfrage, die Martin Niemöller immer wieder gestellt hat zum Christenleben in seiner Zeit, in jeder Zeit: „Was würde Jesus dazu sagen?“ Wer diese Frage ernsthaft stellt, nicht als Gedankenspiel, sondern auf der Suche nach unserem Glau-

bensweg, der unterstellt, dass Jesus wirklich heute spricht. Nicht was er gesagt hätte, wenn er noch leben würde. Sondern was der Auferstandene sagt, so wie die Seinen ihn reden hören: „Fürchtet euch nicht! Friede sei mit euch! So wie der väterliche Gott mich gesandt hat, so sende ich euch!“

Die Begegnungen des Auferstandenen mit den Seinen sind Quelle und Brennpunkt von allem, was Christinnen und Christen als Einzelne und was Gemeinden und Kirchen als Lebens- und Verantwortungsgemeinschaften tun oder bewusst unterlassen. Nur was der Ursprungs- und Ausgangssituation der österlichen Jesusbegegnungen gemäß ist, macht Wesen und Daseinsberechtigung der Kirche aus.

Österliche Jesusbegegnungen, wie gesagt, sind schon im Neuen Testament nicht beschränkt auf den ersten Ostertag oder den Stadtbezirk von Jerusalem. Damaskus, der Osterort des Paulus liegt im heutigen Syrien. Paulus begegnet dem Auferstandenen dort erst Jahre später. Jedes Christenleben beginnt auch heute, beginnt – oder beginnt von neuem – mit diesen österlichen Begegnungen. Entscheidend ist nicht ihre Form. Entscheidend ist die Überzeugungskraft, die Jesu Ruf in unserem Leben entfaltet.

Wahrscheinlich nimmt bei uns die Zahl der Menschen ab, deren Osterglaube wächst auf dem Boden einer glaubwürdigen, anziehenden Frömmigkeitserfahrung in der eigenen Familie, statt Visionen, wie Paulus sie erlebte, einer mutmachenden Geborgenheit in einer von der Jesusbotschaft durchdrungenen Lebensgestaltung.

Ich gehöre zu den Christen, für deren Glauben die Beispiele der furchtlosen Liebe, die von Jesus ausgeht, unentbehrlich und grundlegend sind. Unsere Welt scheint vom häuslichen Leben bis zu den globalen Entwicklungen in Politik, Wirtschaft und Lebensstil im Griff von Todesmächten zu sein. Widerstand scheint zwecklos, Widerstand gegen Einsamkeit, gegen Gewalt, Ausbeutung des Menschen durch den Menschen, gegen den letzten Ausverkauf der Schöpfung. Mir begegnet der Auferstandene in allen, die auf sein Geheiß hin nicht aufgeben, dem Leben zu dienen und Liebe und Gerechtigkeit zum Maßstab der Dinge zu machen. Der Name der meisten dieser Menschen steht niemals in der Zeitung.

Das Gebet bleibt ein zeitloser Ort für Osterbegegnungen – und die Bibel selbst. Denn die Ostergeschichten haben es irgendwie an sich, sich gleichsam immer wieder neu zu ereignen. Vieles spricht dafür, dass die Geschichte von den beiden traurigen, einsamen Emmaus-Jüngern so eine

Ostergeschichte speziell für unsere Gegenwart ist. Wie auch immer! Die eine Sache, auf die es ankommt: nicht hängen zu bleiben beim Grübeln über diesen groben Satz „Was sucht ihr den Lebendigen bei den Toten?“ Sondern neugierig und offen dafür zu sein, welchen Weg der Auf-erstandene wählen wird, uns für seinen Auftrag zu gewinnen. Dann gibt es „Frohe Ostern“, in welcher Stunde unseres Lebens auch immer.



Ist Gott für uns, wer mag wider uns sein
Römer 8, 31

Der Auferstandene am See Tiberias

Später zeigte sich Jesus seinen Jüngern noch einmal am See von Tiberias. Das geschah so: Einige von ihnen waren dort am See beisammen – Simon Petrus, Thomas, der auch Zwilling genannt wurde, Natanaël aus Kana in Galiläa, die Söhne von Zebedäus und zwei andere Jünger. Simon Petrus sagte zu den anderen: „Ich gebe fischen!“ – „Wir kommen mit“, sagten sie. Gemeinsam gingen sie zum See und stiegen ins Boot; aber während der ganzen Nacht fingen sie nichts. Es wurde schon Morgen, da stand Jesus am Ufer. Die Jünger wussten aber nicht, dass es Jesus war. Er redete sie an: „Kinder, habt ihr nicht ein paar Fische?“ – „Nein, keinen einzigen!“ antworteten sie. Er sagte zu ihnen: „Werft euer Netz an der rechten Bootsseite aus! Dort werdet ihr welche finden.“ Sie warfen das Netz aus und fingen so viele Fische, dass sie das Netz nicht ins Boot ziehen konnten. Der Jünger, den Jesus besonders lieb hatte, sagte zu Petrus: „Es ist der Herr!“ Als Simon Petrus das hörte, warf er sich das Obergewand über, band es hoch und sprang ins Wasser. Er hatte es nämlich zum Arbeiten abgelegt. Die anderen Jünger ruderten das Boot an Land – es waren noch etwa hundert Meter – und zogen das Netz mit den Fischen hinter sich her. Als sie an Land gingen, sahen sie ein Holzkohlenfeuer mit Fischen darauf, auch Brot lag dabei. Jesus sagte zu ihnen: „Bringt ein paar von den Fischen, die ihr gerade gefangen habt!“ Simon Petrus ging zum Boot und zog das Netz an Land. Es war voll von großen Fischen, genau 153. Aber das Netz riss nicht, obwohl es so viele waren. Jesus sagte zu ihnen: „Kommt her und esst!“ Keiner von den Jüngern wagte zu fragen: „Wer bist du?“ Sie wussten, dass es der Herr war. Jesus trat zu ihnen, nahm das Brot und verteilte es unter sie, ebenso die Fische. Dies war das dritte Mal, dass sich Jesus seinen Jüngern zeigte, seit er vom Tod auferstanden war. (Johannes 21, 1-14)

Auch dies eine Ostergeschichte! Aber weil sie in den Ostergottesdiensten nur ganz selten vorgelesen wird, ist sie uns kaum vertraut. Für den Evangelisten Johannes, der Jesuserlebnisse gelegentlich nummeriert, gibt es aber keinen Zweifel: nach der Begegnung des Auferstandenen mit den Frauen und danach hinter verschlossenen Türen mit allen Jüngern ist das die dritte Offenbarung des Auferstandenen, von der er berichten will. Die Ortsangabe mag uns verwirren. See Tiberias, das ist ja nicht mehr Fußgängerentfernung von Jerusalem so wie Emmaus, das Ziel der beiden trauernden Jünger, zu denen sich der Auferstandene unerkannt dazugesellt. See Tiberias, das ist die alte Heimat, die Provinz Galiläa, woher viele der Jesus-Leute stammen. See Genesareth heißt er sonst, damals wie heute. Johannes nennt ihn See Tiberias nach der wichtigsten Fischergemeinde an seinen Ufern. Hier wird es Ostern. Ohne dass Worte darüber gemacht werden, eine ungewisse, aber längere Zeit nach dem Morgen, an den die Christenheit heute denkt. Denn sie müssen ja erst heimkehren, in die alte Heimat, an die alte Arbeit; jene Fischer vom See, die Jesus einst von ihrer Arbeit wegrief, ihm zu folgen.

Galiläa, die alte Heimat, Ort der Begegnung mit dem Auferstandenen: eine Verabredung gewissermaßen, die sich durch die Ostergeschichten zieht. Matthäus spricht davon, Jesus habe die Jünger nach Galiläa bestellt, weil er sich ihnen dort zeigen wollte. Und Israel-Touristen können heute, wenn ihr Herz danach verlangt, dort den Berg der Himmelfahrt besteigen.

Was unser Glaube von dieser Ostergeografie festhalten darf? Zuerst einfach die Beobachtung, dass der Auferstandene keine Fesseln von Zeit und Ort kennt, wenn er den Glauben der Seinen wieder aufrichten oder überhaupt erst wecken will. Jerusalem, Emmaus, See Tiberias, Damaskus in Syrien und viele andere Orte, die der Christus-Zeuge Paulus ausdrücklich nicht nennen will.

Aber zurück zu Ostern am See. Zählt man die Beteiligten aus, dann sind sie sieben. Der Kreis der Zwölf beziehungsweise noch Elf scheinen nicht mehr beisammen zu sein. Offensichtlich sind sie nicht auf Urlaub, sondern zurück im Beruf. Wie glücklich oder wie unglücklich? Wie verständnisvoll oder wie hämisch von ihrer Nachbarschaft wieder aufgenommen? Getröstet durch die Begegnung mit dem Auferstandenen in Jerusalem, die sie nach dem Erzählgang des Johannes ja miterlebt haben müssen? Alles müßige Fragen. Denn alle Antworten wären nicht dem Text entnommen, sondern allein

unserem Versuch, uns in solche Menschen mit diesen Erfahrungen hineinzuversetzen.

Etwas anderes ist dafür umso eindeutiger. Diese ganze Erzählung muss uns bekannt vorkommen. Vergeblicher Fischfang. Ein Befehl Jesu, es erneut zu versuchen, übervolle Netze; die Erkenntnis, mit wem sie es zu tun haben; die Geburtsstunde einer Beziehung, die das Leben verändert. Das ist der Fischzug des Petrus, zu finden im Lukasevangelium, dort erzählt als Begebenheit vom Beginn der Wirksamkeit Jesu, wie er seine engsten Jünger findet und gewinnt. „Von nun an sollst du Menschen fischen.“ Ein Bund, der hält, bis Petrus nächtens Stein und Bein schwört, Jesus nicht zu kennen. Im Johannes-Evangelium ist aus der Geschichte vom Anfang eine Ostergeschichte geworden. Kein Zweifel, aber was bedeutet das?

Den Anfang macht die Gestalt am Ufer. Unbekannt, richtiger wohl: unerkannt. Wir sollten das nicht verwechseln mit einem Fahndungsfoto aus „Aktenzeichen XY... ungelöst“ „Wer kennt diesen Mann?“ Es geht nicht um Äußerliches. Es geht um die Unwissenheit des Herzens. Mehr als einmal passiert uns das so im Leben: wir können noch nicht wissen, wie wichtig, wie entscheidend eine Begegnung für unser weiteres Leben werden wird, zum Guten, aber auch zum Verhängnisvollen. Am einfachsten vielleicht so zu verstehen: wie war unser Leben eigentlich, bevor wir unseren Lebenspartner, unsere Lebenspartnerin kannten, bevor wir uns sicher wurden: sie, er soll es sein. Ungezählte Menschen sehen Jesus irgendwo stehen an der Uferlinie ihres Lebens – ohne zu wissen, wie wichtig, wie wegweisend er für sie werden kann, plötzlich oder nach und nach. Sie sehen hier bei uns im Ursprungsland der Reformation die Dome und Dorfkirchen, Symbole der Kirche, die sich im Namen dieses Jesus regt – gewiss. Sie profitieren von Feiertagen, zum Beispiel dem morgigen 2. Ostertag, ohne wirklich zu wissen, was das soll. Sie hören unsere Repräsentanten zu diesem oder jenem im Fernsehen reden, aber die Person am Ufer bleibt ihnen fremd.

Doch machen wir uns nichts vor. Was für Weltkinder, in dritter Generation ohne Jesusgeschichten und prägende Kirchnerlebnisse aufgewachsen, mehr als verständlich ist – es trifft genauso Leute, die mit Jesus schon reichlich zu tun hatten, die Jünger am See und uns sowieso. Wenn ich mir einbilde, ich beherrschte das Glauben genauso wie das Autofahren, ist Jesus plötzlich nicht mehr als nur noch eine anonyme Gestalt irgendwo am Strand meines Lebens.

Die Veränderung, die Auflösung der Glaubensstarre, beginnt mit Jesu Wort, immer, in allen Ostergeschichten. Auch hier am See. Ohne das Wort des Auferstandenen bleibt alles beim Alten, bleibt Erinnerung, Trauer. „Habt ihr nichts zu essen?“ Das, was Fischer normalerweise anzubieten haben. „Nein“. Ihre Arbeit war erfolglos. Sie hören, wie sie es noch einmal versuchen sollen. Dass sie es tun; warum sie es tun, wird nicht begründet. Es ist geschenktes Vertrauen, geschenkter Glaube. Der Osterglaube ist kein Produkt unseres Herzens. Er ist ein Geschenk an unser Herz.

Und immer geht in den Ostergeschichten der Mund über von dem, wovon das Herz voll ist. „Brannte nicht unser Herz in uns, als er mit uns redete?“ fragen die einen. „Der Herr ist tatsächlich auferstanden“, rufen die anderen. „Es ist der Herr“, rutscht es im Boot einem der Jünger heraus, der sich mit dem plötzlich so schweren Netz abmüht. Viele Ausleger sehen in ihm jenen Johannes, der mit dem gleichnamigen Evangelium zu tun hat. Petrus der Fischer bleibt der Rolle treu, die er in den Osterüberlieferungen des Johannes-Evangeliums einnimmt. Er, nicht die Frauen, betritt als erster die leere Grabeshöhle. Auch jetzt ist er vorneweg. Er springt ins Wasser und schwimmt ans Ufer, nachdem er ein Kleidungsstück übergeworfen hat, das für die Begegnung mit dem Heiligen angemessen erscheint. Ein leicht komischer Osterwettlauf über knapp 100 Meter: ein Schwimmer gegen eine rudende Bootsbesatzung samt ihrem Netz im Schlepp.

Aber sein Eifer scheint dem Petrus keinen Vorteil zu bringen. Der geschenkte Osterglaube des einen ist nicht mehr wert, bringt keinen höheren Ertrag als der geschenkte Osterglaube der anderen. Oder wie wir es aus dem Gleichnis Jesu von den verschieden lange arbeitenden Erntehelfern im Weinberg kennen: einen und denselben für Leib und Seele ausreichenden Tagelohn für alle – mehr gibt es nicht, weniger auch nicht.

Am Ufer treffen sie alle auf den vorbereiteten Tisch Jesu: bescheiden, aber genug für alle. Brot und Fisch, die Grundnahrungsmittel für die Speisung des Volkes. Aus ihrem vollen Netz dürfen die Jünger hinzulegen zu dem, was Jesus schon bereitgehalten hat. Das Internet ist übrigens voll mit allerlei esoterischen Spekulationen über das Zählergebnis dieses Fischfangs: 153 große Fische. Unser Glaube hat dabei nicht viel zu gewinnen. Erinnern wir uns einfach an das Wort von den „Menschenfischern“. Ob man damals 153 Fischarten kannte oder 153 Völker, wir haben es gewiss zu tun mit einem umfassenden Versprechen für den Lauf der frohen

Botschaft. „Geht hin und macht Menschen aus allen Völkern zu Jüngerinnen und Jüngern.“

Ostern am See endet mit einem Mahl in unglaublicher seelischer Verfassung. Von Jesus eingeladen essen sie miteinander, schweigend, wissend, frei von Zweifel – aber voller Hemmung gegenüber der Neugier, die nach Bestätigung verlangt. Ja, eine Ostergeschichte, die sich zwischen Jerusalem und Magdeburg zu schieben scheint. Jerusalem, wo Jesus, was ihn selbst angeht, Überzeugungsarbeit leisten muss und es auch tut: „Ich bin es selbst“, also kein Gespenst; fasst mich an; gebt mir zu essen! Ostern am See, wo Jesus kein einziges Mal „Ich bin es“ sagt; wo die Jünger dennoch begreifen und schweigen. Und Magdeburg zu Ostern 2009: für dich und mich ist Jesus kein Unbekannter auf der anderen Straßenseite oder in der Zeitung. Aber vielleicht so etwas wie die alte Wasserpumpe in meinem Garten. Dekorativ aber wirkungslos, weil sie schon lange keinen Liter Wasser mehr an die Oberfläche gepumpt hat. Ich werde sie nicht abbrechen. Aber ich rechne auch nicht mit ihr, wenn Wasser gebraucht wird.

„Komm und nimm mich beim Wort“, sagt Jesus. Nimm Wasser für deine verdorrten Hoffnungen. Frage mich. Ich werde dir antworten. Ich werde mit dir neu anfangen, so wie mit denen, die nicht anders gekonnt hatten, als zu fliehen. An meinem Tisch bist du willkommen, ob du wissend schweigst oder glücklich rufst: „Es ist der Herr!“

Weinen mit den Weinenden

Sabine von Barga

Abgestumpft sind wir – und müssen wir wohl sein. Sonst könnten wir nicht mehr weitermachen angesichts all dessen, was Menschen derzeit einander antun. Und die EU, einst Friedensnobelpreis-Trägerin, und unsere Regierungen machen munter mit beim „Einander Antun“: geschlossene beziehungsweise mitten auf den Afrikanischen Kontinent verlegte Außengrenzen und hinsichtlich der Aufnahme von Menschen in Not Obergrenzen – mehr fällt uns nicht ein.

Um das Vermächtnis von Harald Rohr zu wahren, braucht es mehr, viel mehr Leute, die sich engagieren für eine bessere Welt. Leute, die, wo immer sie können, unsere Erde ein wenig gerechter machen. Und das kann jede/r hier jemandem die Hand reichen, dort eine Organisation mit Spenden unterstützen und zur Weiterarbeit ermutigen (ja, auch das brauchen wir Hauptamtlichen auch gelegentlich), und da ein ganz schlichtes Lächeln. Engagement kann so einfach sein – wenn man es will. Und wenn du dieses Buch hier beiseite legst: steh auf und tu was!

Weint mit den Weinenden

Segnet, die euch verfolgen, segnet und verflucht nicht. Freut euch mit den Fröhlichen – und weint mit den Weinenden. (Römer 12, 14-15)

„Freut euch mit den Fröhlichen – und weint mit den Weinenden.“ Ein Zitat des Paulus aus seinen Lebensregeln für die junge Jesus-Gemeinde in der Welthauptstadt Rom. Von alledem, was er dort rät, was wir nachlesen können im Kapitel 12 des Römerbriefes, klingt dieser Satz am ehesten allgemein menschlich, unserer Selbsterfahrung entsprechend am leichtesten, beinahe von allein zu beherzigen.

So sind wir doch: das Glück, die Freude der uns Nahestehenden steckt an. Was macht es doch für einen Spaß, einem jungen Elternpaar ein sinniges Geschenk zur Geburt ihres Mäuschens zu machen – auch wenn Mama und Papa nicht zur eigenen Verwandtschaft gehören. Und umgekehrt, wir bleiben doch nicht ungerührt, wenn Menschen in unserem Lebensumfeld in tiefes Leid gestürzt werden. Erst recht der schreckliche, der unzeitige, gar der gewaltsame Tod vermag echte Anteilnahme mit den unmittelbar Betroffenen zu wecken.

Ich erinnere mich, dass viele evangelische Gemeinden im Ruhrgebiet in ihren Gottesdiensten, ihren Gemeindebriefen, in Anzeigen, wie auch immer, mitgetrauert haben, als eine türkische Familie am 29. Mai 1993 in Solingen einem mörderischen Brandanschlag zum Opfer fiel. In Magdeburg mag das etwas schwer zu verstehen sein. Aber an Rhein und Ruhr waren die türkisch-muslimischen Einwanderer 1993 längst Teil der lokalen und regionalen Gesellschaft. Nicht besonders gehätschelt – das wird dort niemand – aber eben gekannt, wahrgenommen, konkret wie die Schulzes

von nebenan. Leute, mit denen wir seit Jahr und Tag bei Opel, auf den Zechen, in den Schulklassen, in den Schrebergärten, in der Warteschlange im Supermarkt, in der U-Bahn zu tun hatten. Ihre Moscheen fanden sich häufig noch in ehemaligen Tante-Emma-Läden und interessierten uns weniger. Über ihre Vorliebe für bestimmte großfamilienfreundliche Autotypen waren die Witze im Umlauf.

Dass man nach solch einem Mordanschlag mit den Weinenden, mit der ganzen in Entsetzen gestürzten muslimisch-türkischen Gemeinschaft trauert, das war klar – nicht anders als in der Geschichte des Bergbaus. Da war jeder unter Tage verunglückte Mann ein Kumpel und sonst nichts. Die Trauer um die muslimischen Mordopfer von Solingen hat über den Tag hinaus die regionale Gesellschaft im Westen weitergebracht. Die Überlebenden der türkischen Familie Genc haben daran ihren unvergessenen Anteil. Soviel zur der Trauer, die die Grenzen der Religionen überschreitet. „Weint mit den Weinenden.“ Viele Geburtsdeutsche haben das damals getan, Christenmenschen und Religionslose.

Deshalb bin ich heute so ratlos. Fast ein Vierteljahrhundert später, in einer Zeit, in der uns Nachrichten von überall her noch viel schneller und direkter erreichen, scheint unsere Kirche in Deutschland die elementare Fähigkeit, mit den Weinenden zu weinen, verloren zu haben.

Vor zwei Wochen wurden 21 koptische Christen aus Ägypten von Terroristen in Libyen ermordet – vor laufender Kamera, um den Horror rund um die Welt zu verbreiten. Und ihre Glaubensgeschwister in Deutschland finden ganz offensichtlich keine Worte und keine Zeichen, um mit den entsetzten Hinterbliebenen in den Gemeinden am Nil zu weinen und zu trauern.

Ich meine nicht die offiziellen Worte der Anteilnahme, die sicher gesprochen worden sind, ohne dass sie die allgemeine Öffentlichkeit erreicht hätten. Ich spreche von dem, was Menschen eigentlich tun ohne Etikette, ohne förmliche Verpflichtung, wenn der schreckliche Tod ihre Nächsten trifft. Ja, empfinden wir die nicht erst jetzt in ständiger persönlicher Gefahr lebenden koptischen Christenmenschen überhaupt als „Nächste“, als uns unzweifelhaft Nahestehende, Verbundene – sie und andere Glaubensgeschwister aus den uralten Kirchen des Orients in Syrien, im Irak, in der Türkei? Christen und Gemeinden, die nicht in den Ruhmesannalen irgendwelcher europäischer Missionsgesellschaften verzeichnet sind? Kir-

chen und Gemeinden, die den Namen Christi schon Jahrhunderte vor den ersten Taufen auf den Waldlichtungen Germaniens getragen haben und bis heute tragen?

Gestern, so heute morgen die Meldungen, sind wieder 15 Christen im Machtbereich der IS-Terroristen ermordet worden, offensichtlich weil sie Christen waren. Und diskutiere jetzt niemand rechthaberisch, ob sich die Kirchen des Orients in den politischen Konflikten ihrer Heimatländer perfekt an der Botschaft Jesu orientiert haben! Die Worte müssten uns angesichts unserer Kirchengeschichte im Hals stecken bleiben. Und wir blicken der bitterbösen Tatsache ins Auge, dass auch christliche Fanatiker morden, als Milizionäre in Zentralafrika zum Beispiel oder in der gotteslästerlichen „Lord’s Resistance Army“, die einst in Ostafrika entstand. Sie vergewaltigen die Botschaft Jesu wie der IS und seinesgleichen die Offenbarung des Islam.

Also: woher kommt die offensichtliche Unfähigkeit unserer Gemeinden, mit den Weinenden unserer eigenen Glaubensfamilie zu weinen? Warum haben unsere Medien keinen Anlass, über spontane Trauergottesdienste ganz normaler Gemeinden in Deutschland zu berichten – samt evangeliumsgemäßen Botschaften, die von dort ausgehen?

„Segnet, die euch verfolgen, segnet und verflucht nicht“, lautet dazu der Rat des Paulus in einer Wirklichkeit, die tödliche Bedrohungen einschloss. Ein Rat, der den Rache-Luftangriffen des bedrohten ägyptischen Staates so gar nicht entspricht.

Haben die Christengemeinden Deutschlands sich einfangen lassen von dieser ungeschriebenen Regel unserer religionslosen Öffentlichkeit, die Religiösen aller Couleurs ihrer Unaufgeklärtheit samt den Folgen zu überlassen und selber Ruhe zu bewahren? Kein gefühlsgeladenes Wort! Schweigen hilft am ehesten. Mir will es so scheinen. Aber unter uns, der ökumenischen Christenheit ist das unüberbietbar lieblos und töricht obendrein. Nebenbei: auch kein treuer Muslim erwartet dieses Totschweigen, diese Tränenlosigkeit. Sie würden uns zur Seite stehen, so wie viele unserer Gemeinden damals den muslimischen Türken in Solingen.

So hoffe ich, dass der Geist Jesu uns doch noch wecken wird aus der Erstarrung dieses angeblich politisch korrekten Zeitgeist-Schweigens. Wer zusammen mit Jesus trauert, wird vom furchtbaren Zwang nach Rache befreit. Aber er kann den bitter Weinenden auch so nahe sein, dass sie es spüren, dass es ihnen hilft.



Christus ist unser Friede
Epheser 2, 14

Zum Reformationsgedenktag

(Fragment ohne Predigttext)

Reden wir über Reformation! Am gesetzlichen Feiertag Reformationsfest werden wir ja nicht zusammenkommen. Wir nicht – und nicht die anderen evangelischen Gemeinden in der Stadt. Stattdessen gibt es den zentralen „Festgottesdienst“, in Wahrheit eine verbrämte Rationalisierungsmaßnahme – und das bei uns, im weltweit gerühmten „Kernland der Reformation.“ Der Zugezogene muss sich immer noch daran gewöhnen. Für gottesdienstliche Vergewisserung unserer besonderen evangelischen Glaubenserfahrung: kein Bedarf. Unseren lieben Mitbürgern, den offiziell Religionslosen, soll's egal sein. Die würden auch den Hochzeitstag von Kaiser Otto als gesetzlichen Feiertag willkommen heißen, egal welchen. Übrig geblieben scheint wenig mehr als die Benennung von Wittenberg als „Lutherstadt“. Das fördert den Tourismus und verhindert Irrfahrten nach Wittenberge.

Nein, ich stehe nicht über den Dingen, ich weiß es nicht besser. Ich bin nur heftig verwirrt. Meine evangelisch-religiöse Sozialisation vollzog sich so um 1948/50 auch rund um das Reformationsfest. Kein gesetzlicher Feiertag im Umland des Doms zu Münster – Gott bewahre! Das wäre ja auf Kosten von Allerheiligen und Allerseelen gegangen, die bekanntlich unmittelbar folgen. Aber der Pfarrer hat die evangelischen Flüchtlinge nach Sonnenuntergang schon ziemlich geschlossen zum Gottesdienst zusammengetrommelt. Und das Dorf musste „Ein feste Burg“ ertragen, vom noch jungen Posaunenchor rücksichtslos bis zur katholischen Kirche hinüber geschmettert. Unser Pfarrer hatte als Frontoffizier gelernt, zu befehlen und sich durchzusetzen.

Was ist außer dem Spektakel an Inhalten von tieferer Bedeutung bei mir hängen geblieben? Dass unser Gott nicht käuflich ist, nicht bestechlich, sondern gnädig, erfüllt von zuverlässiger Barmherzigkeit allen gegenüber,

die sich ihm einfach nur anvertrauen, unabhängig von ihrer Vorgeschichte. Unabhängig von ihren „Vorstrafen“, wenn Ihr mir eine Anleihe bei der Krimi-Sprache erlaubt. „Sola fide“ – allein aus Glauben, diesen lateinischen Brocken hat der Pfarrer uns Dorfkindern eingetrichtert, obwohl so gut wie niemand von uns eine höhere Schule von innen gesehen hat.

Und das Umfeld der katholischen Volksfrömmigkeit bot ja auch deutliche Kontraste. Da tat sich – gefühlt – das Jahr über mehr rund um die Maria als um Jesus. Die Gesangbücher, die in unserer Dorfschule herumlagen, steckten voll von allerlei Heiligenbildchen samt Wundergeschichten, und die in Ave-Marias und Vaterunsern abzählbaren Bußübungen unserer Klassenkammeraden nach der Beichte waren uns schon sehr fremd. Mit heutiger Brille hätten Muslime unser Dorf schon als einen Hort der Vielgötterei bezeichnen können. Aber dafür reicht ihnen ja bekanntlich – und aus ihrer Sicht verständlich – schon unser Bekenntnis zum Dreieinigem Gott.

Gott sei Dank, die mitunter erbitterte evangelisch-katholische Bekenntnisfront hat sich längst aufgelöst. Ungezählte treue Katholiken haben in Bruder Martin längst ihren Glaubensbruder und Wegweiser entdeckt. Katholische Heilige wie Hildegard von Bingen oder Elisabeth von Thüringen gelten uns Evangelischen ebenfalls viel. Katholische Gemeinden wiederum führen mit Eifer Bach-Kantaten und Schütz-Motetten auf – undenkbar in meinen jungen Jahren.

Unsere Glaubensgeschwister in den Armuts- und Unrechtsregionen unserer Tage fragen natürlich nicht zuerst nach unserer speziellen christlichen Konfession, sondern nach unserem Mut vor Regierungssitzen und Konzernzentralen und einer Bereitschaft zum Teilen, bei der wir keine roten Ohren kriegen müssen.

Und die Selbstblockaden, die die römische Amtskirche hindern, manche ihrer großen Nöte „radikal“, zu Deutsch von der Wurzel her, anzugehen, sind kein Anlass zur Häme. Sie haben zu tun mit diesem verhängnisvollen Verkleben von Recht und Evangelium, das Jesus sehr fremd war. Und das – gelinde gesagt – Befremden der Weltkinder über die Sicherheits-Vorräte in den Scheunen der Großkirchen Deutschlands trifft uns, systemgebunden, wie wir sind, beide gleichermaßen.

Was ich damals nicht wusste, als das Reformationsfest in meinem Lebenskalender rot angestrichen worden ist? Ich konnte noch nicht verstehen, dass unsere Kirche der Reformation – aus einer vom Heiligen Geist geschenk-

ten Befreiung hervorgegangen – sich in ihrer fast 500-jährigen Geschichte in neue Gefangenschaften begeben hat. Papst und Ablass – symbolisch stark verkürzt – wurden eingetauscht gegen Obrigkeiten mit Königs- und Kaiserkrone, bis hin zum Hakenkreuz. So konnten soziale Gefühllosigkeit und Untätigkeit im 19. Jahrhundert, subtiler und offenerer Antisemitismus, Waffensegnungen bis hin zu allen Skandalen der Nazizeit Platz greifen. Wichern und Bodelschwingh, Barmen und Bonhoeffer sind in unserer nachreformatorischen Kirchengeschichte eher die Ausnahme – jedenfalls nicht die Regel. Zu den Waffenträger-Segnern des 1. Weltkrieges gehört – schwarz auf weiß – auch mein dann im Dritten Reich sehr aufrechter Großvater. All das muss gesagt werden, weil es Kirchen der Reformation gibt, die andere Wege gegangen sind. Heute nennen wir sie die Friedenskirchen und berufen uns ständig auf sie. Im meinem Konfirmandenunterricht hießen sie noch Sekten.

Was wäre mein Wunschzettel für dieses Reformationsfest auf Sparflamme, das sich die Magdeburger Gemeinden gerade noch gönnen, oder gar für das große Jubiläum 2017, für das jetzt schon unser bestes Pferd im Stall, die Schwester Margot Käßmann als Sonderbeauftragte ackert? Nachdem niemand mehr das „Allein aus dem Glauben“ gegen fromme Geschäftemacherei verteidigen muss, nachdem wir uns heute gemeinsam unseren Mitmenschen verständlich machen müssen – solange der Missionsauftrag Jesu, seine „*mischn*“ gilt?

Wonach mein Herz, wonach mein Glaube verlangt, das kann ich ausdrücken mit dem Titel einer der epochalen Streitschriften Martin Luthers: „Von der Freiheit eines Christenmenschen“. In unserer Zeit den Gefangenen sagen, dass sie frei sein sollen, das ist nicht nur etwas für Amnesty International. Das ist vielleicht die wichtigste Botschaft an uns alle, wenn wir darüber grübeln, wie wir und unsere Kinder dieses gefährlichste Jahrhundert der bisherigen Menschheitsgeschichte bewältigen wollen, wie wir fähig zur Zukunft leben wollen:

Hier endet das ausformulierte Manuskript. Es folgen Stichworte:

Mammon und Krieg, Feindbilder und Konsumzwang, Fremdenangst, Geiz ist geil, Herr aller Dinge – Diener aller...

Liebe Christenmenschen...

...in Niederndodeleben, Haldensleben, Magdeburg und Umgebung: Ist Euch eigentlich klar, wie privilegiert Ihr wart, über Jahre hinweg einen mitreißenden, begeisternden und vielseitig talentierten Prediger in Euren Gottesdiensten und Gemeinden zu haben?

Als Herner Kollege, der über eine lange Zeit mit ihm persönlich und dienstlich verbunden war, könnte ich direkt neidisch auf Euch werden. Denn hier, im Kirchenkreis an der Emscher, wirkte Harald Rohr vor allem als unermüdlicher Kämpfer für Frieden, Gerechtigkeit und Bewahrung der Schöpfung. Genau dies war ja auch der Auftrag, den er mit Übernahme der eigens für ihn geschaffenen Arbeitsstelle übernommen hatte.

Manchen Leuten war er dabei zu „politisch“. Sie wollten, dass die Dienstaufsicht ihn „zurückpiff“. Dazu allerdings bestand nun überhaupt kein Anlass! Im Gegenteil! Sein Wirken in Schrift und Wort war nämlich stets Ausdruck einer tiefen, persönlichen Frömmigkeit, begründet im Glauben an den Gott, der seine Geschöpfe unendlich liebt und der die Menschen als seine verantwortlichen Partner mit unverlierbarer Würde ausgestattet hat. Dafür stand Harald Rohr innerhalb der Kirche und in der Öffentlichkeit ein. Dafür war er in ganz Deutschland und sogar in vielen Ländern der Welt unterwegs.

Natürlich hat er auch in Herne und Castrop-Rauxel Gottesdienste gestaltet und gepredigt. Nur – das gestehe ich heute ein – hatte ich selten Gelegenheit, ihn persönlich dabei zu erleben. Daher mein Anflug von Neid auf Euch in Magdeburg und Umgebung.

Umso begeisterter bin ich, wenn ich jetzt die hier veröffentlichten Predigten lese. Ich kann nun nachholen, was mir zuvor entgangen ist. Und dabei entdecke ich erneut, wie theologisch fundiert, vor Lebendigkeit sprühend, zupackend und sprachlich geschliffen seine Kanzelrede daherkommt.

Auch durch das gedruckte Wort höre ich ihn reden – gleichsam den „Originalton“ Harald Rohr! Bedenkt man, dass die hier vorliegende Sammlung nur einen Ausschnitt aus Harald Rohrs Verkündigung darstellt, dann ahnt man, wie sehr ihm die zeitgemäße Weitergabe des Evangeliums am Herzen lag. Dabei verstand er es meisterhaft, die Texte des Alten und Neuen Testaments mit ihrer mal tröstenden, mal herausfordernden Botschaft in die aktuelle Situation und Sprache der Menschen von heute zu übersetzen – ja gelegentlich auch durchaus provozierend zugespitzt. Da konnte bestimmt niemand in den berühmten „Kirchenschlaf“ verfallen!

Es ist oft gesagt worden – und ich glaube zu Recht – dass Harald Rohr auch ein hervorragender Journalist geworden wäre. Hier in Herne hat er vor vielen Jahren eine ständige Kolumne für die Kirchenzeitung verfasst. Titel: „Die Kirchenmaus“. Da wurde Gemeindegliedern, PastorInnen und Mitarbeitenden auf freundliche und liebevolle Weise der Spiegel vorgehalten.

Später hat Harald Rohr engagiert bei der missionarischen Aktion „neu anfangen“ mitgearbeitet und zum Beispiel das dafür erstellte Taschenbuch „Glück auf! Christen erzählen von ihrem Glauben“ redigiert und herausgegeben.

Fazit: Vielseitig begabt, war er überzeugt, dass die Kirche die Gute Nachricht ebenso missionarisch, wie anspruchsvoll an die Menschen von heute weiterzugeben hat. Das hat er gelebt – und so behalten wir ihn in Erinnerung. Seine Predigten werden uns dabei helfen!

Klaus-Peter Röber war von 1985 bis zu seinem Ruhestand 2004 Superintendent des Evangelischen Kirchenkreises Herne. Er und Harald Rohr kannten sich schon seit dem Vikariat und waren nahezu die gesamte Dienstzeit gemeinsam im Kirchenkreis Herne tätig.

Urbi et orbi – Der Stadt und dem Weltkreis Alle ins Gebet nehmen

„So wie Ihr beide predigt, wird dat nix“, sagte Harald Rohr vor Jahren zu mir, unmittelbar nach der Einführung eines Superintendenten – irgendwo im Ruhrgebiet. Das klang ja alles ganz klug, meinte er, aber weder der Superintendent noch ich hätten die Herzen der Menschen erreicht. Harald sprach Tacheles.

Vier, fünf Jahre zuvor im Kirchenkreis Unna: kreiskirchlicher Gottesdienst zu „Mission und Weltverantwortung“. Prediger: Harald Rohr. Im anschließenden Kirchencafé konnte eine Frau sich kaum einkriegen: „Wenn hier immer so gepredigt würde wie heute, dann wäre die Kirche voll.“ Sie bekam reichlich Zustimmung.

Dabei hatte der Prediger höchst komplexe Zusammenhänge angesprochen von Armut, Hunger, Korruption, Willkür, deutschen Pharmafirmen und Infektionskrankheiten in einem afrikanischen Land. Auf eine Mutter hatte er die Blicke gelenkt, sie und ihr Schicksal herausgeholt aus der anonymen Masse der Vielen. Diese Mutter hatte sich auf einen beschwerlichen Fußmarsch begeben – mit ihrem todkranken Kind in die große Stadt – voller Hoffnung, dort endlich ärztliche Hilfe, Medizin und Rettung zu finden. Mit den Stationen, die sie dabei durchlaufen musste, hatte der Prediger seinen Zuhörern die vielen Probleme der Menschen dort nahegebracht. An fehlenden fünf Mark für das lebensrettende Medikament sollte die Mutter am Ende scheitern. Und doch gab das heilmachende Evangelium den Ton an mit seinem Zuspruch und Anspruch in Haralds beeindruckender Predigt.

„Evangelische Pfarrer sind rhetorisch besser geschult als katholische“, sagte kürzlich die Mitarbeiterin eines Bischöflichen Hilfswerks zu mir. Ich wackelte mit dem Kopf und nannte Gegenbeispiele. Daraufhin wurde sie vehement: „Kennen Sie Harald Rohr?“ fragte sie. „Wenn der das Wort ergriff, mussten sich Gegner warm anziehen bei der Entschuldungskampagne.“ Ich nickte voller Zustimmung. Nicht zu ihrer holzschnittartigen Grundthese – wohl aber zur ihrem Satz über Harald.

Inzwischen nicke ich nur noch zögerlich, erst recht, wenn ich Haralds Predigten lese. Weil das Lob falsch verstanden werden könnte: er überwältigte Menschen nicht. Vehement konnte er werden, Zusammenhänge pointiert auf den Punkt bringen, aus großer Fachkenntnis und Erfahrung heraus argumentieren, dabei meistens parteilich auftreten, für die Sache Schwächerer scharfzüngig

reden, aber immer ging's ihm ums Überzeugen, nie darum, andere zu überwältigen oder gar über den Tisch zu ziehen.

Das zeigen erst recht seine Predigten. Ein politischer Prediger war Harald Rohr, ohne jeden Zweifel. Mit einer beherzten und gewinnenden Sprache. Und mit einer Wirkung, die noch posthum dazu veranlasst, seine Predigten zu veröffentlichen und nachzulesen. Worin ist solche Wirkung gegründet? Das im Vollsinn zu erfassen, ist menschlichem Vermögen entzogen. Doch lassen sich Spuren dafür finden. Einige wenige zeichne ich hier nach.

Ankerpunkt seines Wirkens und Predigens war die Heilige Schrift. Jede und jeden wollte er mit dem Evangelium erreichen. *„Einen eigenen Standpunkt in den Gewissensfragen der Zeit gewinnen wir Christenmenschen, wenn wir uns an die Bibel halten.“*

Er richtete die „Botschaft von der freien Gnade Gottes aus an alles Volk“. Erzählte dabei von den unterschiedlichsten Typen, die sich um Jesus scharten: *„Frauen sind das und Männer, kleine Leute und Elite-Typen, Behinderte und Kraftprotze, Leute mit sauberer Weste und Schmuddeltypen, Kinder und ganz Alte, Einfältige und Gelehrte. Sie alle entkommen ihrem persönlichen Weltuntergang, weil sie sich – von Jesus inspiriert – in die Arme Gottes werfen.“*

In der Nachfolge Jesu auch Harald Rohr: Ein ganzer Kosmos von Menschen unterschiedlichster Herkunft und Prägung war seine Gemeinde. Ihnen allen verstand er die Schrift auszulegen, in ihrer je eigenen Lebenswelt. Pfarrherrlichkeit war Harald fremd. Hier predigte einer aus der Gemeinde für die Gemeinde. Nirgendwo stilisierte er sich als ihr Gegenüber. Zwar predigte immer ein „Ich“. Doch tonangebend blieb die Bibel. Sprach Harald von sich, dann als Hörer des Evangeliums, und so manches Mal in eigener existentieller Betroffenheit: *„Und selbst, wenn mir jeder Funke Glauben fehlte, weiß ich doch, dass ich nur noch reichlich zehn Jahre von der statistischen Lebenserwartungs-Grenze der Männer in Deutschland entfernt bin. Harald Rohr, du wirst vergehen, du bist längst dabei, falls du dir Illusionen machen solltest... Aber die hundert Jahre Zukunft, die wir uns wirklich vorzustellen vermögen, sind uns ja nicht egal, auch wenn wir sie größtenteils nicht mehr miterleben werden. Es ist die Lebensspanne derer, die wir lieben, weil wir sie großgezogen haben, und von deren Kindern, schon vor unseren Augen und in unseren Herzen oder noch nicht geboren.“*

Harald war ein Meister der Sprache. Seine Sprachkunst umfasste die Tonleiter unterschiedlichster Milieus und Lebenswelten. In knappen Sprachbildern umriss er den Zustand der Welt.

„Wo soll das hinführen mit den brutalen Interessengegensätzen, die heute das Leben der Völker und sozialen Gruppen bestimmen?... Echte Weltuntergangsgefühle 2012... Eisschmelze an den Polen... Die giftigen Gefühle schleichen sich von innen heran.“

Seine Hörer fühlten sich verstanden, wenn er Ohnmachtsgefühle auf den Punkt brachte angesichts weltweiter Herausforderungen: *„Da rutscht nicht nur dem Mose das Herz sonstwo hin. Wie er trauen wir uns nicht zu, was Gott uns durch Jesus aufträgt: Frieden schaffen, Liebe üben, der Gerechtigkeit den Weg bereiten.“*

Existentielle Gefühlslagen konnte er gar in ökonomisches Vokabular kleiden, um der Klarheit willen: *„Wäre das Leben ein börsennotiertes Aktien-Unternehmen, viele Experten würden wohl raten: verkaufen, verkaufen, verkaufen. Nur, an wen?“*

Und gab der Glaubenshoffnung so neue Flügel – in ökonomischer Sprache: *„Der, dessen Geburt wir heute feiern..., hat zum Thema „Aktienkurs des Lebens“ eine wunderbare... Haltung. Gerade denen, deren Kurs am tiefsten gefallen war, hat er Tag um Tag zugerufen: Nicht wegwerfen! Nicht aufgeben! Wer gegen Gottes scheinbar verrammelte Türen baut, dem wird schließlich aufgetan.“*

Gott ergreift Partei. Diese biblische Erkenntnis war für Harald Gottes Schrift an der Wand. Parteilich aus Glauben, setzte er sich für Zu-kurz-Gekommene ein. Die Lebenswirklichkeit von Menschen trieb ihn um. So die der Hirten in Bethlehem am Heiligen Abend: *„Es gibt keine verächtlichere Beschäftigung in der Welt als die des Hirten. Bei Gott zählen sie. Mehr als ihre Verächter. Dieser Regelbruch durchzieht das ganze Leben Jesu... Es ist kein Zufall! Gott weiß, wo es ihn hinzieht in unserer Welt, auf dem schnellsten Wege. Zu denen, die schwer an den Lasten des Lebens tragen.“*

Und Harald kannte sich aus in heutigen Lebenswelten, gerade in den Ländern der Armen und in den Randgebieten der Wohlstandszonen: *„Die eigenen Kinder zu begraben, die Hälfte von ihnen oder mehr, war zu biblischen Zeiten Elternschicksal und ist es in den Armutsregionen der Menschheit vielerorts noch heute.“*

Schonungslos benannte er den Zusammenhang von Reichtum und Armut: *„Wir wissen..., dass jene, die über unser Leben und über unsere Seelen verfügen wollen, nicht exklusiv in Regierungszentralen sitzen. Sie sitzen auch in den Kathedralen des Mammons; in den Hauptquartieren von Wirtschaftsimperien; dort, wo Wünsche geweckt, Gefühle manipuliert und Vorurteile gezeugt werden.“*

Und er konnte alltagstauglich vor Augen stellen, was es bedeutet, wenn sich die Gegensätze dieser Welten in Flüchtlingslagern ballen: *„Zu Atari nahe der syrisch-jordanischen Grenze... hatte vor einiger Zeit schon 150.000 sogenannte Einwohner... Jede von euch Frauen, die einmal Kinder großgezogen hat, wird sich erinnern... Wie schafft man wenigstens in ein paar Ecken Trockenheit, Wärme? Wie soll sie kochen, wie Krankheit produzierenden Dreck bekämpfen? Hinter jeder dieser Fragen stehen Artikel des ‚täglichen Bedarfs‘, die nicht fehlen dürfen.“*

In all dem pflegte Harald eine liturgische Sprache, die Gott und Welt beieinander hielt. Selbst wenn er in seinen Predigten auf der Tonleiter der Sprachen unterschiedlichster Milieus und Lebenswelten rauf- und runterklettern konnte, waren die Grundformen seiner gottesdienstlichen Sprache Lob und Klage. Das ist der Ton der Psalmen und der Liturgien aus der Geschichte der Kirche. Lob und Klage halten Gott und die Welt beieinander, immer und zu jeder Zeit. So auch Harald bei ganz Alltäglichem.

„Alle Güter der Schöpfung, alle Lebens-Mittel stehen in der Verfügungsgewalt Gottes. Und das Wesen dieses Gottes ist geprägt durch seinen Gerechtigkeitssinn.“

Harald beklagte Schreckensmeldungen und Angst, das lähmende Gift von Machthabern, Sünde und Not, nannte Verursacher bei Namen, schonungslos, und überließ ihnen doch kein letztes Wort, weil er ihren Stachel gezogen sah in Krippe, Kreuz und Osterbotschaft:

„Die Schreckensmeldungen unserer Zeit müssen uns nicht lähmen, wie der giftige Biss der Spinne ihre Beute. Wir können unserem Leben eine andere Richtung, ein anderes Grundgesetz geben. Die Krippe, das Kreuz und die Osterbotschaft stehen für diese Einladung. Gott handelt nicht wie die Machthaber, die darauf warten, dass die anderen den ersten Schritt tun. Er tritt in volle Vorleistung. Wir nennen das Vergebung der Sünden. Vor Gott hat unser Herz keinen Grund mehr, vor Schreck stehen zu bleiben.“

So hielt er Gott und Welt beieinander. Alle nahm er ins Gebet, die Stadt und den Erdkreis. Ihnen gilt Gottes Segen – urbi et orbi: „Und siehe, ich bin bei euch alle Tage bis an der Welt Ende. Diese Zusage umschließt alle Tage unseres Lebens – und das Leben derer, die nach uns kommen in Familie und Gemeinde. Seit dieser Zusage gibt es keine gottlosen Zustände und Zeiten mehr. Daran können wir uns halten wie Ungezählte vor uns und mit uns in dieser Zeit.“

Alfred Buß war von 2004-2012 Präses der Evangelischen Kirche von Westfalen.

Eine Homiletik der Weltverantwortung

Als Kollegin, die selbst im Verkündigungsdienst steht, blättere ich in den Predigten von Harald Rohr. Und lese mich fest. Wie gelingt es hier, Zuspruch und Anspruch der biblischen Botschaft mit dem Erfahrungsraum der Hörer zu verknüpfen? Ich entdecke eine anregende Homiletik (Predigtlehre) der Weltverantwortung – sprachlich ein Vergnügen („wortreiche Sprachlosigkeit der Kirchen“) und gedanklich inspirierend.

Mir begegnet ein biblischer Erzähler, der sich von dem Anliegen des Bibeltextes anrühren lässt und das Entdeckte im sozialen und politischen Kontext seiner Zeit zu Gehör bringen will. Um an die Hörer anzuschließen, benutzt Harald Rohr keine Schilderungen von Einzelschicksalen. Er verliert sich nicht in „Geschichtchen“. Ebenso verzichtet er darauf, alle Probleme der Welt aufzulisten, um sie am Ende der Predigt mit einer dicken christologischen Soße zu übergießen. Stattdessen beobachte ich ein fragendes Zugehen auf den Bibeltext. Ich werde in die Suchbewegung des Predigers mit hinein genommen. Der Ton ist offen, warm und genau – niemals dogmatisch, niemals verstörend, niemals moralisch.

Zu Themen, die ihm am Herzen liegen (Klimawandel/Gerechtes Teilen/Gewaltverzicht/Menschenrechte...) bezieht er klar Stellung. Ebenso geht er den Grundfragen des Glaubens nach (Zweifel/Bekehrung/Opfergedanke/Glaubenseifer/Osterbegegnungen...). Dabei ist Harald Rohr hörbar verwurzelt in der deutschen Geschichte und in seiner eigenen Lebensgeschichte, in der Kirchen- und der Missionsgeschichte und in der Geschichte des Gottesvolkes. Seine Bezüge

bringt er erhellend ein – ohne darin zu versinken. Dieses reflektierte Vorgehen, freut mich als Predigthörerin, die so manches Mal gefrustet ist.

Harald Rohr glaubt und schreibt jesusbezogen – auch bei alttestamentlichen Predigttexten – allerdings ohne diese christlich zu vereinnahmen. Jesus ist für ihn die entscheidende Orientierung – in allen Wirren des Lebens. Jesus ist Vorbild für Taten und Haltungen der Liebe – auf dass Gottes Wille geschieht. Hier und Jetzt. Wir sind noch nicht die, die wir sein sollen. Es steht noch etwas aus. Doch explizit eschatologische Gedanken an ein Jüngstes Gericht/Jenseits finde ich bei der Lektüre nicht. Zu dieser Beobachtung hätte ich Harald Rohr sehr gerne befragt.

Der Blick von Harald Rohr geht zu den Hörern am Rande Magdeburgs und zu ihrer Lebenswelt. Mit ihnen schaut er zu den Unterdrückten am Rande der Gesellschaft, zu den Perspektivlosen – auch am Rande der kirchlichen Wahrnehmung. Dabei bleibt Harald Rohr nie im Allgemeinen. Er ist immer erkennbar. Er äußert seine eigene persönliche Überzeugung. Dies geschieht unbedingt selbstkritisch und kirchenkritisch. Fragen, die Harald Rohr aus dem Bibeltext vernimmt, richtet er immer an die Kirche und an sich selbst. An sich selbst und an die Welt. Er sagt nicht „man“, sondern entschieden „ich“. Oder „Wir Bibelleser“. „Wir Christenmenschen“ und reiht sich so mit ein.

Soviel Politik und soviel Seelsorge gehören auf die Kanzel!

Katharina Henke ist Pfarrerin in der Krankenhausseelsorge, langjähriges Mitglied im MÖWE-Ausschuss und Islambeauftragte des Kirchenkreises Herne.

„Du kannst auf mich zählen“ – Gedanken und Gedenken an Harald Rohr

Als Harald und Karin Rohr 2002 in die Magdeburger Börde nach Niederndodeleben zogen, war dieser Umzug für Harald mit dem ehrenamtlichen Dienst als Beauftragter für „Brot für die Welt“ in den neuen Bundesländern verbunden. Gleichzeitig bot er an, im Kirchenkreis Magdeburg ehrenamtlich Predigtdienste zu übernehmen. Ich war damals eben erst in zwei zusammenzuführende Pfarrstellen am westlichen Stadtrand Magdeburgs entsandt und hatte Schwierigkeiten, eine Berufskollegin oder einen Kollegen zu finden, der mir dann und wann einen predigtfreien Sonntag ermöglichte. Deshalb nahm ich das Angebot von Harald dankbar an.

Daraus wurde eine für mich unschätzbare Hilfe über zwölf Jahre, bis ich 2013 nach Jena wechselte. „Du kannst einmal im Monat auf mich zählen, dazu an den Feiertagen.“ Harald verstand seine Unterstützung in der Diesdorfer Kirche St. Eustachius und Agathe und der Stadtfelder Markuskirche nicht als gnädige Zuwendung des erfahrenen und vielseitig eingespannten Pastors, sondern als den selbstverständlichen Dienst eines Predigers, der, solange er gesund und geistesgegenwärtig ist, das Evangelium freimütig verkündet. Vor allem in den ersten Magdeburger Jahren hat mir seine Mithilfe die Gesundheit und die Freude an der Gemeindearbeit erhalten.

Harald wurde mir ein freundschaftlicher und seelsorglicher Gesprächspartner, wenn es um berufliche und persönliche Entscheidungen ging. Manches von meinen Überlegungen wusste nur er. Er hat gezielt nachgefragt, intensiv zugehört und mir wertvolle Ratschläge gegeben.

Auf Gemeindearbeit und Gottesdienstgestaltung sahen wir aus verschiedenen Perspektiven. Das hat meine Arbeit und die beiden Gemeinden sehr befruchtet. Er fand, dass von dem Bewusstseinswandel in der Kirche, der ihm so dringlich schien, viel zu wenig zu sehen war. Ich hatte dagegen mit meinen Gemeindegliedern zu leben, mit ihren ostdeutschen Marginalisierungserfahrungen und in den andauernden Strukturveränderungen der kleiner werdenden Gemeinden, die diese sehr beanspruchten. Harald hat mancherlei geistliche Enge und Verzagtheit freimütig benannt, er war da weniger diplomatisch als ich, eben der geradlinige Denker und Kämpfer für das Reich Gottes in dieser Welt, dabei versehen mit anregenden Welt- und Sprachkenntnissen, die meinen Magdeburger Stadtrandhorizont weit überstiegen.

Neben seiner normalen Predigtstätigkeit hat Harald bei uns Modellgottesdienste praktisch erprobt, die er für „Brot für die Welt“ ausgearbeitet hatte. Ich erinnere mich an einen eindrücklichen Gottesdienst in der Markuskirche zum Meditationstuch von Dr. Solomon Raj, Indien (2003).

Seine Initiative, in den Gemeinden nur noch fair gehandelten Kaffee auszuschenken – er gehört bekanntlich zu den geistigen Vätern und Müttern des fairen Handels in Deutschland – stieß zunächst auf eine reservierte Haltung im Gemeindegemeinderat und zeigte, wie mühsam es schon bei solch kleinen Schritten wird, etwas Alltägliches im Umgang mit der Schöpfung zu ändern. Dank seiner nicht nachlassenden Überzeugungsarbeit gehörten wir dann zu den ersten Gemeinden der Landeskirche, die der Kaffeeinitiative von „Brot für die Welt“ beitraten.“

Sebastian Neuß war von 1999 bis 2013 Pfarrer in Magdeburg (Kirchspiel Stadtfeld-Diesdorf) und ist heute Superintendent in Jena.

Wie dieses Buch entstand, und was ich dabei entdeckte

Am 5. Februar 2016 feierten Sympathisanten und frühere Mitstreiter das 40-jährige Bestehen des Eine Welt Zentrums Herne – leider ohne Harald Rohr, seinen Gründer, der am 12. Januar gestorben war. Der Gratulant aus dem Landeskirchenamt brachte ein Geschenk mit: die Zusage, die Herausgabe eines Buches mit Texten von Harald Rohr finanziell zu unterstützen.

Warum dieses Buch? Am liebsten hatten die Leute ihm zugehört oder – besser noch – ihm zugeschaut. Sie hätten ihn gern länger behalten, den Seelsorger mit menschlicher Wärme, den Menschenrechtsaktivisten, den Vollblutpädagogen, den Straßentheaterregisseur, den Erzähler humorvoller Geschichten, den Hobby-Zoologen, den Hobby-Historiker, den geschickten kirchenpolitischen Taktiker, den verlässlichen loyalen Chef, der er in seinen Berufsjahren war.

Harald hatte im Computer 5.000 Texte hinterlegt. Vor allem Glossen und Meinungstexte über Gott und die Welt, über Kirche und Politik, über das Wirtschaften auf dem Planeten Erde und den ganz gewöhnlichen Alltag. Immer wieder war er gefragt worden, ob man diese Texte nicht in Buchform herausgeben könne. Jedes Mal wehrte er ab. „Ach, lasst das mal. Das veraltet doch so schnell.“

Mit dieser lästigen Schere im Kopf ging ich auf die Suche. Ich las mich fest an den 135 Predigten aus der ostdeutschen Zeit, die er am Stadtrand von Magdeburg gehalten hatte, um einen jungen Kollegen zu entlasten. Da wusste ich: das war's. Das würde lange Zeit nicht veralten.

Das Lesen der Predigten war für mich noch einmal eine intensive Begegnung mit Harald. Sein Blick ist immer auf die Bibelbotschaft gerichtet, genauer gesagt auf Jesus, wie er ihn versteht, aber gleichermaßen auf die Gottesdienstbesucher und das, was sie mitbringen. Außerdem geht es um die ganze Kirche, ihren hilfsbedürftigen, herabgewirtschafteten Zustand, die Nöte der einen Welt, das Tun von Christen in anderen Weltgegenden, die Vorhaben von Hilfswerken. Sein eigener Standort ist mitten in der Kirche, nicht von außen kritisierend. Diese gleichzeitigen Gesichtspunkte fallen nie auseinander.

Oft helfen ihm seine gründlichen Kenntnisse der Menschheitsgeschichte, Details der Bibeltexte an Beispielen zu erklären, die frisches Verstehen zu ermöglichen. Immer scheint er sich neu mit der Bibel auseinandergesetzt zu haben,

nie spult er Altes ab. Er fand ja immer, dass er ein lausiger Theologe sei, weil er sich in den Strömungen der gegenwärtigen Theologie überhaupt nicht mehr auskannte. Aber die Predigten beweisen: er nutzte durchaus die Werkzeuge der Theologie, und es kam noch etwas Wesentliches hinzu: sein Bild von Jesus entstand vor allem durch Hinhören, Intuition und ganz schlichte Liebe. Ich staune, wie ausschließlich es um Jesus geht (fast immer um den synoptischen Jesus), der für ihn der einzigartige Rabbi und befreiende Lebenslehrer ist und als solcher auch Gottes Sohn und Erlöser, wenn die kirchliche Dogmatik es so nennen will.

Aber er liebte auch die alttestamentlichen Geschichten, ganz besonders die Schöpfungsgeschichte. Er nahm vor allem ihre Bilder in sich auf, wie die Seele große Träume aufnimmt, ungehindert durch Verstandeslogik. Die Zerstörungswut Jahwes in der Sintflutgeschichte erschreckte ihn zutiefst, aber das Versprechen desselben Jahwe am Ende der Geschichte, die Sintflut niemals zu wiederholen, tröstete ihn lebenslang. Das galt. Wenn Bibeltexte ihm unerträglich waren wie die Opferung Isaaks, dann flüchtete er sich zu Jesus. Wie alles zusammenpasste, hätte er oft selbst nicht sagen können. Er fand, dass manche Bibeltexte schwer verdaulich oder sogar toxisch sind, und gab fragenden Menschen stets den Rat, nach dem zu suchen, was heilend für die Seele ist und das andere beiseite zu lassen. Von vorn bis hinten hat er die Bibel nach seiner Schätzung vielleicht zwanzigmal gelesen, gern auch in nüchternem modernem Englisch oder Französisch und versuchsweise sogar in Spanisch. So etwas tut man nur aus Liebe.

Und noch eine Beobachtung: Harald benutzt das Wort „Gott“ unendlich oft, aber er erklärt es kein einziges Mal. Er tut es nicht, weil er es wohl nicht kann. Er ist zu tief verwurzelt in der biblischen Tradition, als dass er eine reflektierende Distanz dazu einnehmen könnte. Gedankengebäude sind sowieso nicht seine Sache, dafür umso mehr die biblische Erzählung von Gott und seinen Menschenkindern. Wer seit seiner Kindheit mit dem Begriff „Gott“ nichts mehr anfangen kann oder es noch nie konnte und zufällig an dieses Buch gerät, könnte ein Problem damit haben. Eine Gottesdefinition hätte auch Harald präsentieren können – die aus der Bibel: „Gott ist die Liebe.“ Mit dieser Definition können auch Nichtchristen ein ganzes Stück weiterkommen. Denn: „Wer in der Liebe bleibt, der bleibt in Gott.“

Karin Rohr war fast 50 Jahre mit Harald Rohr verheiratet. Sie hat seine Arbeit ehrenamtlich mitgetragen und war von 1995 bis 2002 Umweltbeauftragte im Kirchenkreis Herne.

Kurzbiografie von Harald Rohr

Von Karin Rohr

Harald Rohr wird am 20. Februar 1940 in eine traditionsreiche schlesische Pastorenfamilie hineingeboren. Beide Großväter sind Superintendenten, beide in der Bekennenden Kirche.* Der mütterliche Großvater, ein kinderliebender, humorvoller Mann, übernimmt die Vaterrolle, weil der tatsächliche Vater an der Front ist. Durch Kriegsumstände verliert Harald mit fünf Jahren fast gleichzeitig Großvater und Mutter und muss unmittelbar nach den Beerdigungen mit der Großmutter nach Bayern fliehen.

Diese traumatischen Erfahrungen eines Kriegskindes sind wohl der Ursprung seiner lebenslangen Beschäftigung mit den Ursachen von Gewalt und Krieg. Sein lebhaftes Interesse an der Geschichte des Dritten Reiches ließ niemals nach, und das letzte Buch, das er als Schwerkranker kurz vor seinem Tode las, war ein Wälzer von 2.000 Seiten über die Familien des deutschen Widerstandes.

Ende 1945 ist der Vater gefunden, und die Großmutter liefert ihren Enkel in Wattenscheid bei ihm ab. Der Kriegsheimkehrer ist für den traumatisierten kleinen Jungen ein fremder Mann, der ihm Angst macht. Die beiden werden niemals eine Brücke zueinander finden. Durch die zweite Ehe des Vaters bekommt er eine neue Mutter und drei Halbgeschwister und wächst im Münsterland heran. Die Anpassung an die neue Familie, die in preußischer Strenge geführt wird, fällt ihm schwer.

Der atmosphärische Gegensatz seiner beiden Herkunftsfamilien wird ihn lebenslang beschäftigen – genau wie der Unterschied zwischen Demokratie und Diktatur. Die Kraft, sich zu wehren, hat sich durch diese Familienumstände schon bei dem Heranwachsenden gebildet und kam später seinem Lebens thema, dem Kampf um Menschenrechte, zugute.

1953 schickt ihn der Vater in ein Internat bei Minden. Der Abstand zur Familie bekommt ihm gut, und der einstige Schulversager macht 1959 problemlos das Abitur. In Münster und Heidelberg studiert er Theologie und nebenbei manches andere, was den wissbegierigen jungen Mann interessiert – Geschichte, Politik, Zoologie. Die allererste Vorlesung, an die er sich erinnern kann, handelte vom Gebiss einer bestimmten Walart.

**Anmerkung: In der Predigt über Matthäus 5, 13 „Wenn Kirchen sterben“ auf Seite 99 bezieht sich Harald Rohr ausführlich auf die Rolle, die diese beiden Großväter in ihrer Kirche gespielt haben.*

Sein zoologisches Interesse bleibt lebenslang bestehen, und die Evolutionstheorie verträgt sich sehr gut mit seinem Glauben an den Schöpfer allen Lebens. Er besucht über die Jahre fast alle großen und kleinen Zoos in Mitteleuropa und erwirbt sich ein beachtliches Fachwissen.

1965 geht er ins Vikariat nach Wattenscheid und Bethel – in einer Zeit der Pfarrerknappheit, in der Vikare ins kalte Wasser geworfen werden und selbstständig volle Pfarrstellen verwalten müssen. So auch Harald Rohr in Wattenscheid. Im Schulvikariat in Münster muss er ein halbes Jahr einen erkrankten Klassenlehrer vertreten. Dabei zeigt sich seine pädagogische Naturbegabung, die ihm im späteren Berufsleben zugutekommen wird.

1966 heiraten Karin und Harald Rohr, die sich in der Studentengemeinde Münster kennengelernt haben, und bekommen in kurzer Zeit ihre vier Söhne. Harald hätte ihnen gern mehr Zeit geschenkt, aber die Arbeitsbelastung der ersten Berufsjahre ist ungeheuer hoch – auch durch den plötzlichen Weggang eines Kollegen. In der späteren Arbeit für die Eine Welt werden die Eheleute ein gutes Gespann.

Von 1967 bis 1968 ist Harald Hilfsprediger in Herten. Dann wechselt er in die Gemeinde Herne-Baukau und organisiert nebenbei ansehnliche Eine-Welt-Veranstaltungen für den Kirchenkreis. Daraus entwickelt sich das Informationszentrum Dritte Welt Herne, gefördert von dem charismatischen Superintendenten Fritz Schwarz. Harald Rohr verlässt 1976 die Gemeinde Baukau und wechselt in die für ihn geschaffene Pfarrstelle für Ökumenische Diakonie. In einer angemieteten Villa in der Herner Innenstadt, die auch Platz bietet für einen Dritte-Welt-Laden (damals etwas ganz Neues) und ein Schüler-Café, beginnt er mit einer Sekretärin und zwei Zivildienstleistenden die neue Arbeit.

Es beginnt ein reger Austausch mit Organisationen und Initiativen des Globalen Südens. Viele Gäste aus unterschiedlichen Ländern besuchen das Zentrum und stellen ihre Anliegen der Herner Öffentlichkeit vor. 1978 reist Harald Rohr zum ersten Mal nach Sri Lanka und Indien, später auch nach Ostasien und in den Zaire (heute Demokratische Republik Kongo), um die Lebenswirklichkeit des Südens kennenzulernen und die Partner in ihrem Kampf unterstützen zu können.

Das Zentrum wächst rasch und findet immer neue Themen und Aufgaben. Es gibt Referate für Flüchtlinge, gegen ausbeuterischen Menschenhandel (Zwangsprostitution), für Umwelt und Schule, es gibt die Betreuung der Kriegsdienstverweigerer und der „Zivis“ des Kirchenkreises und vieles mehr.

Dabei bleibt das Zentrum immer verbunden mit den Ortsgemeinden. Ohne den Einsatz vieler Gemeindeglieder und sonstiger Ehrenamtlicher wäre die Arbeit gar nicht denkbar gewesen (Anti-Apartheid-Bewegung, Friedensbewegung, Fairer Handel, „Jute statt Plastik“, Erlassjahrkampagne, Landminenkampagne, Teppichkampagne und viele andere Initiativen).

Über Herne hinaus wächst Harald in die ökumenische Arbeit hinein. Als Mitglied der westfälischen Landessynode hat er viele Gelegenheiten, ökumenische Anliegen ins Bewusstsein der Kirche zu rücken, und er nutzt dieses Forum so geschickt, dass seine Beiträge immer mit Spannung erwartet werden.

Für „Brot für die Welt“ sitzt er im Ausschuss für Ökumenische Diakonie, der die Hilfgelder bewilligt. Mehr und mehr wird er Berater, Ideengeber, Textschreiber des Hilfswerkes, mischt bei politischen Kampagnen mit oder stößt sie selber an. Auch bei der Gründung von FIAN, der Internationalen Organisation für das Menschenrecht auf Nahrung, hat er seine Finger im Spiel.

Die Betreuung des großen Mitarbeiterstabes, die wachsenden Verwaltungsaufgaben und Finanzprobleme, die vielen Ämter und Funktionen fordern ihn allmählich bis an die Grenzen seiner Kraft.

2002 lässt er mit 62 Jahren das alles hinter sich und geht in den Ruhestand. Er zieht in das Dorf Niederndodeleben bei Magdeburg – mit dem ehrenamtlichen Auftrag von „Brot für die Welt“, kirchliche Mitarbeiter in den Neuen Bundesländern für die Eine-Welt-Arbeit fit zu machen. Es folgt eine intensive Reise- und Vortragstätigkeit, bei der er selber viel zu lernen hat. Dort führt er auch seine letzte Kampagne durch, die auf den Verbrauch von fair gehandeltem Kaffee in der Kirche zielt.

2010 zeigt ihm ein leichter Schlaganfall seine Grenzen. Er zieht sich mehr und mehr an den Schreibtisch zurück, liest, sieht fern und radelt durch die Magdeburger Börde. Die Gottesdienstverpflichtungen bleiben aber in vollem Umfang bestehen. Er hat nie darüber gestöhnt, sondern ging gern „in die Bütt“, wie er die Kanzel nannte. Seine wöchentlichen ökumenischen Fürbitten liefert er sogar bis kurz vor seinem Tode ab, die letzten zu Weihnachten 2015.

Die Krebs-Diagnose im Sommer 2015 trifft ihn unerwartet. Die Krankenbesuche der Kinder und Enkel reihen sich lückenlos aneinander. Sie fragen ihn nach seinen wichtigsten Bibeltexten und zeichnen die Gespräche auf. Sein Tod am 12. Januar 2016 kommt für alle zu früh und zu plötzlich.

Reihenfolge der Predigten im Kirchenjahr

2. Advent	05. 12. 2004	Matthäus 7, 12	115
3. Advent	12. 12. 2004	Matthäus 11, 2-6	127
4. Advent	22. 12. 2013	Lukas 2, 7	167
Heiligabend	24. 12. 2004	Lukas 2, 1ff	163
1. Weihnachtstag	25. 12. 2011	Lukas 2, 19	175
2. Weihnachtstag	26. 12. 2007	Lukas 2, 8-14a	171
2. Weihnachtstag	26. 12. 2013	Lukas 2, 40	179
Letzter Sonntag nach Epiphantias	01. 02. 2004	Exodus 3	39
Letzter Sonntag nach Epiphantias	01. 02. 2009	Exodus 24, 1-2, 9-11	43
Reminiscere	01. 02. 2015	Römer 12, 14-15	217
Reminiscere	17. 02. 2008	Jesaja 5, 1-7	53
Okuli	27. 02. 2005	Psalms 34, 16	71
Lätare	02. 03. 2008	Psalms 104, 27-28	83
Judika	13. 03. 2005	Psalms 43, 5	75
Judika	21. 03. 2010	Genesis 22, 1-13	25
Palmarum	24. 03. 2013	Markus 14, 18-19	159
Karfreitag	25. 03. 2005	Matthäus 27, 37	137
Karfreitag	10. 04. 2009	Lukas 22, 42	201
Ostersonntag	23. 03. 2008	Lukas 24, 1 ff.	205
Ostersonntag	12. 04. 2009	Johannes 21, 1-14	211
Ostersonntag	04. 04. 2010	Psalms 118, 22-25	89
Misericordias Domini	25. 04. 2004	Psalms 23/Joh. 10, 10-16	59
Misericordias Domini	04. 06. 2008	Psalms 23	65
Kantate	24. 04. 2005	Psalms 98, 1-2	79
Rogate	29. 05. 2011	Matthäus 6, 21	111

Exaudi	04. 05. 2008	Matthäus 10, 16-20	121
Christi Himmelfahrt	01. 05. 2008	Matthäus 28, 16-20	145
Pfingsten	30. 05. 2004	Genesis 11, 1-9	21
2. Sonntag nach Trinitatis	20. 06. 2004	Lukas 14, 16-24	187
4. Sonntag nach Trinitatis	19. 06. 2005	Genesis 50, 15-21	31
4. Sonntag nach Trinitatis	05. 07. 2009	Genesis 50, 15-21	35
6. Sonntag nach Trinitatis	18. 07. 2004	Matthäus 28, 16-20	141
7. Sonntag nach Trinitatis	03. 08. 2014	Matthäus 5, 13	99
10. Sonntag nach Trinitatis	27. 07. 2008	Lukas 19, 41-48	197
10. Sonntag nach Trinitatis	24. 08. 2014	Lukas 9, 51-56	183
11. Sonntag nach Trinitatis	03. 08. 2008	2. Samuel 12, 1-10,13-15a	47
12. Sonntag nach Trinitatis	07. 09. 2014	Markus 7, 31-37	155
14. Sonntag nach Trinitatis	13. 09. 2009	Lukas 17, 11-19	191
16. Sonntag nach Trinitatis	26. 09. 2004	Matthäus 2, 13 ff	93
16. Sonntag nach Trinitatis	27. 09. 2009	Genesis 1, 5-8	9
17. Sonntag nach Trinitatis	30. 09. 2012	Matthäus 15, 21-28	133
18. Sonntag nach Trinitatis	10. 10. 2004	Matthäus 6, 16-18	105
Erntedankfest	04. 10. 2009	Genesis 8, 18-22	15
Reformationsgedenktag	31. 10. 2004	Markus 2, 23-28	149
Reformationsgedenktag	27. 10. 2013	Ohne Text	221



Ich gehöre zu den Christen, für deren Glauben die Beispiele der furchtlosen Liebe, die von Jesus ausgeht, unentbehrlich und grundlegend sind.

Unsere Welt scheint vom häuslichen Leben bis zu den globalen Entwicklungen in Politik, Wirtschaft und Lebensstil im Griff von Todesmächten zu sein. Widerstand scheint zwecklos,

Widerstand gegen Einsamkeit, gegen Gewalt, Ausbeutung des Menschen durch den Menschen, gegen den letzten Ausverkauf der Schöpfung.

Mir begegnet der Auferstandene in allen, die auf sein Geheiß hin nicht aufgeben, dem Leben zu dienen und der Liebe. Der Name der meisten dieser Menschen steht niemals in der Zeitung.

Harald Robr

978-37858-0749-1

